SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache

Gemeinsam mit

Hans Eggers, Johannes Erben und Hans Neumann

herausgegeben von Hugo Moser

BAND II

SPRACHNORM, SPRACHPFLEGE, SPRACHKRITIK

JAHRBUCH 1966/1967

PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN
DÜSSELDORF

 • 1. Auflage 1968
Umschlagentwurf Paul Effert
Gesamtherstellung Schwann Düsseldorf

INHALT

Geleitwort 7

I. Sprachnorm und Sprachwandel 9

Jost Trier, Unsicherheiten im heutigen Deutsch 11

Paul Grebe, Sprachnorm und Sprachwirklichkeit 28

Hugo Steger, Über das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachentwicklung in der deutschen Gegenwartssprache . 45

Els Oksaar, Sprachnorm und moderne Linguistik 67

Jan van Dam, Fünfzig Jahre Deutschunterricht. Beobachtungen zum Sprachwandel 79

Günter Neumann, Sprachnormung im klassischen Latein 88

Jean Fourquet, Inwiefern ist das Individuum frei beim Gebrauch der Sprache? 98

Fritz Tschirch, Stehen wir in einer Zeit des Sprachverfalls? 106

II. Sprachwissenschaft und Sprachkritik 133

Karl Korn, Sprachkritik ohne Sprachwissenschaft? 135

Peter von Polenz, Sprachkritik und sprachwissenschaftliche Methodik 159

Sprachwissenschaft und Sprachkritik. Ergebnisse einer Diskussion (Leitung: *Walter Höllerer*) 185

III. Sprachpflege und Sprachwissenschaft 189

W. E. Süskind, Gedanken zur Sprachpflege 191

Leo Weisgerber, Wissenschaft und Sprachpflege 204

Pavel Trost, Die „Prager Thesen über Sprachkultur“ 211

Maria Hornung, Sprachpflege in Österreich 215
Bruno Boesch, Sprachpflege in der Schweiz 220
Gilbert de Smet, Probleme der sprachlichen Norm im niederländischen Sprachraum 236

IV. Grammatische Probleme 249

Laurits Saltveit, Akkusativ und Dativ in ihren Beziehungen zum Verb 251
Hansjakob Seiler, Zur Erforschung des lexikalischen Feldes 268

Geleitwort

Das zweite Jahrbuch des Instituts befaßt sich mit einem auf den Jahrestagungen 1966 und 1967 behandelten Themenkreis, der allgemeiner Aufmerksamkeit gewiß sein darf, der aber auch – und das wird in diesem Band deutlich – in eine Zone der Unsicherheiten und der Meinungsabweichungen führt. Von sehr verschiedenen Standpunkten aus gingen die Verfasser, deren Vorträge in diesem Band gesammelt sind, den Fragenkreis an, und vielfältig, zum Teil gegensätzlich, sind ihre Antworten, bei denen es sich, wie betont sei, um ihre persönlichen Meinungen, nicht etwa um eine Stellungnahme des Instituts für deutsche Sprache handelt.

Es geht einmal um die Frage, woran die Gültigkeit von Normen abgelesen werden kann. Auch die Diskussionsbeiträge dieses Bandes zeigen, daß eindeutige und allgemein angenommene Kriterien dafür bis jetzt nicht gefunden wurden. Zweifellos gibt es bestimmte Richtlinien. Die Häufigkeit (Frequenz) pflegt an erster Stelle genannt zu werden. Aber man wird mit Recht einwenden, daß der Geltungswert von Normen nicht allein eine Funktion der sprachlichen Statistik sein kann und darf. Als zweites objektives Kriterium wird man die Strukturgemäßheit nennen. Aber täuschen wir uns nicht; auch dieser Maßstab ist nicht völlig gesichert und zuverlässig. Immer wieder erhebt sich die Frage, ob Neuerungen der Struktur einer Sprache gemäß sind und daher in das geltende System aufgenommen werden sollen, und fast immer läßt sich das von der Struktur her rechtfertigen. Dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, des Ausbaus des sprachlichen Systems im Sinne einer Verbesserung der Kommunikationsfähigkeit der Sprache wird man gleichfalls eine wichtige Stelle zuweisen, aber es gibt auch hier keine allgemein anerkannten Kriterien für die Beurteilung. Mäßstäbe ethischer und vor allem ästhetischer Art sind ebenfalls nicht unumstritten; bei den letzteren spielt der wechselnde Zeitgeschmack ja eine große Rolle. Bleibt noch das „Sprachempfinden" in einem gruppenpsychologischen und sozialen Sinn. Der Nachteil ist hier jedoch, daß es zwar hinsichtlich des überkommenen Sprachstandes weitgehend übereinstimmt, aber, was Systemänderungen angeht, nicht selten auseinandergeht – je nach Alter, Bildungsschicht, Grundeinstellung zur Tradition, zu Neue-

rungen in allgemeiner wie im besonderen in sprachlicher Hinsicht wie auch nach sozialer Zugehörigkeit und persönlichem Geschmack. Daraus ergibt sich ein verschiedenes Verhalten der Sprachkritik und zur Sprachkritik. Man sollte dabei schärfer, als es oft geschieht, zwischen Sprachkritik im eigentlichen Sinn und Stilkritik unterscheiden; vielfach betrifft Sprachkritik die Anwendung sprachlicher Mittel in der „Rede", nicht die Mittel selbst. Es ergibt sich daraus aber auch eine verschiedene Einstellung der Sprachpflege und zur Sprachpflege.

Wer immer für die Pflege der Sprache zuständig war oder sich für diesen Bereich verantwortlich fühlte, hatte sich, je nach den Zeitläufen, gegen zwei Arten von Vorwürfen zur Wehr zu setzen: Zu gewissen Zeiten galten die Betreffenden als gleichgültig und pflichtvergessen, und der Verfall der Gegenwartssprache wurde ihnen in die Schuhe geschoben; zu anderen Zeiten schalt man sie nationalistisch, reaktionär oder einfach engstirnig und allem Fremden abhold. Es kennzeichnet die vielschichtige geistige Situation unserer Zeit, daß heute mit beiderlei Vorwürfen zu rechnen hat, wer sich um das Wohl und Wehe unserer Sprache kümmert. Neben den professionellen Sprachkritikern sind davon in zunehmendem Maße auch Sprachwissenschaftler betroffen. Das ist durchaus kein Nachteil. Es zeigt immerhin, daß unsere Gesellschaft durch ein sehr lebendiges Sprachbewußtsein gekennzeichnet ist; ferner, daß die Sprachwissenschaft immer mehr über die bloße Registrierung, Ordnung und Deutung der Fakten hinausgelangt. All das ist zu begrüßen.

Sicher ist Sprachpflege nur möglich auf Grund genauer Kenntnis der Normvorstellungen wie der jeweiligen Entwicklungstendenzen und der sich abzeichnenden Veränderungen; eine ausschließlich rückwärtsgewandte Grundeinstellung wird niemand mehr gutheißen. Vielmehr ist die Sprachpflege auf die Ergebnisse der Sprachwissenschaft angewiesen, besonders wo sich diese der Gegenwartssprache zuwendet. Sie wird aber zugleich (wie übrigens auch die Sprachwissenschaft) die Feststellungen der Sprachkritik zur Kenntnis nehmen und sie zu verwerten suchen.

Unter diesen Umständen verwundert es nicht, daß in diesem Band sehr verschieden klingende Stimmen vereinigt sind. Dies zeigt, wie offen das Problem, wie lebhaft das Gespräch ist.

Die Herausgeber

I

SPRACHNORM UND SPRACHWANDEL

Unsicherheiten im heutigen Deutsch*

Von Jost Trier

Das Thema, das Sie mir aufgegeben haben, ist so weit, daß ich mir erlaube, es als Rahmenthema aufzufassen. Ich werde mich innerhalb seines Umfangs bewegen, aber ich werde das Volumen nicht ausschöpfen. Das Allgemeine, das mir am Herzen liegt, möchte ich am Besonderen zeigen. Ich möchte sprechen von der Weise, in der unsere Sprache das Vergangene auffaßt. Ich will das Netz schildern, das sie über das Vergangene wirft, welche Gliederung dieses Netz vornimmt.

Mit der Wahl dieses Gegenstandes gewinnen wir den Vorteil, in eine Zone der Unsicherheit zu geraten, eine Zone der Fragen und der Entscheidungen. Solcherart aber ist der Arbeitsbereich des Stilisten. Da, wo alles fraglos gesichert ist, hat man Stilüberlegungen nicht nötig. Stil hat es überall mit Wahl zu tun.

Im Neuhochdeutschen gibt es ein erzählendes einfaches Imperfectum und ein gegenwartsbezogenes umschreibendes Perfektum. Man kann das auch mit deutschen Fachwörtern sagen: es gibt eine Erzählvergangenheit und eine Vorgegenwart.

Am Donnerstag regnete es, wir blieben zu Hause und lasen. Einige spielten Schach. Das steht im Zuge einer Erzählung und hat nichts zu tun mit der Gegenwart des Erzählers und mit der Gegenwart derer, die die Erzählung hören.

Aber wenn ich eines Morgens vors Haus trete und zu meiner Überraschung sehe, daß die Straße naß ist, so werde ich sagen: Sieh da, es hat geregnet. Die gegenwärtige Nässe der Straße erkenne ich als eine

* Zuerst veröffentlicht unter dem Titel „Stilistische Fragen der deutschen Gebrauchsprosa", in: Germanistik in Forschung und Lehre. Vorträge des Essener Germanistentages 1964, hrsg. v. R. Henß u. H. Moser, Berlin 1965.

in die Gegenwart reichende Folge eines vergangenen Regnens. Ich schließe aus der Nässe auf ein vergangenes Regnen. Ich fasse, redend, dieses vergangene Regnen als etwas, was mit meiner, des Redenden, Gegenwart zu tun hat und mich zu Handlungen veranlassen kann. Deshalb steht die Vorgegenwart: Es hat geregnet. Wo ich die Nachwirkung in meine Gegenwart ins Auge fasse und nach Lage der Dinge ins Auge fassen muß, brauche ich das umschreibende Perfekt, die Vorgegenwart. Wo ich diese Nachwirkung nicht ins Auge fasse und nach Lage der Dinge vernünftigerweise gar nicht ins Auge fassen kann, brauche ich das Imperfekt, die Erzählvergangenheit. Anders und vielleicht zutreffender gesagt: Wo ich rückblickend urteile, diskutiere, Folgen bemerke, für mich und meine Hörer Folgerungen ziehe, brauche ich das Perfekt. Wo dies nicht geschieht und das Ausgesprochene sich in seinem eigenen Raum hält, meine und meiner Hörer Stellungnahme nicht herausfordert, brauche ich das Imperfekt. Diese inhaltliche Opposition ist eine Opposition wie – in der Lautlehre – zwischen p und b. So wie p nicht p wäre ohne seinen Gegenpart b, so besäße die Erzählvergangenheit nicht die Losgelöstheit von meiner Gegenwart, wenn ihr die Vorgegenwart mit ihrer betonten Gegenwartsbindung nicht opponierend entgegenstünde. Eins weist dem anderen seine Aufgabe zu. Das Mitdasein des jeweils anderen ist inhaltsbestimmend. Die Gegenwartsferne hängt nicht am Imperfekt als solchem, an dieser seiner so und so aussehenden Form. Die Gegenwartsbezogenheit hängt nicht am umschreibenden Perfekt als solchem, an seiner so und so aussehenden Form. Sondern nur weil sie alle beide gemeinsam Glieder im Gefüge sind, teilen sie sich auf die beschriebene Weise in die Aufgaben und weisen einander gegenseitig ihre Inhalte zu. Das ist es, was wir das Beziehungswesen in der Sprache nennen. Das ist es, was Ferdinand de Saussure meint, wenn er sagt: Dans la langue il n'y a que des différences – In der Sprache kommt es nur auf die Unterschiedlichkeiten an.

Werther schreibt: „Ich habe meine Tante gesprochen und bei weitem das böse Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht." Ich habe meine Tante gesprochen (und beurteile auf Grund dieses Gespräches nun in dieser meiner Gegenwart die Person der Tante und die alten Familienunstimmigkeiten anders als vorher). Aber derselbe Werther, erzählend und von seiner Gegenwart ablösend, ganz dem vergangenen Geschehen als solchem hingegeben, schreibt: „Letzthin kam ich zum Brunnen und fand ein junges Dienstmädchen, das ihr

Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich stieg hinunter und sah sie an . . ." . . . das ihr Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah – . . . Das Imperfekt ist eng mit dem Plusquamperfekt als seiner Vorzeit (Vorvergangenheit) verbunden. Das Perfekt dagegen ist die Vorzeit des Präsens. Es sind zwei Systeme, zwei Koordinatenkreuze, das System Präsens-Perfekt mit dem Präsens im Kreuzungspunkt der Koordinaten und das System Imperfekt-Plusquamperfekt mit dem Imperfekt im Kreuzungspunkt der Koordinaten. Wenn wir umfassend sein wollten, müßten wir also auch vom Plusquamperfekt und auch vom Präsens sprechen. Wir tun's nicht, erstens weil uns dies in unsrer kurzen Stunde zu weit führen würde, zweitens weil nicht dort, sondern im Imperfekt-Perfekt-Verhältnis die Schwierigkeiten liegen, die unsre Aufmerksamkeit herausfordern.

Wir wiederholen: Die Erzählvergangenheit, das Imperfekt, löst von der Gegenwart des Redenden und Hörenden ab. Die Vorgegenwart, das Perfekt, bindet an die Gegenwart. – Eng mit diesem Gegensatz hängen andere Gegensätze zwischen den beiden Tempora zusammen. Für die Vorgegenwart sind kennzeichnend affektische Beteiligung des Sprechenden, urteilende Stellungnahme, Herausstreichen der Wichtigkeit des Gesagten, Zusammenfassung von Teilhandlungen zu einem größeren als insgesamt zu überliefernden Ganzen, Aufruf zu innerer Beteiligung der Hörer, Nähe zu Lenkung und Motivation des Handelns, Nähe zu Rechenschaft, Rechtfertigung und Verantwortung, Affinität zu allem, was Gewissen ist und sagt. – Auf der anderen Seite zeigt die Erzählvergangenheit einen deutlichen und ihr wesenseigentümlichen Mangel an affektischer Beteiligung, eine Zurückhaltung des Urteils, eine gleichmäßig über das Dargestellte verteilte Liebe und sehr geringe Mitbeteiligung des Bekennens, der Rechtfertigung, der Klage und der Anklage. Aber alle diese Züge und ihre gegenseitigen Oppositionen – so wichtig sie sind und sosehr sie mit Recht von den Grammatikern hervorgehoben werden – sitzen dem zuerst genannten Gegensatz (Gegenwartsbezogenheit und Gegenwartsgelöstheit) auf, hängen von ihm ab, sind seine Erscheinungsweisen, seine vielfältigen prismatischen Brechungen, könnten sich ohne ihn nicht zeigen. – Versuchen wir noch einen letzten Schritt. Fassen wir die Sache moralisch. Das umschreibende Perfekt ist die Redeweise, die den Redenden als einen in der Angst, in der Sorge und

in der Verantwortung Stehenden zu erkennen gibt. Das Imperfekt ist die Redeweise dessen, der sich – was das Ausgesagte anlangt – frei von Angst und Sorge fühlt und gewiß ist, für das dargebotene Geschehen keine Verantwortung zu tragen und keine aufzuerlegen. Die Erzählvergangenheit, das Imperfekt, ist das Tempus der Entängstigung, des Entlastetseins von aller Verantwortung.

Vielleicht kann man das, was wir meinen, am besten grade an solchen Beispielen zeigen, in denen ein Tempus mißbräuchlich verwendet wird, und zwar auf eine moralisch durchschaubare Weise mißbräuchlich verwendet wird.

Wenn einer zu Recht des Diebstahls bezichtigt ist und vor Gericht dringlich auf den Fall hin befragt wird und wenn er sich selbst und sein Tun ernst nimmt, dann wird er sagen: Ja, ich habe den Zwanzigmarkschein vom Ladentisch genommen – oder einfach: Ja, ich hab's genommen. Sagt aber etwa der Angeklagte: Ja, ich nahm das Geld – dann braucht man kein großer Seelenkenner zu sein, um den noch in der Formulierung des Geständnisses selbst sich aussprechenden Hang zur Verschleierung zu erkennen. Der Angeklagte gesteht zwar, aber im Geständnis selbst versucht er, sich in einen fernen Raum zurückzuziehen, für dessen Geschehnisse er nicht wirklich verantwortlich gemacht zu werden wünscht. Er stilisiert sich zur Figur einer Erzählung.

Eine lehrreiche Szene dieser Art steht im Letzten Rittmeister von Werner Bergengruen. Stabenhäusers alter Bursche, der Zigeuner, ist nachts, überraschend, im Park aufgetaucht und erhebt schwere, dunkle Anklage. Stabenhäuser, in der Angst, das Geheimnis seiner Lebenslüge werde enthüllt, verliert alle Selbstbeherrschung und schießt auf den Zigeuner. Der Schuß geht fehl. Der Erzähler fährt fort: „Stabenhäusers Kammerdiener war von dem Schuß erwacht und kam ins Zimmer gelaufen. Aber Stabenhäuser hatte seine Fassung wiedergewonnen und sagte: ‚Ich schoß auf eine Wildkatze im Garten. Geh zurück zu deiner Ruhe und lasse mir die meine'."

Ein sehr merkwürdiges Imperfekt: ich schoß auf eine Wildkatze. Der besorgt hereinstürzende Diener, der Herr, erschüttert und im vollen Bewußtsein dessen, was er mit dem Schuß gewollt hat, durch die schweigende Frage des Dieners zu einer erklärenden, zu einer den Schuß rechtfertigenden Antwort genötigt – das alles ergibt eine Lage, in der das umschreibende Perfekt zu erwarten ist: Ich habe auf eine Wildkatze geschossen. Es ist nicht zu erwarten, daß der Herr sagt:

Ich habe auf einen Zigeuner geschossen – das gewiß nicht. Aber „ich habe geschossen" sollte doch notwendig sein. Warum die Abweichung? Ich glaube, daß Wolfhard Kluge in seiner münsterschen Dissertation von 1961 das Richtige gesehen hat. Das Imperfekt soll verharmlosen, soll den Vorgang als etwas darstellen, was zu leicht, zu fern, zu folgenlos ist, als daß es in die Form des ernsten Perfekts einzugehn hätte. Der Bekenntnischarakter und die Verantwortungsschwere des Perfekts werden zum Zwecke der Verhüllung gemieden. Die von der schweigenden Frage des Dieners veranlaßte, ja erzwungene Äußerung Stabenhäusers wird mit dem lügenhaften Schein einer freien Erzählung umgeben.

Man könnte sagen: Die Wildkatze ist für den Diener, das Imperfekt aber mindestens ebensosehr auch für Stabenhäuser selbst bestimmt. Ob der erschrockene Diener sich durch die imperfektive Verschleierung täuschen läßt? Vielleicht. Wir jedenfalls, die Leser der Geschichte, die alles wissen, fallen auf solche vorgetäuschte Gelassenheit nicht herein, und das fehl am Ort stehende Imperfekt offenbart uns den Mann, der es gebraucht, in seiner hilflosen, aber noch immer verschlagenen Gebrochenheit. Und deshalb eben hat es der Autor so gesetzt. Wobei es grundsätzlich nichts ausmacht, welcher Grad von theoretischer Erkenntnis Bergengruens Tempuswahl an dieser Stelle mitbestimmt hat. Doch sind wir hierüber nicht ganz ununterrichtet. Wolfhard Kluge hatte Gelegenheit, mit Bergengruen selbst über diese Stelle zu sprechen und ihm vorzutragen, was er, Kluge, sich dazu gedacht hatte. Bergengruen habe geantwortet, daß die Verteilung der Perfekt- und Imperfekt-Formen nicht zufällig sei und daß ihn solche Gedanken zwar nicht bewußt geleitet hätten, aber doch seiner gestalterischen Absicht entsprächen.

Eine Tempusabweichung mit dem Sinn einer Entblößung – eine sehr lehrreiche Abweichung. Und sie läßt erkennen, daß Abweichungen sinnvoll nur dann sind, wenn etwas da ist, wovon abgewichen wird. In Zuständen der Promiskuität hat der Stilist – der praktische wie der theoretische – sein Arbeitsfeld verloren; genauso verloren wie in einer Lage vollkommener Sicherheit und Fraglosigkeit.

Das Miteinander der beiden Tempora hat es im Deutschen nicht immer gegeben. Im älteren Althochdeutschen herrscht wie im Gotischen das Imperfectum allein. Dieser Zustand ist urgermanisch und entstanden aus dem Zerfall des indogermanischen Systems. Aber solange das Imperfekt allein ist, den Opponenten im System noch

nicht neben sich hat, wird ihm das auch noch nicht zugewiesen, was der Opponent ihm in der späteren Entwicklung zuweist. Jenes älteste Imperfekt (das Präteritum schlechthin) kennt noch nicht die Losgelöstheit von der Gegenwart. Es steht unterschiedslos überall. Das beweist, daß unser anfangs geäußerter Satz richtig ist, es hänge die Gegenwartsgelöstheit nicht am Imperfekt als solchem, sondern am Mitdasein des Perfekts. Dieses bildet sich innerhalb des Althochdeutschen heraus in einem Prozeß, der nicht getrennt gedacht werden kann von allgemein westeuropäischen lateinisch-romanischen Veränderungen dieser und der kurz vorhergehenden Zeit. Es geht stufenweise vor sich, und die verschiedenen Verbarten werden nacheinander erobert. Bei Otfrid sieht es noch anders aus als bei Notker. Im 13. Jahrhundert erst ist das Neue im Grundsatz und in der Prosa durchgesetzt. Die Dichtung des klassischen Mittelhochdeutschen bewahrt dem Imperfekt in weitem Maße die alten breiteren Möglichkeiten bei daneben bestehendem Perfekt. Auch der Anfänger merkt das schnell, wenn er viele mittelhochdeutsche Imperfecta mit neuhochdeutschen Perfekten (oder Plusquamperfekten) übersetzen muß, um in seiner Übersetzung wirklich neuhochdeutsch zu sprechen. Doch wollen wir auf die historischen Vorgänge und auf die Systeme der älteren Sprachstufen nicht eingehn. Der Zustand des neueren Deutsch allein beschäftigt uns.

Von den Mundarten freilich muß etwas gesagt werden, und zwar von den süddeutschen Mundarten, zum Teil auch ostmitteldeutschen. Dort ist nämlich das einfache Imperfekt ausgestorben, mit großen Unterschieden zwischen den einzelnen betroffenen Landschaften. Der Vorgang beginnt im 15. Jahrhundert und vollendet sich im 16. Über die Gründe dieses Verlustes können wir hier nicht sprechen. Sie sind nicht ganz aufgeklärt, obwohl der Frage viel Fleiß und Scharfsinn, zuletzt durch den finnischen Germanisten Kaj Lindgren zugewandt worden ist. Mit dem Schwund des einen der beiden Oppositionspole bricht das ganze Oppositionsgefüge zusammen, und es bildet sich ein Zustand heraus, der demjenigen inhaltlich sehr ähnlich ist, der im Altgermanischen und im frühen Althochdeutschen bestand. Nur daß jetzt ein anderer formaler Träger herrscht als im frühen Althochdeutschen. In süddeutscher Mundart nämlich geht auch das von der Gegenwart loslösende Erzählen im zusammengesetzten Perfekt vor sich. Gegenwartsbezogenheit und Gegenwartsgelöstheit sind mundartlich nicht geschieden, wenigstens nicht mit

verbalen Mitteln. Und das wirkt bis in die Umgangssprache hinein. Auch innerhalb einer zusammenhängenden Geschichte sagt man nicht: Am Dienstag fühlte sich der Patient besser und ging eine Stunde spazieren. Sondern man sagt etwa: Am Dienstag hat er sich besser gefühlt und da ist er eine Stunde spazieren gegangen. Oder es erzählt einer: Am Donnerschdag sinn mer na Stuttgart gfahre un do hammer mein Vetter, der wo in der Stadtverwaltung arbeide dud, besuecht. Un wi mer do hi komme si het uns sei Frau en Kaffee gekocht un vil Kuche hets gebe. Das entspricht der Erzählweise süddeutscher spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Chroniken, und zwar, was zu beachten ist, auch solcher, die ihre Eintragungen nicht im unmittelbaren Anschluß an jedes einzelne Ereignis machen, wobei ja umschreibendes Perfekt sehr begreiflich wäre, sondern die aus der Entfernung zurückblickend größere Continua erzählen.

Die Verhältnisse werden dadurch modifiziert und, wenn man will, gemildert, daß ein erzählendes Präsens, das wie ein Vergangenheitstempus funktioniert, mindestens in literarischer Mundart das Feld mitbestimmt. Darauf hat Lindgren aufmerksam gemacht. Wieweit dieses erzählende Präsens auch in nicht literarischer Mundart gilt, wage ich nicht zu beurteilen. Ich zögere, Lindgren zuzustimmen, wenn er sagt, das Perfekt sei zwar oberdeutsches Vergangenheitstempus, aber nicht eigentliches Erzähltempus.

In der Neuzeit ist der literarische Süden ganz hochsprachlich geworden. Wer mit Anspruch schreibt, der folgt auch im Süden dem hochsprachlichen Oppositionsgefüge, und bei Keller ist das nicht anders als bei Storm. Aber unterhalb höherer literarischer Schicht hat das Imperfekt im Süden wenig Geltung. Ja, das Wiener Fernsehen hat einmal die Lehre von sich gegeben, das Imperfekt sei ein unösterreichisches Tempus und stehe dem Österreicher nicht wohl an.

Wahr ist, daß in umgangssprachlicher, zu einem Teil auch in hochsprachlicher Schicht im Süden kein oder kein ganz sicheres Gefühl für das temporale Oppositionsgefüge besteht. Woher soll es auch in Umgangs- und Hochsprache kommen, wenn die Mundart nur den einen Pol und also diesen nicht als Pol kennt.

Nun bleibt natürlich der Süddeutsche nicht ohne Kenntnis des Imperfekts. Er hört es von anderen. Er liest es. Der fremden Form ist er geneigt, einen sozialen Mehrwert zuzulegen. Er findet, daß sie sehr hoch und sehr feierlich sei, zumal er sie in der Heiligen Schrift findet, z. B. im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter: „Es war ein

Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho, und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus, und schlugen ihn, und gingen davon, und ließen ihn halbtot liegen." Der süddeutsche Leser empfindet an solchen Stellen nicht die Korrektheit der Erzählvergangenheit, sondern er nimmt hier eine Gehobenheit wahr, die im erzählenden Imperfekt doch gar nicht liegt. Er übernimmt dieses Imperfekt, wenn er glaubt, gewählt sprechen zu müssen. Aber da seine Mundart ihn nicht an das Oppositionsgefüge gewöhnt hat und ihm daher die Systemstelle, der Stellenwert des Imperfekts nicht oder nicht deutlich genug gegenwärtig ist, so setzt er das Imperfekt zuweilen auch da, wo es nach hochsprachlicher Norm nicht hingehört. Da können sich Gespräche entwickeln wie diese: Ist dein Onkel zu Hause? Nein, leider nicht, er fuhr nach Wörishofen. – Stör ich euch beim Essen? Nein, wir aßen schon. Man greift kaum fehl, wenn man so etwas als Hyperkorrektheit bezeichnet. Wenn man jener Äußerung des Wiener Fernsehens einen vernünftigen Sinn wohlwollenderweise unterlegen will, so könnte es der sein, solche Hyperkorrektheit zu bekämpfen.

An der Grenzzone zwischen Süd und Nord, auf der Mainlinie und am Ober- und Mittelrhein tief süd- und nordwärts greifend, im Osten bis nach Böhmen wirkend, kommt es aus der beschriebenen Unsicherheit zu einer Form, die sich wie ein Plusquamperfekt anhört, aber beileibe kein wirkliches Plusquamperfekt, keine Vorvergangenheit sein will.

Ein in Münster wohnender und in Münster aufgewachsener älterer Herr hat für einige Tage Hausbesuch von seinem Neffen. Der Neffe stammt aus Koblenz. Beim Mittagessen fragt der Onkel: „Na, was hast du denn heute morgen gemacht?" Worauf der Neffe: „Ich war in der Stadt gewesen" – zum äußersten sprachlichen Befremden des Onkels, der gar nicht einsehen kann, was denn hier ein Plusquamperfekt soll. Es ist eben kein Plusquamperfekt, es sieht nur so aus. Es ist eine Kontamination von Imperfekt und Perfekt, das Ergebnis der Unsicherheit.

Zwei Fachgenossen begegnen sich: „Ach, es freut mich, Sie wiederzusehen. Sie waren ja auch in Nürnberg gewesen, beim Germanistentag" – Dem Sprecher standen zwei Möglichkeiten zur Verfügung: „Sie waren ja auch in Nürnberg" oder „Sie sind ja auch in Nürnberg gewesen". Beides ist denkbar, beides korrekt. Die zweite Fassung rückt die Gegenwartsbeziehung stärker ins Bewußtsein. Sie könnte etwa – paraphrasierend – so vervollständigt werden: „Sie sind ja

auch in Nürnberg gewesen und haben den Vortrag des Kollegen X gehört; über diesen Vortrag möchte ich gern mit Ihnen sprechen." Aber das Imperfekt: „Sie waren ja auch in Nürnberg" ist gleichfalls ganz korrekt, denn es ist ja durchaus nicht nötig, die Gegenwartsbeziehung so stark herauszustellen. Außerdem genießt das Verbum *sein* – wie übrigens auch die praeterito-praesentischen Hilfsverben – gewisse Privilegien. Nur eins ist, von hochsprachlicher Norm aus gesehen, verfehlt, und das ist die aus Unsicherheit entstehende Kontamination von Perfekt und Imperfekt, die zum Scheinplusquamperfekt führt: „Sie waren ja auch in Nürnberg gewesen."

Wenn wir hier von Unsicherheit sprechen, dann ist damit nicht eine Unsicherheit gemeint, in welcher jeder einzelne Sprecher heute sich immer wieder erneut befände. Wir meinen mit Unsicherheit den Entstehungsgrund jenes Scheinplusquamperfekts. Der einzelne heutige Sprecher fühlt sich im Gegenteil gar nicht unsicher und steht ohne Selbstkritik und ohne störende Bewußtheit in der ihn sichernden Überlieferung seiner Sprachlandschaft.

Anders als das Scheinplusquamperfekt ist etwas zu beurteilen, was ich hier einmal scherzhaft und ohne damit einen Terminus einführen zu wollen, das Ultraperfectum nennen möchte. Wenn man erzählendes Perfekt als süddeutsche Weise zugibt, dann muß man einsehen, daß ein solcher Erzähler im Rückblick aus dem Kreuzungspunkt seines Erzähltempus noch ein Tempus braucht, das die Leistung übernimmt, die beim Rückblick vom hochsprachlichen Imperfekt aus das hochsprachliche Plusquamperfekt zu erfüllen hat. Es bleibt ihm nichts übrig, als hinter dem Perfekt ein zweites, gesteigertes Perfekt, ein doppeltes Perfekt, eben ein Ultraperfekt, aufzubauen.

Wie der Lehrer den Anton dabei erwischt hat, daß der auf dem Schulhof raucht, hat der Anton gesagt, daß er's ganz vergessen gehabt hat, daß das Rauchen verboten ist. – Auf der langen Bahnfahrt hat der Karl einen furchtbaren Hunger gekriegt. Am Morgen hat er nämlich kein Frühstück gegessen gehabt.

Das ist keine Vermischung wie das Scheinplusquamperfekt, sondern eine unausweichliche Folge der süddeutschen Erzählweise.

Wir wollen uns nun einer ganz anderen sprachlichen Schicht zuwenden, nämlich der Sprache der Dichtung, und zwar der Sprache des hohen Dramas der deutschen Klassik. Das führt uns zwar aus unserm Alltagsthema hinaus, wird uns aber Mittel liefern, gewisse Alltagsphänomene zu beurteilen.

Das Drama geht im Dialog vor sich, im Gespäch also. Jedes Gespräch, soweit es nicht in Erzählung übergeht, ist gegenwartsbezogen, und es ist zu erwarten, daß Präsens und umschreibendes Perfekt seine Tempora sind. Das ist nun, wie jedermann weiß, nicht in dem zu vermutenden Grade der Fall. Tasso sagt nicht: Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, hat mir ein Gott gegeben, zu sagen, wie ich leide. Dies entspräche der Prosaregel. Sondern er sagt: Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide. Die Kühnheit dieses gegenwartsbezogenen Imperfekts wird freilich in diesem besonderen Falle dadurch gemildert, daß die ganze Satzfolge durch eine perfektische Spitze eingeleitet wird, so daß die Kette der Imperfecta gleichsam unter dem schützend ausgereckten Schild des Spitzenperfekts sich birgt:

Nur eines bleibt:
Die Träne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt – Und mir noch über alles –
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Aber solch schützendes Spitzenperfekt ist doch keineswegs immer gegeben, weder im Tasso, noch in der Iphigenie. Liegt die Tempusabweichung am Vers? Läßt sich das Imperfekt etwa im Vers besser unterbringen als das Perfekt? Wie geht es zu, wenn ein Dichter Prosa in Verse überträgt? Goethe, der die Gottschedische Prosa in die Hexameter seines Reineke Fuchs transponiert, läßt die umschreibenden Perfecta, die Gottsched ganz im Sinne der Prosanorm gesetzt hat, im großen und ganzen bestehn. Die Verssprache ist es also nicht, die die Tempusänderung herbeiführt. Im Reineke Fuchs hätte eine gespannte Abweichung von der Prosanorm den Anspruch auf eine Ebene bedeutet, die dem Werk mit seinem heiteren, skeptischen, welt- und menschenkundig überlegenen Charakter widersprochen hätte. Aber wenn er die eigene Prosa der älteren Iphigenienfassungen in den auftaktigen Fünfheber umgießt, dann löst er das für die Prosa normative und in seiner eigenen Prosa-Iphigenie gebrauchte Gefüge in eindrucksvoll vielen Fällen zugunsten des Einheitsimperfekts auf. Man hat zeigen können, daß es nicht der Unterschied zwischen Hexameter und fünffüßigem Jambus ist, der zu diesem Unterschied in der Tempusbehandlung geführt hat, sondern daß das iphigenische Im-

perfekt dem besonderen Ethos, der Strenge und Gemessenheit, mit der hier gesprochen wird, zukommt. Dies gegenwartsbezogene Imperfekt gehört zu den wirksamsten Mitteln, der Rede der handelnden Personen im klassischen deutschen Jambendrama den Ton des Gehobenen, Feierlichen und Entrückten zu geben. Aber mit welchem Recht, aus welchen Kräften? Offenbar ist die Wirkung darin begründet, daß Menschen, die so zu sprechen wagen dürfen, sich selbst in ergreifendem Grade von den über sie kommenden Beglückungen und Bedrängnissen distanzieren und den Zuschauer an dieser Distanzierung teilnehmen lassen, ihn mit in den Genuß der Distanzierung setzen. Dies eigentümlich Entrückende des gegenwartsbezogenen Imperfekts bindet sich mit der entrückenden Kraft des Verses als solchen. In diesem Sinne – als Parallelen – haben Imperfekt und Vers etwas miteinander zu tun, nicht aber in dem Sinne, daß das Imperfekt vom Vers hervorgerufen würde.

Prosa-Iphigenie 362 Und nun berechtigt zum Verderben treten sie den schönen Boden der gottbesäten Erde wovon sie längst hinweggebannt sind.
Daraus wird in der Versfassung 1066
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesäten Erde schönen Boden
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.
Prosa 396 Ich erkenne die Stimme, die mich so oft besänftigt hat.
Vers 1986
Wie oft besänftigte mich diese Stimme.
Prosa 328 Oft bin ich schon dem Antrag . . . mühselig ausgewichen.
Vers 154
Oft wich ich seinem Antrag mühsam aus.

Das ist die gemessene, alles Leidenschaftliche (und das ist immer gegenwärtig) in der Sprachform dämpfende Kraft des klassischen Versdramas.
Es ist ein großartiges, höchst wirkungsvolles Mittel. Aber für jeden, der nicht auf gemäßer Höhe steht, ein überaus gefährliches Mittel, das stets droht, ihn durch Lächerlichkeit zu töten. Wenn Thoas sagt: „Wie oft besänftigte mich diese Stimme —“, dann hat der Mann, der morgens aus dem Hause tritt und zu seiner Überraschung die Straße naß findet, noch lange kein Recht zu sagen: „Sieh da, es regnete“. Sagt er so, dann macht er einen Fehler. Man kann versuchen, herauszubekommen, wie es zu diesem Fehler kommt. Aber die Erklärung des Fehlers rechtfertigt nicht den Verstoß gegen das Oppositionsgefüge.

Auf der Rückseite des Deckels eines gut gebundenen und schön gedruckten Buches liest man: „Den Einband entwarf Richard H. Krakolf, Ursula Silberström gestaltete das Schriftbild." Ich erlaube mir, dieses mißbräuchliche Imperfekt das Ästhetenpräteritum zu nennen. Man trifft es in kunsthandwerklichen, bibliophilen und anderen ästhetisierenden Kreisen. Warum wirkt es auf den sprachlich empfindlichen Leser so peinlich? Weil das Ergebnis von Herrn Krakolfs und Fräulein Silberströms kunsthandwerklichen Bemühungen, nämlich das Buch, jetzt eben grade dem Leser als ein gegenwärtiges dargewiesen und anempfohlen werden soll und von jenen Bemühungen nur im Hinblick auf das dabei Entstandene, jetzt vor Augen Liegende gesprochen wird. Der Blick auf das Gegenwärtige kann nur mit Anstrengung vernebelt werden. Aber warum wird diese Anstrengung aufgewandt? Weil der gepflegte Herr, dessen sprachlichem Vermögen die angeführten Sätze entstammen, es darauf absieht, jenes Kunsthandwerkerpaar wie ferne Märchenfiguren erscheinen zu lassen, aus deren geheimnisvollem und zweckfreiem Tun unerwarteterweise schließlich doch etwas in den Händen des ganz überraschten Lesers zurückgeblieben sei. Er will gerade nicht in alltäglicher und prosaischer Vorgegenwart sagen: „Sieh dir an, was die beiden da Hübsches für dich fertiggebracht haben." Das wäre denn doch zu derb, das rückte den Leuten zu dicht auf den Pelz. Grade das meidet ein wohlerzogener Verlagstexter. Hat er Vorbilder? Er ist wohl nicht angesteckt von der beschriebenen süddeutschen Unsicherheit. Das liegt unterhalb seiner Stilebene. Was ihm als vorbildlich im Ohr klingt, ist die Redeweise des distanzierenden hohen dramatischen Gedichts. Sein Fehler also besteht in der Vermengung der Rangstufen. Er weiß nicht, daß nicht jedweder jedwedes tun darf. Eins wollen wir ihm freilich zugute halten. Er bevorzugt das Imperfekt auch, weil es kürzer, weil es weniger umständlich ist. Das ist der Wille zum schlanken Sprechen. Den wollen wir nicht tadeln. Nur sind die Folgen der Kürze hier nicht kritisch genug bedacht.

In diesem Zusammenhang muß man auch an englischen Einfluß denken. Gerade angesichts des bibliophilen Ästheten liegt es nahe, an Englisches zu erinnern. Das englische Imperfekt reicht breiter als das deutsche in den Bereich der Gegenwartsbezogenheit. That's the prettiest girl I ever saw – „das ich je gesehen habe" muß es im Deutschen heißen. Die englischen Zeitungen ziehen aus diesen breiteren Möglichkeiten ihres Imperfekts den Vorteil, sehr kurze, ganz ge-

drängte Überschriften bilden zu können. Lady shot husband. Duchess eloped with dancer. Das wird dann im Deutschen einfach nachgemacht. Was schrieb das Kind? Gemeint ist aber: Was hat das Kind geschrieben? Der Gegenwartsbezug ist überaus dringlich. Was hat das Kind denn nun eigentlich wirklich geschrieben? Auf was kann man sich verlassen? Etwa auf keinen der gedruckten Texte?

Wir sind in der Nähe gewisser Geschäftsanzeigen: Ich verlegte mein Geschäft von der Frauenstraße zum Prinzipalmarkt. – Wir eröffneten eine Zweigniederlassung am Ludgeriplatz. – Dabei sind das doch keine Sätze aus Firmengeschichten, sondern es sind aktuelle, gegenwartsbezogene Mitteilungen an die Kunden: Ich habe mein Geschäft verlegt. Ich habe da und dort eine Zweigniederlassung eröffnet. Ich teile es hierdurch mit, damit Sie, verehrter Kunde, sich nunmehr danach richten können. – Daß das etwas länger ist, sollte man nicht scheuen. Vielleicht ist es aber gar nicht nur die Kürze, die verführt. Vielleicht ist es der Wunsch nach einem gewissen, gerade in der Abweichung angeblich liegenden vornehmeren Ton. Dann stünde dieses Imperfekt dem Imperfekt unseres bibliophilen Ästheten garnicht fern.

Hat es denn mit dem vornehmeren Ton des abweichenden Imperfekts wirklich etwas Ernsthaftes auf sich? Ich bin mit einem Vetter auf Reisen. Eines Morgens treff ich ihn auf seinem Zimmer in heller Verzweiflung. Er hat alle Taschen umgedreht und den Inhalt seines Koffers auf den Boden geschüttet. „Ja was ist denn los?" – „Ich kann mein Reisescheckheft nicht finden." – Teilnehmend und zu tröstendem Zuspruch bereit, sage ich: „Du hast es doch nicht wirklich verloren?" Ich sage nicht: „Verlorst du's etwa wirklich?"

Ein bedeutender Grammatiker unsrer Tage meint, die zweite Formulierung unterscheide sich von der ersten im wesentlichen durch Kürze und durch einen vornehmeren Ton. Ich bin nicht dieser Meinung. Vielmehr ist die erste richtig und die zweite falsch. Falsch, weil nicht der Lage entsprechend. Zudem trägt die zweite einen Ton, der nicht der Ton der Vornehmheit ist, sondern der Ton der Affektiertheit, und das ist ungefähr das Gegenteil.

In manchen Fällen mag man zweifeln. Einigermaßen milde behandelt Johannes Erben den Rundfunksprecher, der uns mitteilt: „Sie hörten Nachrichten." Mir persönlich klingt das geziert.

Die Scheinfeierlichkeit des mißbrauchten Imperfekts kann auf höherer Ebene ironisch eingesetzt und zur sprachlichen Kennzeichnung von Romanfiguren genutzt werden. Erben bringt ein Beispiel aus

dem Zauberberg. In der spiritistischen Sitzung gegen Ende des zweiten Bandes fordert die sehr zweideutige Person des Herrn Dr. Krokowski den Geist Holger zu den erwarteten Leistungen mit den Worten auf: „Als du das letzemal unter uns weiltest, versprachst du, jeden beliebigen Abgeschiedenen . . . herbeizurufen." Als du das letztemal unter uns weiltest, das wäre noch Norm, nicht Krokowski. Krokowski aber ist das Imperfekt des Hauptsatzes: versprachst du. Die Norm verlangt: hast du uns versprochen, und dann darf freilich unter dem schützenden Schild dieses Hauptsatzperfekts im Nebensatz Imperfekt stehen. Es stellt Krokowski in ein schlechtes Licht, wenn Thomas Mann es anders macht. – Ein Blatt weiter heißt es: „Du hörtest, Holger . . ."

Der treffliche Ludwig Reiners sagt, man könne nicht mehr gegen dieses Imperfekt ankämpfen. Es sei ganz vergeblich. So feine Unterscheidungen seien den Sprachmeistern vorbehalten, dem schlichteren Sprachgenossen seien sie nicht zugänglich. Die Wäschereifirma – ich ändere das Beispiel, – die Wäschereifirma werde eben doch in der Zeitung mitteilen: „Wir erhielten das Gütezeichen des deutschen Wäschereigewerbes." Niemand könne sie daran hindern, und man müsse derartiges verzeihen. Aber gewiß, aber selbstverständlich verzeihen wir dem Wäschereiunternehmer. Wir weichen nur in einem Punkt von Ludwig Reiners ab. Wir möchten uns das Recht nicht nehmen lassen, wir möchten uns von der Pflicht nicht befreien lassen, auch dem Wäschereimann zu guter Stunde einen Wink zu geben. Wer weiß denn, ob nicht auch der Wäscher im Grunde zuweilen einen Wink von uns erwartet. In der Zurückhaltung der Wissenden kann auch zu viel Resignation liegen. Alle Sprechenden wirken, meist unwissend, an den Veränderungen der Sprache mit. Sollen wir allein, die wir wenigstens annäherungsweise die Dinge zu durchschauen glauben, uns aller Mitwirkung enthalten?

Aber verlassen wir den Wäschereiunternehmer mit seinem Gütezeichen. Verwirrungen gibt es – wir wissen es – auch auf höheren Sprachrängen. Sie haben zum Teil ihren Grund in der Vermengung von Bericht und Erzählung. Der Bericht redet zu jemandem, der einen Bericht verlangen kann, der ihn als Pflichtleistung erwartet. Der Bericht ist gegenwartsbezogen, weil auf den bezogen, der ihn empfängt, und auf den bezogen, der ihn gibt. Aber die Erzählung ist ein Akt des freien Geistes. Niemand hat Anspruch auf eine Erzählung. Niemand kann sie erzwingen. Dort nun, wo die Erzählung

zum Bericht wird – was ja durchaus geschehen kann –, da wird sie dazu neigen, ins umschreibende Perfekt, in die Vorgegenwart überzugehen. Und umgekehrt wird ein Bericht da, wo er aus dem Klima des Pflichtgemäßen und Amtlichen in das befreite, gelöste Klima des Erzählerischen auszubiegen wagen darf, zum Imperfekt, zur Erzählvergangenheit greifen.

Anders steht es mit den Übergängen zwischen Gespräch und Erzählung. Das Gespräch hat stets aktuelles Gewicht. Immer dreht sich's z. B. um Urteil, Diskussion, um Beeinflussung, um Rechtfertigung, um Belehrung. Es kann nun aber geschehen, daß einer der Gesprächspartner in echte Erzählung hinübergleitet und im Imperfekt weiterspricht, sich behaglich im Sessel des Erzählers zurücklehnend und sicher, in den nächsten fünf oder zehn Minuten von den Anwesenden nicht unterbrochen zu werden. Auf diese Zeitstrecke hin wird dann die gegenwartsbezogene Haltung des Gesprächs verlassen, und wohlig fließt das Kontinuum der einander folgenden Imperfecta dahin. – Denn das Imperfekt fühlt sich am wohlsten, wenn es von seinesgleichen und vom zugehörigen Plusquamperfekt umgeben ist.

Eine solche imperfektische eingeschobene Erzählung hat perfektisches Eingangstor und perfektisches Ausgangstor, dieses dort, wo das Gespräch wieder einsetzt. Das ist also schon unterhalb künstlerischer Ebene zu beobachten. Es hält sich durch alle Schichten hindurch bis in oberste Kunstübung. Die berühmten ins Perfekt umbiegenden Schlüsse des Werther und der Erstfassung des Grünen Heinrich sind nicht wesentlich von der klanglichen Gewichtsverteilung her zu verstehn, sondern ihr Perfekt heißt Verabschiedung. Verabschiedung vom Hörer und Leser, gegenwartsbezogene Verabschiedung also. Darin liegt die ans Herz greifende Macht dieser Perfecta, dieser codabildenden Übergänge vom Imperfekt ins Perfekt.

„Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet." An der Deutung ändert es nichts, daß das Perfekt schon in der Quelle steht, in Kestners Bericht über Jerusalems Ende. Es steht dort in kennzeichnend andrer Umgebung, indem es nämlich schon bei den Leichenträgern auftritt. So wie es im Werther lautet, in starker Drehung den Leser mitnehmend, ist es Goethe und nicht Kestner.

Und nun Keller. „So ging der tote grüne Heinrich auch den Weg

hinauf in den alten Kirchhof, wo sein Vater und seine Mutter lagen. Es war ein schöner, freundlicher Sommerabend, als man ihn mit Verwunderung und Teilnahme begrub, und es ist auf seinem Grabe ein recht frisches und grünes Gras gewachsen."

In der Kunst kommt es, um mit Schiller zu sprechen, auf das Fernhalten der eindringenden Wirklichkeit an, d. h. derjenigen Realität, die zur Existenz des Erzählers, des Lesers gehört. Das Imperfekt der kunsthaften Erzählung, das Tempus der Erinnerung, zieht zwischen der Wirklichkeit, in welcher Erzähler und Leser leben, und der Welt des Erzählten eine Grenze. Dieses Tempus hebt ab von umgebender Realität und läßt den Leser nicht auf den Gedanken kommen (ich benutze eine Formulierung von Hennig Brinkmann), das Erzählte sei eine Mitteilung, die seine, des Lesers, gegenwärtige Lebensverhältnisse etwa beträfe. Es ist das Tempus, das die erzählten Begebnisse als ein für sich verlaufendes Kontinuum aus der Profanität des empirisch Gegenwärtigen löst. Und so übernimmt dieses Tempus die Funktion, welche im Schauspiel die Hegung des Theaters hat, den Schutz vor der eindringenden Wirklichkeit. Hier brauche ich nur an die scharfsinnigen und kritischen Scharfsinn herausfordernden Arbeiten von Käte Hamburger zu erinnern. Der Spielcharakter der imperfektiv erzählten Welt ist es, der es vermag – und nun lassen wir Schiller sprechen –, „die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten und dem Gemüt eine poetische Freiheit gegen den Stoff zu verschaffen". Aber auch diese seine höchste Fähigkeit, der gegenüber sein Zeitwesen bis zum äußersten geschwächt erscheinen kann, selbst diese seine höchste Fähigkeit bringt das Imperfekt schon aus seinen unterkünstlerischen, alltäglichen, rein grammatischen Möglichkeiten mit, und der Mann, der im Verlauf eines Gesprächs in imperfektive Erzählung übergeht, nähert sich mitten im Alltag einer hohen Ebene, der Ebene der Kontemplation und der Freiheit.

Aber mit alledem wäre es nichts, wenn die schlichte grammatische Opposition einem regellosen Durcheinander, einer gänzlichen Beliebigkeit des Gebrauchs Platz machen sollte. Dann könnte das erzählende Imperfekt hoher Darstellung seine Schutzfunktion nicht mehr erfüllen. Es könnte keine Hegung des Spiel- und Kunstraumes mehr sein. Und das wäre schade. Schade auch, weil der Zusammenbruch der Opposition ein geistiger Verlust wäre, ein Verlust sprachgegebenen Geleites zu sinnvoller Weltgliederung.

Nun könnte man sagen: Eine Sprachgemeinschaft, die eine solche Opposition kollabieren läßt, hat offenbar kein Bedürfnis mehr nach ihr. Kürze des Ausdrucks, Ökonomie der Mittel sind ihr wichtiger als die beschriebene Differenzierung, und sie verhält sich einfach demgemäß. Dagegen würde ich zu bedenken geben, daß man sich eine Sprachgemeinschaft nicht allzu einheitlich vorstellen darf. Sie ist ein sehr vielschichtiges Gebilde, und in manchen Schichten kann ein geistiges Bedürfnis geschwunden sein, das in anderen Schichten kräftig fortbesteht. Sollen die Bedürfnisloseren bestimmen, wohin der Weg geht?

Wir Philologen müssen uns überlegen, ob wir nicht dazu da sind, unsere Sprachgemeinschaft vor solchen Verlusten zu schützen.

Literatur

Paul, Hermann: Deutsche Grammatik IV, Halle 1920.

Behaghel, Otto: Deutsche Syntax II, Heidelberg 1924.

Erben, Johannes: Abriß der deutschen Grammatik, [7]Berlin 1964.

Glinz, Hans: Die innere Form des Deutschen, Bern 1952, [2]1961/62.

Brinkmann, Hennig: Die deutsche Sprache, Gestalt und Leistung, Düsseldorf 1962.

Hempel, Heinrich: Über Bedeutung und Ausdruckswert der deutschen Vergangenheitstempora, Festgabe für Philipp Strauch 1932, S. 1–29.

Kluge, Wolfhard: Perfekt und Präteritum im Neuhochdeutschen, Diss. Münster 1961.

Lindgren, Kaj: Über den oberdeutschen Präteritumschwund, Annales Academiae Scientiarum Fennicae B 112, 1, Helsinki 1957.

Lindgren, Kaj: Über Präteritum und Konjunktiv im Oberdeutschen, Neuphilologische Mitteilungen, Helsinki 44, 1963, 264–283.

Dal, Ingerid: Zur Frage des süddeutschen Präteritumschwundes, Indogermanica, Festschrift für Wolfgang Krause, Heidelberg 1960, S. 1–7.

Rompelmann, T. A.: Form und Funktion des Präteritums im Germanischen, Neophilologus 37, 1953, 65–83.

Hamburger, Käte: Das epische Präteritum. DVjs 27, 1953, 329–357.

Hamburger, Käte: Die Zeitlosigkeit der Dichtung, DVjs 29, 1955, 413–426.

Hamburger, Käte: Die Logik der Dichtung, Stuttgart 1957.

Stanzel, Franz: Episches Präteritum, erlebte Rede, historisches Präsens, DVjs 33, 1959, 1–12.

Rasch, Wolfdietrich: Zur Frage des epischen Präteritums, Wirkendes Wort, 3. Sonderheft, Festschrift für Brinkmann, Düsseldorf 1961, S. 68–81.

Seidler, Herbert: Allgemeine Stilistik, Göttingen 1953, S. 137–141.

Seidler, Herbert: Zum Stilwert des deutschen Präteritums, Wirkendes Wort 3, 1953, 271–279.

Weinrich, Harald: Tempus, besprochene und erzählte Welt, Stuttgart, Kohlhammer 1964. Daß ich in den entscheidenden Punkten mit diesem Buch übereinstimme, ist mir eine wertvolle Bestätigung.

Sprachnorm und Sprachwirklichkeit

Von Paul Grebe

Wenn der Herausgeber der Duden-Bände und vor allem der Bearbeiter der Duden-Grammatik zu dem Thema „Sprachnorm und Sprachwirklichkeit" spricht, dann sind damit zwei Besonderheiten verknüpft. Zunächst wird man den Leiter der Dudenredaktion ab ovo für einen einseitigen Verteidiger der Sprachnorm halten, weil die Wörter „Duden" und „Norm" weithin gleiche Vorstellungen auslösen. Und doch hat Friedrich Sieburg in seiner Besprechung der Duden-Grammatik in der Frankfurter Zeitung vom 13. Februar 1960 zusammenfassend geschrieben: „Die neue Duden-Grammatik ist von einem optimistischen Geist getragen, sie setzt Menschen voraus, die mit Ausnahmen und Abweichungen etwas anfangen können. Wort und Satz sind hier aus dem Käfig überlieferter Gewohnheiten entlassen; die Tür steht weit offen – aber es macht Ehre und Wert der deutschen Sprache aus, daß sie zögert, auf jenes weite, ja unbegrenzte Feld zu entweichen, auf dem es umgangssprachlich zugeht."
Fast gleichzeitig schrieb mir ein solcher Mensch, der „mit Ausnahmen und Abweichungen etwas anfangen kann", nämlich Hans Glinz, der bekannte Verfasser des Buches „Die innere Form des Deutschen", über das gleiche Werk: „Aber viel wichtiger als die Verschiedenheiten des Weges, den wir hier und da eingeschlagen haben, dünkt mich die große Übereinstimmung im Grundsätzlichen, in der Haltung gegenüber Sprache und Sprachwissenschaft. Sie haben an Stelle eines ‚dogmatischen' Dudens einen ‚offenen' geschaffen, und dafür möchte ich nun meinerseits von Herzen danken ... Sie bringen dadurch Sprachwissenschaft und Sprachpflege in eine Verbindung, wie sie zum beiderseitigen Schaden lange Zeit nicht bestanden hat."

Diese Äußerungen von Friedrich Sieburg und Hans Glinz lassen erwarten, daß der hier sprechende Leiter der Dudenredaktion keineswegs nur dem einen Teil des Themas, „der Sprachnorm", sondern auch dem zweiten Teil, „der Sprachwirklichkeit", zugewandt ist. Sie lassen aber zugleich auch erkennen, daß zwischen Sprachnorm und Sprachwirklichkeit gelegentlich Klüfte bestehen, denen wir uns bei einem solchen Thema zuzuwenden haben. Dabei läßt sich der Wendung von Hans Glinz „Sie bringen dadurch Sprachwissenschaft und Sprachpflege in eine Verbindung, wie sie zum beiderseitigen Schaden lange Zeit nicht bestanden hat" entnehmen, daß der Sprachpfleger vornehmlich auf seiten der Norm und der Sprachwissenschaftler vornehmlich auf seiten der Sprachwirklichkeit gestanden hat und daß es ein erstrebenswertes Ziel sei, eine wissenschaftlich begründete Sprachpflege zu betreiben.

Wir selbst haben immer deutlich werden lassen, daß wir dieses Ziel seit fast zwanzig Jahren anstreben. Wir selbst haben dabei aber auch wie wohl kaum ein anderer erfahren müssen, daß weite Kreise unserer Sprachgemeinschaft den Blick auf die sprachliche Wahrheit nur schwer ertragen können. Ja, in den dabei entstandenen Kontroversen geriet die Sprachwissenschaft in ihrem Bemühen, die Sprachwirklichkeit zu erfassen, gegenüber manchen Sprachpflegern und Sprachkritikern sogar in Gefahr, als Sprachverderber zu erscheinen. So gewaltsam können die Reaktionen sein, welche die Entschleierung der Gegenwartssprache auslösen.

An dieser Stelle wende ich mich der zweiten Besonderheit zu, die mir mit meinem heutigen Vortrag verknüpft zu sein scheint. Es ist der Wandel, der sich in der germanistischen Disziplin vollzogen hat oder noch vollzieht. Noch in den zwanziger Jahren, als ich in Frankfurt und Marburg Germanistik studierte, wäre es kaum denkbar gewesen, daß die neuzeitliche Hochsprache zum Gegenstand eines wissenschaftlichen Vortrages hätte gemacht werden können. Noch wirkte der Historismus des 19. Jahrhunderts, der in Jacob Grimm seinen reinsten Repräsentanten gefunden hatte, fort. Erst seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts gewinnt die deutsche Gegenwartssprache als Forschungsobjekt eigenes Leben. Männer wie Schmidt-Rohr, Ipsen, Porzig, Trier und Weisgerber sind in diesem Entwicklungsgang an erster Stelle zu nennen. Der Einschnitt von 1945 hat diesen Prozeß überaus beschleunigt. Heute gibt es fast kaum noch eine Universität, an der nicht Vorlesungen über die deutsche Gegen-

wartssprache gehalten würden. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat bereits vor Jahren einen Schwerpunkt „Sprache und Gemeinschaft" gebildet. Vier größere Grammatiken der Gegenwartssprache sind seit 1952 erschienen. Hans Glinz' Innere Form des Deutschen, die von mir herausgegebene Duden-Grammatik, Erbens Abriß der deutschen Grammatik und Brinkmanns Buch über die deutsche Sprache. Daneben gibt es bereits eine respektable Zahl von Einzelabhandlungen über grammatische Erscheinungen der Gegenwartssprache. Das deutlichste Zeichen für diesen Wandel ist aber wohl die Gründung unseres Instituts am 19. April 1964 in Mannheim, das die Erforschung der deutschen Gegenwartssprache als Hauptaufgabe ansieht.

Wenn man dies alles überblickt, dann erkennt man die Breite, in der die Sprachwissenschaft das Forschungsobjekt „Gegenwartssprache" angegangen hat. Niemand freut sich über diese Entwicklung mehr als die Dudenredaktion, weil sie seit 1880 weithin mit ihren Sorgen allein stand. Niemand wird es aber auch verwundern, daß bei der dargestellten breiten Erforschung der deutschen Gegenwartssprache eine Sprachwirklichkeit sichtbar wird, die mit den überkommenen Normen nicht immer im Einklang steht. Das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachwirklichkeit hat deshalb in unserer Epoche eine wohl nie zuvor gekannte Aktualität erfahren. Fast möchte man überspitzt formulieren: Je mehr Sprachwirklichkeit sichtbar wird, desto weniger Normen bleiben bestehen. Und umgekehrt kann man sagen: Je weniger Sprachwirklichkeit sichtbar war, desto leichter war es, Bücher über die „Sprachdummheiten" zu schreiben. Es war der Nährboden der dogmatischen Sprachpfleger. Wer hier jedoch im eigentlichen Sinne „schuldig" war, Wissenschaft oder Sprachpflege, ist kaum zu entscheiden.

Die dogmatischen Sprachpfleger hatten es bei uns aber auch deshalb leicht, weil die Norm dadurch im besonderen Ansehen stand, daß bis weit in das 19. Jahrhundert hinein „Schriftsprache" und „gesprochene Sprache" auseinanderfielen. Dies wird vielleicht am deutlichsten in den rechtschreiblichen Anweisungen Adelungs am Ende des 18. Jahrhunderts, wo er die Regel aufstellt[1]: Schreibe, wie du sprichst! Nach der Frage aber: Wie spricht man denn? nicht einfach

[1] Johann Christoph Adelung, Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuch für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, Frankfurt und Leipzig 1788, S. 28ff. u. S. 57.

antwortet, wie die Besten sprechen, sondern wie die Besten schreiben. Sie sprachen nämlich fast noch weithin landschaftlich. In gleicher Weise diskutierte noch Anfang der fünfziger Jahre der Grimm-Schüler Weinhold mit Rudolf von Raumer diese Frage bei ihrer Auseinandersetzung um eine deutsche Einheitsschreibung.[2] Erst 1898 zeugt der damals erscheinende „Siebs" dafür, daß die Schriftsprache weithin in die Rolle der gesprochenen Sprache hineingewachsen ist. Es bedarf keiner Erklärung, daß durch diesen elementaren Vorgang, der in unserer Zeit durch Rundfunk und Fernsehen mächtig gefördert wird, auch von hier aus das Verhältnis von Norm und Sprachwirklichkeit eine Aktualisierung erfahren hat, denn die gesprochene Sprache ist anderen Bedingungen unterworfen als die geschriebene. Wo sich dieser Prozeß nicht vollzogen hat, wie in der Schweiz, wo noch Mundart und Schriftsprache unvermittelt gegenüberstehen, ist deshalb auch heute noch der Ruf nach strenger Norm am stärksten.

Man muß beide Vorgänge, die Ausweitung der neuhochdeutschen Schriftsprache als gesprochene Sprache und die Hinwendung der Sprachwissenschaft zu dieser Sprache als Forschungsobjekt, nebeneinander sehen, um zu begreifen, daß uns der Antagonismus zwischen Sprachnorm und Sprachwirklichkeit immer stärker beschäftigt. In größter Bedrängnis ist dabei der Sprachpfleger, weil er nicht Gefahr laufen darf, alles zu relativieren, und weil er sich andererseits der wissenschaftlichen Einsicht nicht verschließen will.

Die Frage lautet also: Ist wissenschaftliche Sprachpflege überhaupt möglich, ohne den Zweck der Sprachpflege selbst zu verkehren, d. h., ohne der Sprache durch allzu starke Konfrontierung von Norm und Sprachwirklichkeit Schaden zuzufügen? Wenn wir an die eingangs zitierte Besprechung der Duden-Grammatik durch Friedrich Sieburg oder auch an die Diskussion um die Funktionsverben denken, die im Anschluß an den Vortrag von Peter von Polenz auf dem Mannheimer Germanistentag zwischen ihm und Dolf Sternberger entstanden war, dann erkennen wir, daß wir dabei sind, eine Antwort auf diese Frage zu finden. Die Frage selbst scheint uns symptomatisch für die eingangs skizzierte Situation unserer Wissenschaft zu sein.

Eine brauchbare Antwort und zugleich Maßstäbe für den Sprach-

[2] Vgl. hierzu den Aufsatz von *Karl Weinhold,* Über deutsche Rechtschreibung, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Wien 1852, und die Erwiderung von *Rudolf von Raumer,* a. a. O., 1855.

pfleger in unserer Zeit finden wir allein vom sprachlichen Beispiel her. Ich wähle dazu das Beispiel des doppelten Akkusativs nach Verben wie *lehren* und *kosten,* das Beispiel des *zu*-Anschlusses nach dem Verb *brauchen* und das Beispiel über den heutigen Gebrauch der Vergleichspartikeln *wie* und *als.* Diese Beispiele sind für unsere Fragestellung deshalb so lehrreich, weil sie einen Einblick in weitere Zusammenhänge unseres Sprachsystems zulassen. Selbstverständlich hätten wir hierzu auch jede andere Stelle des Sprachsystems wählen können, wo Norm und Sprachwirklichkeit im Widerstreit stehen, so vor allem Stellen im Bereich der Morphologie des Nomens, worauf schon im Jahre 1955 der Schwede Ivar Ljungerud mit seinem Buch „Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache" hingewiesen hat.

Bevor wir uns jedoch diesen Beispielen zuwenden, gestatten Sie mir einige Bemerkungen, die unsere Arbeit in der Dudenredaktion betreffen.

In Erkenntnis der Aktualisierung von Norm und Sprachwirklichkeit in unserer Zeit haben wir bereits seit 1958 in der Dudenredaktion damit begonnen, Unterlagen zu schaffen, die einen Einblick in die Sprachwirklichkeit sicherstellen sollen. Dazu dient zunächst unsere Belegsammlung. Zahlreiche freie Mitarbeiter sehen die deutsche Literatur der letzten Jahrzehnte auf den syntaktischen Einsatz der Wörter unserer drei Hauptwortarten durch. Es kommt uns darauf an, zu erfahren, was mit wem und wie verbunden werden kann. Also *Acker* mit *pflügen, Blätter* mit *fallen, Wolken* mit *ziehen.* Es sind die muttersprachlich geltenden Sinnkopplungen unserer Sprache, aus denen vornehmlich unser Sprachbesitz besteht. Sosehr diese Kartei, die inzwischen über eine Million Belege enthält, über den Verwendungsbereich eines Wortes Auskunft gibt, sosehr antwortet sie auch auf morphologische und syntaktische Fragen, weil alle Sinnkopplungen mit weitem Kontext exzerpiert worden sind. Diese Belegsammlung wird, so hoffen wir, in wenigen Jahren für den Gebrauch unserer Gegenwartssprache repräsentativ sein.

Die zweite Primärquelle schaffen wir uns durch unsere Sprachberatung. Es werden jährlich weit über fünftausend Anfragen durch die Sprachberatungsstelle der Dudenredaktion beantwortet. Da wir diese Anfragen und unsere Antworten seit 1955 sammeln und thematisch sowie geographisch aufschlüsseln, haben wir einen vollständigen Überblick über die Bewegungsvorgänge innerhalb unseres gegen-

wärtigen Sprachsystems gewonnen. Die Häufigkeit gleicher Anfragen läßt uns in Verbindung mit ihrer räumlichen Herkunft ein Urteil über den Grad der Ausbreitung einer sprachlichen Erscheinung gewinnen.
Wir wenden uns nach diesem Exkurs über die Primärquellen der Dudenredaktion nun den vorher genannten Zweifelsfragen zu, an denen wir eine Antwort auf unsere Frage zu finden hoffen, wie wissenschaftliche Sprachpflege möglich ist, ohne der Sprache selbst Schaden zuzufügen.

Der doppelte Akkusativ

Wenn wir den syntaktischen Bereich unserer Gegenwartssprache überblicken, dann stellen wir fest, daß ein doppelter Akkusativ an drei Stellen auftreten kann, die sich allerdings deutlich voneinander unterscheiden.
In dem Satz: *ich führe ihn diesen Weg* handelt es sich bei *diesen Weg* um einen adverbialen Akkusativ. Wohin führe ich ihn? In dem Satz: *ich nenne ihn einen Lügner* habe ich eine Entsprechung zu dem Satz: *er ist ein Lügner*. Die Gleichsetzung im Akkusativ ist der Gleichsetzung im Nominativ nebengeordnet.
Ganz anders ist der doppelte Akkusativ nach Verben wie *lehren* und *kosten* zu werten. In dem Satz: *er lehrte seinen Freund den Gebrauch des Werkzeuges* oder *das kostet ihn ein Vermögen* sind beide Akkusative auf das Verb bezogen. Diese Konstruktion mit dem doppelten Akkusativobjekt ist neben *lehren* und *kosten* heute noch bei den Examensverben *abfragen* und *abhören* möglich.
Außerdem gibt es noch festgewordene Wendungen mit dem doppelten Akkusativ bei *fragen* und *bitten,* wo allerdings pronominaler Gebrauch im 2. Akkusativ überwiegt *(ich habe dich etwas gefragt, gebeten)*. Sie sind zu Beginn des Neuhochdeutschen entstanden, als in der noch mittelhochdeutsch geltenden Konstruktion Akkusativ + Genitivobjekt *(dô vragte man der mœre die unkunden man,* Nibelungenlied 140,3) der Genitiv ersetzt wurde: *Ich fragte dich etwas. Was hat er dich gefragt?* Auch mit Substantiv: *Er fragte mich schwierige Dinge.* Bei bitten: *Eins bitt ich dich.* Wenn man von diesen festgewordenen Wendungen absieht, die vereinzelt neben den präpositionalen Aufschlüssen *fragen nach etwas, bitten um etwas* stehen und bei denen zu keiner Zeit der Akkusativ der Person in Opposition zum Dativ der

Person getreten ist, dann bleiben, wenn man weiterhin noch den Einzelfall *kosten* ausklammert, auf den wir gesondert zu sprechen kommen, nur Verben übrig, die dem semantischen Bereich „Bildung vermitteln und wieder überprüfen" angehören. Es sind *lehren,* bei dem zeitweise noch *unterweisen* und *unterrichten* mit doppeltem Akkusativ gestanden hat, und die jüngeren Gegenwörter *abfragen* und *abhören.*
Sie sind es mit dem ausgeklammerten *kosten,* die mitten in der Auseinandersetzung zwischen dem Akkusativ der Person und dem Dativ der Person stehen. Sie sind dieser Auseinandersetzung ausgesetzt, weil der doppelte Akkusativ, wie unsere Bestandsaufnahme gezeigt hat, eine Sonderstellung in unserem syntaktischen System einnimmt. Hans Glinz hat diese Sonderstellung so stark empfunden, daß er in seiner Inneren Form des Deutschen in diesem Zusammenhang geradezu von einer „Unregelmäßigkeit", ja von einer „Willkür" im System gesprochen hat.[3]
Daß die Sprachgemeinschaft weithin nicht anders empfindet, zeigt ihr ständiges Bemühen, die wenigen doppelten Akkusative in der so geläufigen Grundform Subjekt, Prädikat, Dativobjekt + Akkusativobjekt nach dem Muster *Karl schenkt seiner Mutter Blumen* aufgehen zu lassen.
Wir wollen nun diesen daraus entstehenden Existenzkampf des Akkusativs der Person gegen den sonst allgemein üblichen Dativ der Person im einzelnen verfolgen.
Lehren im Sinne von Kenntnisse beibringen kommt mit doppeltem Akkusativ bereits aus dem Germanischen. Ahd., mhd. *lëren* und frühnhd. *lehren* werden ebenso konstruiert. So heißt es beispielsweise bei Walther von der Vogelweide: *ich will dich lëren einen list.* Erst seit dem 17. Jahrhundert verzeichnet der Grimm das Auftreten des Dativs der Person. Vom 18. Jahrhundert heißt es dort „indes verwenden die besten schriftsteller die fügung mit dem persönlichen dativ neben der älteren mit dem persönlichen acc. . . . und öfters finden sich beide fügungen ziemlich dicht nebeneinander".[4]
Trübner vermutet für diesen Einbruch des Dativs in die Rektion von *lehren* auch französischen Einfluß, weil dort die Fügung gilt: *enseigner qc. à q.* Es ist für diese Epoche durchaus glaubhaft, daß vom Französischen her die Analogiewirkung unserer Grundform Dativ + Akkusativ unterstützt wurde.

[3] Hans Glinz, Die innere Form des Deutschen, 4. Aufl. Bern 1965, S. 175.
[4] Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 6, Leipzig 1885, Spalte 565.

In neuerer Zeit tritt der Dativ wieder zurück. Hermann Paul schreibt dies in seiner Grammatik (1919) dem Einfluß der Grammatiker zu.[5]
Wenn wir unsere oben erwähnten Quellen der Dudenredaktion auf den heutigen Gebrauch von *lehren* hin befragen, dann läßt das Material der Sprachberatungsstelle zwar den Zweifel sichtbar werden, zugleich aber erkennen, daß das Verb *lehren* wegen des doppelten Akkusativs alltagssprachlich völlig gemieden und dadurch oft falsch durch *lernen* ersetzt wird. Demgegenüber zeigt unsere Belegsammlung bei *lehren,* entsprechend der Feststellung von Hermann Paul, einen überwiegenden Gebrauch des Akkusativs. Nur wenige Belege enthalten den Dativ. So der Satz von Hermann Hesse in *Narziß und Goldmund: Lange hatte er scheinbar vergeblich sich bemüht, ihn zu belehren, ihm die Sprache zu lehren.*[6]
Dies ist anders bei dem jüngeren Kompositum *abfragen.* Grimm kennt nur Belege mit dem Dativ: *so fragt man dem bauer die künste ab.* Das gleiche gilt für Adelung und Campe. Erst neuere Wörterbücher, so auch das Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz, verzeichnen doppelten Akkusativ neben Dativ + Akkusativ: *den Schüler die Vokabeln abfragen* neben gleichwertigem *dem Schüler die Vokabeln abfragen.*
Bei dem synonymen *abhören* verzeichnet Grimm aus eigenem Sprachbesitz den doppelten Akkusativ: *höre mich den spruch ab.* Das gleichfalls von ihm verzeichnete *höre mir den spruch ab* will er im Sinne von „lausche mir den Spruch ab; lerne den Spruch von mir" verstanden wissen. Auch in diesem Fall notiert das Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache gleichen Gebrauch von doppeltem Akkusativ und Dativ + Akkusativ: *den Schüler die Vokabeln abhören* und *dem Schüler die Vokabeln abhören.*
Das Kompositum *ausfragen,* für das Grimm ebenfalls noch einen doppelten Akkusativ belegt, kann heute nur noch mit präpositionalem Anschluß verwendet werden: *jemanden ausfragen nach etwas, über etwas.*
Überblickt man die heute noch gebräuchlichen Verben aus der Gruppe „Bildung vermitteln, Bildung abfragen" insgesamt, also *lehren, abfragen* und *abhören,* dann kann man bei ihnen eine schriftsprachliche Zunahme des doppelten Akkusativs seit dem 19. Jahrhundert feststellen. Als Ursache darf zunächst wohl Analogiewirkung von *lehren* auf seine Gegenwörter *abfragen, abhören* angenommen

[5] Hermann Paul, Deutsche Grammatik, Bd. 3, Halle 1919, S. 391.
[6] Hermann Hesse, Narziß und Goldmund, Suhrkamp, Frankfurt 1960, S. 55.

werden. Außerdem ist sehr wahrscheinlich, daß auch die erstarrten, aber häufigen Wendungen des Simplex *fragen* auf das Kompositum *abfragen* hinübergewirkt haben. Auch wäre noch zu untersuchen, wieweit bestimmter mundartlicher Gebrauch dem Akkusativ hier Vorschub geleistet hat. Zweifellos ist aber die stärkste Wirkung von den Grammatikern und Sprachpflegern ausgegangen, denn die Rückentwicklung zum Akkusativ bei *lehren* kann überhaupt nicht anders erklärt werden. Dies ergibt sich vor allem auch daraus, daß *lehren* diese Rückentwicklung mit seiner fast völligen Ausmerzung aus der Alltagssprache hat bezahlen müssen. Hier herrschen heute die Synonyme *unterrichten,* gehoben: *unterweisen,* umgangssprachlich: *beibringen, lernen.*

Bei *abfragen* und *abhören* vollzieht sich in neuester Zeit die gleiche Auseinandersetzung zwischen Akkusativ und Dativ wie bei *lehren* im 18. Jahrhundert. Da *abhören* und *abfragen* aber alltägliche Wörter der Schulsprache sind, wird ein Entscheid zugunsten des Akkusativs wie bei dem schriftsprachlich isolierten *lehren* nicht zu erwarten sein. Die Alltagssprache kennt im Gegensatz zur Schriftsprache weithin: *Ich höre ihm die Vokabeln ab.*

Zum Schluß der Betrachtung des doppelten Akkusativs in seinem Existenzkampf gegen die Grundform Dativ + Akkusativ bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Wortgeschichte von *kosten* zu werfen. *Kosten* kommt im 12. Jahrhundert über den Niederrhein als Lehnwort aus dem Französischen zu uns. Ihm liegt afrz. *coster* zugrunde, das seinerseits auf vulgärlat. **costare* und von dort auf *klass.-lat. constare* zurückgeht.[7] Obwohl im Lateinischen und im Französischen die Person im Dativ steht *(constant mihi, cela lui coûte),* tritt bei uns *kosten* bereits nach der Übernahme mit doppeltem Akkusativ auf, wobei allerdings von Grimm auch Dative der Person für das Mittelhochdeutsche belegt werden. Behaghel[8] bezeichnet angesichts des Dativs im Lateinischen und im Französischen den doppelten Akkusativ bei *kosten* als rätselhaft. Er vermutet Kasusverwechslung bei der Übernahme durch den nicht erkennbaren Kasus in den Wendungen *cela me coûte, nous coûte.* Seitdem besteht die Opposition zwischen Dativ und Akkusativ bei diesem Verb. Im 18. Jahrhundert nimmt auch hier, wie bei *lehren,* der Dativ zu. Hermann Paul[9] gibt für diese Zeit

[7] Vgl. Duden, Etymologie, S. 363.
[8] Otto Behaghel, Deutsche Syntax I, S. 701.
[9] Hermann Paul, a.a.O., Bd. 3, S. 392.

gleichstarken Gebrauch von Akkusativ und Dativ an. So sagt z. B. Klopstock (Beleg bei Behaghel): *es hat mir nicht wenig Überwindung gekostet.* Und Schiller in einem Brief[10]: *Es kostete mir oft, Euch diesen Eindruck zu verbergen.* Bei Lessing steht in *Miß Sarah Sampson* 2, 7: *sie kostet mir ein Vermögen.* Die Beispiele ließen sich häufen. Der Dativ stellt sich natürlich nur dort ein, wo im Akkusativ der Sache, wie in den zitierten Beispielen, ein Substantiv steht. Hierher gehören vor allem die Wendungen: *das kostet mir oder mich Arbeit, Tränen, das Leben, den Kopf, den Kragen.* Bei den reinen Zahlenangaben *das kostet 10 Mark* oder auch bei den unbestimmten Zahlenangaben *das kostet viel, wenig* handelt es sich demgegenüber um völlig neutralisierte Kasus, die nicht in der Lage sind, eine Dativopposition hervorzurufen.

Das fast gleichwertige Nebeneinander der beiden Kasus, das Paul für das 18. Jahrhundert angibt, besteht bei *kosten* bis in unsere Zeit fort. Bei der Sprachberatungsstelle der Dudenredaktion gehören die Anfragen über den Kasus der Person bei *kosten* zu den zahlreichsten. Das liegt gegenüber *lehren* daran, daß *kosten* bei seiner Häufigkeit nicht schriftsprachlich isoliert werden kann. Aus diesen Anfragen läßt sich mit Sicherheit entnehmen, daß die Neigung bei der gesprochenne Sprache zum Dativ der Person neben dem Akkusativ der Sache sehr groß ist. Auch unsere Belegsammlung zeigt, daß bei *kosten* die Dativfälle im Gegensatz zu *lehren* zahlreicher sind. Trotzdem läßt sich auch hier ein Rückgang des Dativgebrauchs gegenüber dem 18. Jahrhundert feststellen, und zwar von $^1/_2$ auf etwa ein $^1/_3$. Einige Beispiele für den Dativ müssen genügen: *Und dieses Zögern kostete seinem Sohn das Kaiserreich und ihm selbst die Freiheit.*[11] – *Das kann mir den Hals kosten.*[12] – *Nun ist aber Markian alles andere als eine Puppe gewesen, was ihm nur darum nicht den Kopf gekostet hat, weil er ungemein geschickt vorging.*[13] – *Es kann dir das Leben kosten.*[14] – *Aber dem Zipzalp kostet es das Leben.*[15] – Demgegenüber mit Akkusativ: *das kostet Sie den Kopf.*[16] – *Ein einziger Fehler in seiner Berechnung kostete seine Besatzung das Leben.*[17]

[10] Beleg bei Trübner, Deutsches Wörterbuch, Berlin 1943, Bd. 4, S. 242.
[11] Stefan Zweig, Josef Fouché, Fischer Bücherei, S. 198.
[12] Bertolt Brecht, Drei Groschen Roman, Rowohlt Taschenbuch Verlag, S. 350.
[13] Frank Thieß, Das Reich der Dämonen, Paul Zsolnay Verlag, Hamburg 1960, S. 392.
[14] Hermann Hesse, Narziß und Goldmund, a.a.O., S. 320.
[15] Manfred Hausmann, Salut gen Himmel, Fischer Bücherei, S. 81.
[16] Ilse Aichinger, Die größere Hoffnung, Fischer Bücherei, S. 130.
[17] Wolfgang Ott, Haie und kleine Fische, Fischer Bücherei, S. 326.

Was zeigt uns nun diese Bestandsaufnahme?

1. Der Verbalbereich der syntaktischen Grundform mit zwei Akkusativobjekten ist in allen hier betrachteten Zeitabschnitten klein gewesen. Alt ist in ihm nur das Verb *lehren*. Im 12. Jahrhundert kommt das Lehnwort *kosten* hinzu. Frühneuhochdeutsch entstanden dann im Zuge des Übergangs älterer partitiver Genitive in neuzeitliche Präpositionalgefüge einige doppelte Akkusative, so bei *fragen, bitten, unterweisen, unterrichten, hören* u. a. Davon sind einige Wendungen fest geworden, die Verben selbst gehören inzwischen ganz den Verbalbereichen von Grundformen mit Präpositionalgefügen an. Lediglich *abfragen* und *abhören* sind noch neuzeitlich je zur Hälfte hinzugetreten.
Dieser Umfang des Verbalbereiches macht deutlich, daß es sich beim doppelten Akkusativ um eine syntaktische Sonderform handelt. Diese Sonderform konnte selbst zur Zeit des Abbaues alter partitiver Genitive nicht an Boden gewinnen. Der neuere Zuwachs bei *abfragen* und *abhören* ist weithin den Grammatikern zuzuschreiben.
2. Die Abneigung in der Sprachgemeinschaft gegenüber zwei Akkusativobjekten ist so groß, daß *lehren* schriftsprachlich isoliert wurde und daß bei *abfragen, abhören* und bei *kosten* der Kampf um den Dativ der Person, wenn auch mit wechselndem Erfolg, seit ihrem Vorhandensein geführt worden ist. Dabei ist nicht unwichtig zu erwähnen, daß selbst bei *lehren* im Passiv der Dativ schon fast fest geworden ist: *Mir ist Dankbarkeit gelehrt worden.*
Für den wissenschaftlich orientierten Sprachpfleger ergibt sich aus diesen Folgerungen der Schluß, daß es durchaus sprachgerecht ist, auch dem Dativ in dieser Auseinandersetzung eine Chance zu geben. Es muß dann der Zukunft überlassen bleiben, ob sich die Sonderform mit zwei Akkusativobjekten aus eigener Kraft gegenüber der weitverbreiteten Grundform mit Dativ- + Akkusativobjekt behaupten kann. Die Duden-Grammatik sagt deshalb an dieser Stelle: „Man wird diesen Gebrauch des Dativs der Person ... nicht länger als Fehler bezeichnen können."

brauchen (+ zu)

Was hier für den doppelten Akkusativ gezeigt wurde, gilt auch für den *zu*-Anschluß bei *brauchen*. Jeder von Ihnen kennt wohl den bedenklichen Spruch: Wer brauchen ohne zu gebraucht, braucht brauchen gar nicht zu gebrauchen.

Gemeint sind mit dieser starren Norm Fälle wie dieser: *vielleicht weil ihre Keuschheit für ihn zu selbstverständlich war, als daß er sie hätte erwähnen brauchen.*[18] Oder aber ein alltagssprachlich so oft gehörter Satz wie dieser: *Du brauchst ihm nicht helfen.*

Versuchen wir zunächst wieder diesen Zweifelsfall durch eine synchrone Betrachtung unseres Sprachsystems einzuordnen.

Es gibt im bestehenden System nur wenige Möglichkeiten, den Anschluß an ein vorausgegangenes Verb mit Hilfe eines reinen Infinitivs zu vollziehen.

Es sind erstens Vorgangsgefüge wie: *Er geht schwimmen. Er bleibt sitzen.* Man kann den Infinitiv hier nur als adverbialen Infinitiv deuten, und zwar im Sinne von: *Er geht ins Wasser, in die Badeanstalt.*

Weiterhin stoßen wir auf Fügungen mit einem reinen Infinitiv wie: *Ich hörte ihn singen. Er ließ den Ball springen.* Es handelt sich um den a. c. i.

Darüber hinaus bestehen die Vorgangsgefüge aus einem Hilfsverb + Infinitiv: *ich werde kommen.*

Und schließlich gibt es noch die Vorgangsgefüge mit einem Modalverb + Infinitiv: *ich kann kommen, ich will kommen, ich soll kommen, ich muß kommen* usw.

Ein Blick auf den Wortinhalt von *brauchen* zeigt uns schnell, daß *brauchen* in einem Satz wie *er braucht nicht kommen* oder *zu kommen* ganz modalen Charakter hat, und zwar in einem Sinne, der den Sätzen *er soll nicht kommen, er muß nicht kommen* nahesteht. Ein solches *brauchen* ist jedenfalls semantisch deutlich unterschieden von *brauchen* im Sinne von *bedürfen: ich brauche eueren Rat.*

Sätze mit *brauchen* + reinem Infinitiv weisen deshalb sowohl vom Inhalt des Wortes *brauchen* als auch vom reinen Infinitiv her auf den Modalbereich unseres Konjugationssystems hin. Dieser Hinweis wird noch dadurch verstärkt, daß *brauchen* beim modalen Einsatz im Gefüge mit *haben* ohne *ge-* steht wie alle anderen Modalverben: *er hat nicht kommen* oder *zu kommen brauchen,* wie: *er hat nicht kommen können.* Demgegenüber verlangt *brauchen* im Sinne von *bedürfen* dieses *ge-: er hat eueren Rat nicht gebraucht.*

Wortinhalt und morphologische Kennzeichen lassen eindeutig darauf schließen, daß *brauchen* auf dem Wege ist, unseren Modalbereich zu erweitern.

Herbert Kolb hat kürzlich in einem Aufsatz „Über ‚brauchen' als

[18] Joachim Bodamer, Der Mann von heute, Karl Alber Verlag, Freiburg, S. 112.

Modalverb"[19] die Geschichte dieses Verbs dargelegt und darauf hingewiesen, daß ein *brauchen* mit reinem Infinitiv seit Anfang des 19. Jahrhunderts auftritt. Damit, so führt er dort weiter aus, sei syntaktisch erreicht worden, was morphologisch und semantisch schon eher eingetreten gewesen sei.

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts liegt also die Sprachgemeinschaft mit den Grammatikern und Sprachpflegern über den Einsatz des modalen Verbs *brauchen* im Krieg. In unserer Sprachberatungsstelle gehört diese Frage zu den häufigsten. Wer die Alltagssprache beobachtet, weiß, wie oft dort *brauchen* mit dem reinen Infinitiv verwendet wird. Unsere schriftsprachlichen Belege zeigen auch hier, wie bei *lehren,* noch eine strengere Bindung an die bisher empfohlene Norm. Es kann jedoch angesichts der eindeutigen Zugehörigkeit von *brauchen* im Sinne von *sollen* und *müssen* zum modalen Bereich unserer Sprache kein Zweifel daran bestehen, daß es auch hier sprachgerecht ist, dem modalen *brauchen* alle Rechte zuzusprechen, die den übrigen Modalverben zustehen. Dies hatte uns bereits 1959 veranlaßt, in der Duden-Grammatik zu schreiben: „Diese Verwendung von ‚brauchen' mit dem reinen Infinitiv gilt noch weithin als umgangssprachlich. Wenn man aber diesen Gebrauch in den dargestellten Zusammenhang stellt, ist zum mindesten Toleranz geboten." Herbert Kolb geht nun in seiner schon erwähnten Abhandlung über *brauchen* noch einen Schritt weiter. Er schließt dort:

„Demgegenüber gelangt eine linguistische Analyse zu der Unterscheidung: daß dem modalen Charakter, den das Verbum in der Verbindung mit einem Infinitiv mittlerweile angenommen hat, einzig die Fügung ohne *zu* angemessen ist und daß es sich bei *brauchen zu* + Infinitiv um eine durch die normative Grammatik konservierte ‚erstarrte' Sprachform handelt, von der sich ein anerzogenes Stilgefühl nur schwer – und dann eher im Reden als im Schreiben – trennen kann."

Beide untersuchten Fälle, der doppelte Akkusativ und die Verwendung des modalen Verbs *brauchen,* ließen uns zu dem Schluß kommen, eine sprachliche Erscheinung, die im Widerspruch zur bisherigen Norm steht, dann anzuerkennen, wenn sie sprachgerecht ist, d. h., wenn sie sinnvoll in das geltende Bezugssystem unserer Sprache eingeordnet werden kann. Bis hierher steht der wissenschaftlich geschulte Sprachpfleger auf verhältnismäßig festem Grund,

[19] Zeitschrift für deutsche Sprache, NF 5, 1964, S. 74.

denn die Sprache kann dort keinen Schaden erleiden, wo sie im Rahmen ihres eigenen Systems gefördert wird. Daß aber Sprache als „langue" im Sinne von Saussure ein jeweils geltendes System von sprachlichen Grundbildern und Grundformen ist, dürfte beim derzeitigen Erkenntnisstand der Sprachwissenschaft unbestritten sein. Was in einem solchen System sinnvoll ist, kann, ja darf deshalb für den Sprachpfleger und Sprachkritiker nicht sinnlos sein. Wir wagten deshalb in unserer Grammatik in den besprochenen Fällen die Freigabe der bisherigen Norm, selbst auf die Gefahr hin, daß es hinter dem aufgestoßenen Tor, wo der Dativ der Person oder der reine Infinitiv ihre Chance haben sollen, scheinbar „umgangssprachlich" zugeht.

als oder wie

Nun gibt es aber auch Zweifelsfälle, bei denen sich das Urteil des wissenschaftlich geschulten Sprachpflegers nicht so eindeutig aus dem Sprachsystem ergibt wie bei den behandelten Fällen. Wir wählen hierzu das Schwanken im Gebrauch der Vergleichspartikeln *als* und *wie*.
Die hochsprachliche Norm verlangt heute eine Aufteilung beim Einsatz dieser beiden Partikeln in dem Sinne, daß beim Positiv *wie* und beim Komparativ *als* steht: *Er ist so groß wie ich; er ist größer als ich.* Diese Rollenverteilung ist jedoch nicht ungestört. In der Alltagssprache hört man sehr häufig: *Er ist größer wie ich.* Es gibt aber auch schriftsprachliche Belege wie diesen: *Einige Leute, die dies erfuhren, lachten nun über Herrn Keuner, da seine armseligen Möbel teurer geworden wie die lackierten.*[20]
Wie ist diese Systemstörung zu beurteilen? Wir ziehen hierzu zunächst wieder die früheren Sprachstufen zum Vergleich heran. Mittelhochdeutsch stand nach einem Positiv nicht wie heute *wie,* sondern es standen die Partikeln *sô; alsô, alse, als; sam, alsam: wîz alsam snê;* dort wo nhd. *als* nach einem Komparativ steht, standen damals *danne (denne): die sint noch wîzer danne snê.*[21]
Der erste Einbruch in diese Rollenverteilung geschah im Frühneuhochdeutschen, als die Partikel *wie* fähig wurde, nicht nur Sätze, wie bisher, sondern auch Satzglieder zu vergleichen. Seitdem trat *wie* konkurrierend gegen *als* im Positiv auf. Dies war möglich geworden,

[20] Bertolt Brecht, Geschichten, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1962, S. 169.
[21] H. Paul/W. Mitzka, Mittelhochdeutsche Grammatik, 18. Aufl., Tübingen 1959, S. 240.

weil *als* in spätmittelhochdeutscher Zeit sich immer stärker zur Partikel entwickelte, die in Verbindung mit einem Substantiv die Eigenschaft bezeichnete, die für ein Bezugswort gelten soll: *er sagte dies als Künstler* (in seiner Eigenschaft als Künstler). Dem steht die vergleichende Aussage mit *wie* gegenüber: *er sagte dies wie ein Künstler* (als ob er einer wäre; vgl. Grimm, wie, III [1, 2]. Bei Luther ist *wie* neben *als* im Vergleich schon durchaus geläufig. So heißt es in Matthäus 18,3: *„es sey denn, daß ihr euch umbkeret, und werdet wie die kinder, so werdet ihr nicht in das himmelreich kommen.“*[22]

Wie und *als* laufen in dieser Rolle noch lange nebeneinander her. In den *Wanderjahren* von Goethe steht der Satz: [die Kapelle] *ward als ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt.*[23] In einzelnen Verbindungen ist *als* heute noch fest, so vor allem in der gepaarten Konjunktion *sowohl – als auch.* Das Nebeneinander von *wie* und *als* führte auch zu der heute von den Sprachpflegern gerügten Doppelung *als wie.* Sie findet sich u. a. auch in Goethes *Tasso: Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick, als wie der Vortheil seines eignen Staats.*[24]

Das durch *wie* im Positiv verdrängte *als* tritt nun seinerseits von der Mitte des 16. Jahrhunderts an konkurrierend gegen *denn* im Komparativ auf. Diese Auseinandersetzung zwischen *denn* und *als* reicht bis in die deutsche Klassik hinein. In festen Wendungen wie *mehr denn je* ist der mittelhochdeutsche Gebrauch bis heute üblich.

Durch dieses Eindringen von *wie* in die mittelhochdeutsche Rolle von *als* und durch die darauf folgende Verdrängung von mittelhochdeutsch *danne, denne* durch *als* war im 18. Jahrhundert die Partikeldifferenzierung für den Positiv und den Komparativ im allgemeinen wiederhergestellt.

Doch fast gleichzeitig dringt *wie* auch in den Bereich des Komparativs ein: *Des Mayes Erwachen ist nur schöner noch wie die Sommernacht.*[25] Dieser Gebrauch breitete sich vor allem in Norddeutschland aus. Heute ist er über das ganze Sprachgebiet verteilt.

Was ergibt sich hieraus? Unsere Sprachgemeinschaft hat sowohl im Mittelhochdeutschen mit *als, sam* u. a. Partikeln im Positiv und mit *danne, denne* im Komparativ als auch im Neuhochdeutschen mit *wie* im Positiv und mit *als* im Komparativ die im Vergleich gegebene

[22] Beleg bei Trübner, Deutsches Wörterbuch, a.a.O., Bd. 8, S. 152.
[23] Beleg bei Grimm, Deutsches Wörterbuch, a.a.O., Bd. XIV, I, 2, Spalte 1475.
[24] Beleg bei Trübner, a.a.O.
[25] Klopstock, Oden. Beleg bei Hermann Paul, Deutsche Grammatik, a.a.O., Bd. IV, S. 235.

Differenzierung gewahrt. Dies entspricht dem englischen und dem französischen Gebrauch mit *as* und *than* bzw. mit *comme* und *que*.
Durch die seit dem Frühneuhochdeutschen sich anbahnende Ausweitung des Gebrauchs von *wie* und die damit parallel gehende Festlegung von *als* in der oppositionellen Verwendungsweise *er spricht wie ein Künstler – er spricht als ein Künstler* hat *wie* so sehr die Aufgabe übernommen, anzugeben, „wie etwas ist oder geschieht", daß die Sprachgemeinschaft seit der Mitte des 18. Jahrhunderts geneigt ist, auf die Differenzierung innerhalb des Vergleichs zu verzichten und alles Verglichene mit der Partikel *wie* allein zu kennzeichnen. Es ist die Anbahnung eines grammatischen Ausgleichs, der in der Sprache ein legitimer Vorgang ist.
Der Sprachwissenschaftler wird in einem solchen Falle feststellen müssen, daß es sich bei der Differenzierung im System und beim Ausgleich um sprachgerechte Vorgänge handelt. Der Sprachpfleger in ihm kann allerdings seinen Entscheid für die eine oder andere Möglichkeit nur von seiner persönlichen Haltung bei diesem Sprachvorgang abhängig machen.
Dies hat in den Jahren 1958 und 1959 zu zwei verschiedenen Empfehlungen geführt.
Die Gesellschaft für deutsche Sprache hat sich im 2. Jahrgang ihres Sprachdienstes, dessen Inhalt von dem zu früh verstorbenen verdienstvollen Leiter der Lüneburger Forschungsstelle, Oskar Buchmann, weithin bestimmt wurde, eindeutig für den grammatischen Ausgleich entschieden: *Er ist so groß wie ich. Er ist größer wie ich.*
Die ein Jahr später erschienene Duden-Grammatik hielt an der Differenzierung im System fest *(Er ist so groß wie ich. Er ist größer als ich)*, notierte aber zugleich, um der Sprachgemeinschaft den letzten Entscheid zu überlassen, daß alltagssprachlich der Ausgleich angestrebt wird.
Der hier einbezogene Entscheid der Sprachgemeinschaft, der sich mit Hilfe der Häufigkeit einer sprachlichen Erscheinung feststellen läßt, ist wohl unbestritten, denn es gibt niemand außer ihr, der festsetzen könnte. was in der Sprache Geltung hat. Schon Adelung sagte einmal: „. . . weil in einer Sprache nichts fehlerhaft ist und seyn kann, was in derselben allgemein ist." Dies alles verlangt selbstverständlich vom verantwortungsbewußten Sprachpfleger eine behutsame Hand, vor allem dort, wo soviel Autorität im Spiele ist wie beim Duden. Der Sprachpfleger hält sich deshalb lieber an den Spruch „Was fällt, das soll man stützen" als an den gegenteiligen Spruch „Was fällt,

das soll man stoßen". So stellt beispielsweise die Duden-Grammatik (S. 124) zunächst die Ursachen dar, die selbst bei den besten Schriftstellern zur „Umschreibung" der einfachen Konjunktivformen mit „würde" geführt haben (altertümliche Formen, lautliche und formale Gleichheit mit Präsensformen und der sich daraus ergebende Drang nach Verdeutlichung), um dann stützend hinzuzufügen: „Der Liebhaber klanglich schöner und historisch ehrwürdiger Sprachformen wird die überall im Vorrücken begriffene ... Umschreibung mit „würde" + Infinitiv ablehnen, er kann aber nicht leugnen, daß sich die einfachen Konjunktivformen auf dem Rückzug befinden." An einer anderen Stelle (S. 112) heißt es nach der Darlegung des Perfektschwundes: „Es wäre bedauerlich, wenn durch das Vordringen des Präteritums in der Hochsprache (die süddeutschen Mundarten wirken hier allerdings entgegen) das Perfekt seine Bedeutung verlöre."

Diese Stelle veranlaßte die Redaktion der FAZ, eine Sprachglosse unter dem Titel „Duden mit Herz" erscheinen zu lassen. Das, was in der FAZ mit dem Wort „Herz" gemeint war, ist nichts anderes als die Achtung vor überlieferten Formen. Aus dieser Achtung wächst jene behutsame Haltung, ohne die ein Sprachpfleger nicht denkbar ist. Diese Haltung ist ein notwendiges Korrelat zu seiner rationalen Einstellung gegenüber der Sprache als System. Wenn beides zusammentrifft, wird wissenschaftliche Sprachpflege ohne allzu starke Relativierung der Norm möglich sein. Ja, wir müssen um der Sprache willen diese Haltung heute besonders fordern, weil wir in unserem Zeitalter, das hinter dem Historismus liegt, auf eine wissenschaftliche Erforschung unserer Gegenwartssprache nicht mehr verzichten und deshalb der Sprachwirklichkeit nicht mehr ausweichen können.

Ich glaube mich mit meinen Ausführungen in Übereinstimmung mit den Auffassungen Peter von Polenz' zu befinden, der in seinem Aufsatz über „Sprachnormung und Sprachentwicklung im neueren Deutsch" geschrieben hat:[26] „Die Kritik an gewissen schriftsprachlichen Normen darf aber keineswegs dazu verleiten, alle Dämme aufzustechen und der Flut des Ungeregelten ihren Lauf zu lassen. Der schriftsprachlichen Norm kann nur das entgegengesetzt werden, was sich in der ungezwungenen Rede der Sprachgemeinschaft bewährt hat und in der Struktur begründet ist." Es ist das gleiche, was wir mit den Wörtern „sprachgerecht", „sprachliche Geltung" und „charakterliche Haltung" zu fassen versuchten.

[26] Der Deutschunterricht, Bd. 16, Heft 4, S. 76.

Über das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachentwicklung in der deutschen Gegenwartssprache[1]

Von Hugo Steger

Wie oft hat jeder von uns schon beobachtet, daß die sprachlichen Spielregeln der Raum- und Sozialdialekte z. B. aus der Sicht der Hochsprache oder von einem anderen Raum- oder Sozialdialekt her mit dem Urteil ‚unnormal' gleich ‚falsch' von einzelnen oder ganzen Gruppen abgelehnt werden. Ebensooft reagiert das ‚Sprachgefühl' mit dem Urteil ‚unnormal' gleich ‚falsch' oder zumindest ‚schlecht', wenn es darum geht, neu vorgeschlagene Wörter und Ausdrücke als ‚normal' zu akzeptieren. Nun ist aber deutlich, daß das ‚Sprachgefühl', d. h. die von einer Sprachgemeinschaft akzeptierten Muster, durch Lernvorgänge vermittelt werden und daß die so verfestigten Normen Sprecher, Schreiber und Hörer veranlassen, apodiktische Urteile über ‚richtig' und ‚falsch', ‚gut' und ‚schlecht' zu fällen.

Eine erste Frage wird sich deshalb darauf richten, ob unser Sprachgefühl, das die Einhaltung der Normen kontrolliert, hier im Interesse eines zur sprachlichen Kommunikation verwendeten Zeichensystems handelt und sicherstellen will, daß die Verständigung nicht beeinträchtigt wird.

Freilich gibt es dabei offenbar eine weite Toleranzgrenze, wie die Beobachtungen z. B. an Sätzen mit abnehmender Grammatikalität zeigen. Die hohe Redundanz der natürlichen Sprachen erlaubt noch das sichere Erkennen stark deformierter Sätze und Formen.

Deshalb kann hier nicht der wichtigste Grund für die Errichtung von Sprachnormen liegen. Zudem vermag jeder zu beobachten, wie die

[1] Die hier vorliegende Fassung des Vortrages ist gekürzt. Vollständig abgedruckt ist er unter dem Titel: „Probleme der sprachlichen Kommunikation in der Industriegesellschaft" in: Hugo Steger, Zwischen Sprache und Literatur, Drei Reden, Göttingen 1967, S. 9–42. Dem Verlag sei für die Erlaubnis zur Übernahme einer gekürzten Fassung gedankt.

sozialen Gebilde und deren Führungsgruppen es sind, die auf die Einhaltung bestimmter sprachlicher Verhaltensweisen achten und sich oft genug durch sie abgrenzen. Durch ihre Sprache werden bis in unsere Tage die sozialen Gruppen geschieden. Das ganze Problem gehört deshalb in erster Linie in den Bereich der sogenannten ‚sozialen Kontrolle'.

Gurvitch hat 1945 in einem wichtigen Artikel „Social control" zusammenfassend klargemacht, daß die Bedeutung der Lehre von der sozialen Kontrolle aus der Tatsache erwächst, daß man sich wachsend der Rolle von sozial-kulturellen Leitideen, Regeln, Symbolen, Wertvorstellungen und kollektiven Idealen im sozialen Prozeß bewußt geworden ist (R. König) und daß durch solche Leitbilder (Kulturmodelle – soziale Symbole – Sprachnormen) die Gesamtgesellschaften wie die Teilgruppen Spannungen, Gegensätzlichkeiten und Konflikte im Innern überwinden und sich nach außen darstellen und abgrenzen. Daraus folgt, daß wir auch unterscheiden müssen zwischen der Feststellung von sprachlichen Gebrauchsnormen und vorbildlichen Normen, die zwar rein kaum verwirklicht werden, in denen sich aber die Leitbilder der Gesellschaften sprachlich repräsentieren und die als integrierender Bestandteil zum Leben der menschlichen Gruppen gehören, nach allem, was man sehen kann.

Gebrauchsnormen wären für das Funktionieren des sprachlichen Zeichensystems voll ausreichend, und viele Sprachwissenschaftler wollen es damit genug sein lassen. Aber die hervorstechende Rolle leitbildbezogener idealer Sprachnormen ist nicht zu bestreiten und muß deshalb in die Fragestellung einbezogen werden. Dabei gilt es, einerseits die hinter der Sprache stehenden Leitbilder aufzudecken und andererseits auch an ihrer Ausbildung beteiligt zu sein. Die Vielzahl der sprachlichen Normen, die wir innerhalb einer Gesamtsprache beobachten, stimmt mit der soziologischen Beobachtung völlig überein, daß die komplexen Gesamtgesellschaften nicht nur in zahllose Untergruppen und Subkulturen zerfallen, sondern daß auch jede Einzelgruppe eine Mannigfaltigkeit von Gesellungsformen aufweist. So zeigt sich, daß soziale Kontrolle nicht nur im Rahmen der Großgesellschaften vor sich geht, sondern überdies auch im Rahmen ihrer Teilgruppen (R. König). So kommt es auch, daß nicht nur die verschiedenen Gesamtgesellschaften, wie etwa die Sprachvölker in ihren Hochsprachen, je eigene Systeme der sozialen Kontrolle besitzen, sondern auch Einzelgruppen, wie Familien, Schulklassen, Kirchen,

Vereine, Gewerkschaften usw., ja sie sind die eigentlichen Medien der sozialen Kontrolle in den Sprachen. Wir wissen zwar über die Rolle der Primärgruppen in dieser Hinsicht besser Bescheid, aber die Vorgänge bei den Gesamtgesellschaften sind noch weithin dunkel. Immerhin ist soviel deutlich, daß es verschiedene Arten sozialer Kontrolle gibt, Religion, Moral, Recht usw., und eine davon stellen auch die Sprachnormen dar.

Und klar ist auch, daß von den Arten die Formen der sozialen Kontrolle unterschieden werden müssen, die unabhängig von den Arten variieren können. Die Formen der sprachlichen Normierung sind noch nicht zusammenfassend dargestellt worden: Logische, historische, ‚biologische', humanistisch-ästhetische' Normgesichtspunkte sind aber einigermaßen sichtbar. Sie bestimmten zu verschiedenen Zeiten und in wechselnder Mischung die Sprachnorm des Deutschen. Wir müssen uns im übrigen vor Augen halten, daß Arten und Formen der sozialen Kontrolle wesentliche Führungsmittel zur Steuerung der Gruppen sind.

Wenn deshalb in unseren Tagen durchgreifende Verschiebungen innerhalb der Gebrauchsweisen der Hochsprache auch Anerkennung als Norm erhalten, so stellt sich die Frage, ob neue Formen der sprachlichen Sozialkontrolle die alten ablösen und ob die Aufgabe alter Leitbilder wie die Anerkennung neuer sozialer Führungsgruppen durch die Gesellschaft hinter der Umordnung des Systems der sprachlichen Gebrauchsweisen sichtbar werden.

Heute ist nicht nur das ehemals kaum erreichbar scheinende Ziel einer einheitlichen deutschen Hochsprache erreicht, sondern eine bestimmte sprachliche Norm, die auf der akademisch-humanistisch-bürgerlichen Tradition des 19. Jahrhunderts basiert, ist als ‚ideale Norm' gefestigt.[2]

Die Stabilität der seit dem 19. Jahrhundert überwiegend gebrauchten deutschen Schriftsprache, die scheinbar evolutionäre Entfaltung ihrer einmal erreichten grammatischen, semantischen und stilistischen Muster, die es nicht zu Brüchen kommen läßt, springt ins Auge. Diese Festigkeit geht so weit, daß Hans Glinz seiner 1952 erstmals gedruckten neuen deutschen Grammatik Textstücke von Goethe und

[2] Zum Normproblem, historisch gesehen, vgl. folgende Literatur: Unentbehrlich ist immer noch Max Hermann Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik, 2 Bde., Heidelberg 1913f. – Hans Sperber/Peter v. Polenz, Geschichte der deutschen Sprache, Berlin 1966, bes. S. 75ff., 88. – Arno Borst, Der Turmbau von Babel, 4 Bde., Stuttgart 1957–1963. – Ders., Die Geschichte der Sprachen im abendländischen Denken, Wirkendes Wort 10, 1960, S. 129ff.

Gottfried Keller als Muster für die Darstellung der Grammatik des gegenwärtigen Deutschen zugrunde legen konnte.[3] So betrachtet, scheint das Ideal einer an gültigen Leitbildern orientierten, natürlich regulierten Sprachentwicklung in Form einer ‚gleitenden' Norm erreicht zu sein. Vorgeschlagene und im Gebrauch gefestigte Neuerungen werden als schriftsprachliche Norm nach einiger Zeit sanktioniert, wenn sie mit den sprachlichen Grundmustern zusammenstimmen. Ich will deshalb auf eine historische Darstellung des Ringens um Hochsprache und Sprachnorm verzichten und mich lieber den Problemen des gegenwärtigen Verhältnisses von Sprachentwicklung und Sprachnorm zuwenden.[4]

[3] Hans Glinz, Die innere Form des Deutschen, Bern 1952, 4. Aufl. Bern 1965.

[4] Otto Behaghel, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, Wiss. Beihefte zur Zs. des allg. dt. Sprachvereins 6, 1894, S. 29. – B. Havránek, Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft, in: Actes du quatrième Congrès international des Linguistes 1936, Kopenhagen 1938, S. 157ff. – Josef Vachek, Zum Problem der geschriebenen Sprache, in: Travaux du Cercle Linguistique de Prague 8 (= Etudes Phonologiques dédiées à la mémoire de M. le Prince N. S. Trubetzkoy), Prague 1938, S. 94ff. – Alfred Schirmer, Das Sprachleben der Gegenwart und die sogenannte Sprachrichtigkeit, Muttersprache 60, 1950, S. 15ff. – Annemarie Schlismann, Gesetz und Freiheit in der Sprache, in: Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 2 (= Amann-Festgabe 2), Innsbruck 1954, S. 54ff. – Johannes Erben, Gesetz und Freiheit in der deutschen Hochsprache der Gegenwart, DU 12, 5, 1960, S. 5ff. – Noam Chomsky, Some Methodological Remark on Generative Grammars, Word 17, 1961, S. 219ff. – Manfred Bierwisch, Grammatik des Verbs (= Studia Grammatica 2), Berlin 1963, S. 5ff. – Hugo Steger, Sprachnorm, Grammatik und technische Welt, in: Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land? Berlin 1964, S. 61ff. (die Schlußfolgerungen erkenne ich teilweise nicht mehr an). – Peter von Polenz, Sprachnormung und Sprachrichtigkeit im neueren Deutsch, DU 16,4, 1964, S. 67ff. – Friedrich Maurer, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, DU 12,5 1960, S. 99 ff. – Hans-Joachim Gernentz, Die Umgangssprache in der Schichtung der deutschen Nationalsprache, Weimarer Beiträge 11, 1965, S. 571ff., bes. S. 580 und Anm. 21. – Hugo Steger, Zwischen Sprache und Literatur, Göttingen 1967. – Heinz Zimmermann, Zu einer Typologie des spontanen Gesprächs (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 30), Bern 1965, bes. S. 88, scheint das Vorhandensein von Norm bei den Teilnehmern am spontanen Gespräch zu leugnen. Es könnte aber ein Mißverständnis vorliegen, wenn „richtig" und „falsch" an der Norm der Hochsprache bzw. an der Logik gemessen wäre. Peter v. Polenz, „erfolgen" als Funktionsverb substantivischer Geschehensbezeichnung, Zs. f. dt. Sprache 20, 1964, S. 1ff. – Sperber – v. Polenz (vgl. Anm. 2), bes. S. 112ff. – Karlheinz Daniels, Substantivierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache, Düsseldorf 1963. – Karl Korn, Sprache in der verwalteten Welt, 2. Aufl. Olten u. Freiburg o. J. (1959). – Sternberger–Storz–Süskind, Aus dem Wörterbuch des Unmenschen, München 1962. – Broder Cartensen, Amerikanismen in der deutschen Gegenwartssprache, Heidelberg 1963. – Leo Weisgerber, Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen, Köln 1958. – Herbert Kolb, Der inhumane Akkusativ, Zs. f. dt. Wortforschung 16, 1960, S. 168ff.

Denn es zeigt sich heute doch, daß das Leitbild des 19. Jahrhunderts in der Schriftsprache nicht ganz unversehrt ist, daß die sprachliche Entwicklung offenbar teilweise in andere Richtung weitergehen will. Wortschatz wie auch stilistische und grammatische Formen drängen sich vor, werden schon fast allgemein verwendet und heischen Anerkennung als sprachliche Norm, obwohl sie sich nicht in die überlieferten Leitbilder einfügen wollen.
Betrachten wir einige der nach Sanktionierung strebenden Erscheinungen:[5]

Funktionsverben vom Typus *etwas zur Durchführung bringen;*
Aufgabe der Satzumklammerung durch das finite Verb: *es werden das Wort nehmen die Herren . . .;*
durch Substantivierung gewonnene Reihungen von Genitivkonstruktionen: *Die Zweckmäßigkeit der Einführung von Buchungsmaschinen in Betrieben mittlerer Größe . . .;*
Ersetzung der Dativobjekte durch Akkusativobjekte, oft verbunden mit Verbpräfigierungen vom Typus *einen betreuen . . .;*
abstrakte Oberbegriffsbildungen wie *Verkehrsteilnehmer, Rentenempfänger, Kostenträger, Stückgut, Krankengut, Menschenmaterial;*
Substantivierungstendenzen: *Es besteht die wirtschaftliche Notwendigkeit der vorrangigen Entwicklung der Energieerzeugung gegenüber den anderen Zweigen der Industrie;*
morphosyntaktische und semantische Synkretismen: *trotzdem* für *obgleich* und *trotzdem, scheinbar* gleich „dem der Wirklichkeit nicht entsprechenden Scheine nach" auch für *anscheinend, offenbar;*
Abkürzungswörter: *Uni, HNO-Klinik, AOK, Krimi;*
starkes Vordringen von Wortschatz und grammatischen Formen der gesprochenen Sprache, ja des Jargons auch in der Literatur; amerikanische und englische Lehnwörter.

Eine Schriftsprache ist ein in sich reich gegliedertes Systemoid. Dies betrifft weniger das formale System ihrer Grammatik, das im Grunde recht einheitlich zu sein scheint, aber ganz außerordentlich stark den Wortschatz und besonders die stilistischen Gebrauchsweisen, mit denen wir die verschiedensten Sprachsituationen bewältigen.

[5] Vgl. besonders die Aufsatzsammlung: Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land?, hrsg. v. Friedrich Handt, Berlin 1964. – Dort auch ein Teil der folgenden Beispiele, weiteres Material und Literatur. – Peter v. Polenz, Funktionsverben im heutigen Deutsch (= Wirkendes Wort, Beiheft 5), Düsseldorf 1963.

Sprachentwicklung in der Schriftsprache erweist sich als ein komplexer Vorgang, der nicht nur linear in der Zeitachse verläuft. Er ist vielmehr gekoppelt mit Austauschvorgängen im Bereich gleichzeitiger Sprachgewohnheiten, den grammatischen, stilistischen und gattungshaften Mustern: ja, ein Großteil sprachlicher Neuerungen in einer Sprachschicht ist im allgemeinen nichts anderes als ein Überwechseln von längst gebräuchlichen Sprachgepflogenheiten aus einer anderen Sprachschicht.

Jeder Sprachbenutzer hat gewöhnlich Anteil an mehreren Gebrauchsweisen. Durch das starke Anschwellen von Bürokratie, Wirtschaft, Technik und Wissenschaft haben deren Sprachstile sehr viel Anteil am allgemeinen Sprachleben gewonnen und bilden ständig neue Gebrauchsweisen aus, welche zur sprachlichen Fassung dieser Bereiche spezifisch geeignet sind.

Soziale Umschichtungen kommen hinzu: Die industrielle Massengesellschaft stellt auch die Schriftsprache vor ganz neue Probleme; denn die bis ins 19. Jahrhundert auf kleine Oberschichten beschränkte Hochsprache wird allgemeines Eigentum aller, wie auch alle anderen Zivilisationsgüter.

Ein großer Teil der Sprachbenutzer ist nicht immer in der Lage oder willens, eine der jeweiligen Situation angemessene (d. h. durch Tradition vereinbarte) sprachliche Gebrauchsweise zu wählen. Er verwendet deshalb bestimmte, im Tageslauf überwiegend benutzte Muster, etwa den Stil des Verkäufers, des Steuerbeamten, des Technikers, des Forschers oder auch den Stil der gesprochenen Sprache allgemein. Dies fordert die Kritik besonders der geisteswissenschaftlich ausgerichteten Teile der heutigen Führungsgruppen heraus, in denen an sich eine Abneigung gegen den technischen und bürokratischen Rationalismus wie auch gegen unterschichtliche Sprache weit verbreitet ist.

Auf der anderen Seite sind es die stilkonservativen Autoren verschiedener Abkunft – von der Heimatliteratur bis zu Maas, Edschmid, Kesten –, die sich gegen das angeblich ‚defekte Deutsch' ihrer Kollegen – etwa eines Johnson – wenden.

Dazu kommen weite Kreise von Gebildeten, die sich reflektiert oder gefühlsmäßig der humanistisch-bürgerlichen Bildungs- und Sprachtradition verbunden fühlen, sie ungeschmälert erhalten möchten und die deshalb zu sprachlicher Konservativität mahnen.

Widerstand gegen die Anerkennung der meisten der angeführten

Veränderungen und Neuerungen als Sprachnorm in der Schriftsprache hat sich vor allem auch von der ‚Kulturkritik' und ihrem Zweig, der ‚Sprachkritik', her erhoben. Deren ursprünglich konservativ-pessimistische Bewahrungsreaktion gegen den naiv-optimistischen und manchmal zerstörerischen Fortschrittsglauben des 19. Jahrhunderts hat durch die Ereignisse der „tausend Jahre" neue Impulse und eine teilweise andere Wendung bekommen. Die Bürokratisierung, parteipolitische Ausrichtung und Verplanung zuerst Deutschlands und schließlich fast ganz Europas, die Organisation von Partei- und Militärapparaten, eines bürokratischen Polizeistaates, schließlich auch von planwirtschaftlichen Teilsystemen, weltanschaulich überformt durch ein völkisch-rassistisches Ideologienbündel, hatten in den verschiedenen Bereichen außerordentlich große Mengen von sprachlichem Material an sich gezogen. Auch hatte eine obrigkeitliche Sprachlenkung stattgefunden.

Wir werden also die Frage im Auge behalten müssen, ob die in den Vordergrund drängenden Gebrauchsweisen tatsächlich den Stempel eines inhumanen Ungeistes tragen.

Zunächst wollen wir Gruppenbildungen unter den Neuerungsvorschlägen feststellen, um zu sehen, welche Art von Sprache mit dem überkommenen System konkurriert.

Da finden wir, um am Ende unserer Liste zu beginnen, in immer stärkerem Maße in schriftsprachlichen Denkmälern die gesprochene Sprache des Alltags mit ihrem vielschichtigen, farbigen, aber häufig nicht allzu genauen Wortschatz ohne sichere Abgrenzung zum Jargon, mit ihrer Neigung zur einfachen grammatischen Formel, ihrer Verleugnung syntaktischer Raffinessen, die durch die humanistisch-akademische Tradition in die Schriftsprache gekommen sind.

Dieser Sprachhaltung eignet weniger ein linear-logischer Zug, dafür sticht ihre Fähigkeit und Eignung zu assoziativer Verknüpfung, zur Wiedergabe und Erzeugung gleichzeitiger mehrdimensionaler Eindrücke hervor und macht sie so teilweise sehr leistungsfähig. Besonders kommen auch subjektive Gefühlsregungen von Sprecher und Empfänger so stärker zu Wort.[6]

Ein anderes Beispiel ist die Ersetzung von *obwohl, obgleich* als Einleitung

[6] Vgl. dazu meine Studie „Rebellion und Tradition in der Sprache von Uwe Johnsons ‚Mutmaßungen über Jakob'" in meiner bereits genannten Arbeit „Zwischen Sprache und Literatur", 1967, bes. S. 60ff., wo diese Zusammenhänge ausführlicher dargestellt werden.

eines konzessiven Nebensatzes durch *trotzdem*. Sie wird von vielen als niederumgangssprachlich verteufelt, dennoch ist sie immer auch schriftsprachlich von vorzüglichen Schriftstellern vorgenommen worden; Fontane, Gerhart Hauptmann, Rilke seien als Beispiele angeführt.[7]
Nicht nur sprachgeschichtlich ist dieser morphematische Synkretismus gut erklärlich, auch strukturell kann leicht gezeigt werden, daß der unterschiedliche Gebrauch von *obwohl* und *trotzdem* in diesen Syntagmen nichts leistet, was nicht bereits die Syntax selbst vermag: *trotzdem* als subordinierend oder koordinierend gebrauchte Konjunktion ist ja syntaktisch eindeutig durch die unterschiedliche Stellung von Nominal- und Verbteil gekennzeichnet.
Eine zusätzliche lexikalische Opposition *obwohl–trotzdem* ist also redundant, sie trägt nicht zusätzlich neue Information bei. Wird die lexikalische Opposition aufgegeben, so tritt nur ein Abbau von überschüssiger Information, eine ökonomischere Kodierung ein, die um so leichter verstehbar und tragbar ist, als die unterschiedliche Anordnung der Satzteile ohnehin noch Redundanz für das sichere Erkennen des Satzes bringt.
Ästhetische Gesichtspunkte mögen bei der Aufrechterhaltung mitspielen, doch können sie nicht sehr groß und fest sein, da auch sensible Sprach- und Formkünstler unter den Autoren *trotzdem* für *obgleich* gebrauchen. Wie vor allem durch Peter v. Polenz nachgewiesen wurde, hat solche Art von Sprache seit dem Sturm und Drang immer eine erhebliche Rolle in der Literatur gespielt und spielt sie heute in besonderem Maße. Freilich ist sie bisher nie recht in die anerkannten Sprachmuster eingereiht worden.
Über die Sprache Ingeborg Bachmanns, Gottfried Benns und anderer moderner Autoren sagt z. B. ein vor kurzem erschienener Aufsatz der Zeitschrift „Muttersprache": „Was aber hier vor sich geht, ist eine förmliche Zertrümmerung der deutschen Syntax . . . Nein, diese Dichter können uns nicht Lehrmeister der deutschen Sprache sein – um so weniger, je mehr sie die geistige Substanz der Sprache angreifen."
An anderer Stelle werden die Leser schließlich vor der Gefahr gewarnt, die von der modernen Dichtung ausgehe, „deren Stil und Grammatik bis zur Umgangssprache, ja bis zum Jargon herabsinken".[8]

[7] Peter v. Polenz, Sprachnormung (vgl. Anm. 4), S. 76f. (Lit.).
[8] Wolf Sluyterman von Langeweyde, Ist der Dichter noch Sprachmeister?, Muttersprache 75, 1965, S. 242ff. – Vgl. dazu Sprachmeister, Der Sprachdienst 10, 1966, S. 34.

Die Alltagssprache dringt jedoch auch auf vielen außerliterarischen Wegen vor. Die große Zahl von Sprechern aus den mittleren und unteren Bildungsschichten, die sich der Schriftsprache anpassen, bringt unbewußt ständig alltagssprachliche Muster ein.
Eine andere komplexe Gruppe von Neuerungen, die Anerkennung als Sprachnorm (oder wenigstens Tolerierung) erstreben, gehört dem Bereich der Wissenschaft und der technisch und bürokratisch rationalisierten Welt an. Neben einer außerordentlich großen Zahl von neuen oder aus anderen Schichten und Sprachen übernommenen Wörtern stechen hauptsächlich syntaktische Besonderheiten hervor.
Abstrahierung, Substantivierung, Ausleerung der semantischen Bedeutung des Verbs zugunsten der grammatischen Funktion sind einige der deutlich hervortretenden Züge in diesem Bereich.
Will der Forscher eine Bewegung anhalten, um sie in einzelnen Phasen beschreiben und analysieren zu können, und setzt er hierfür Substantive, so gebraucht der Beamte, gebraucht der Jurist, der Techniker ein Substantiv-Zeichen für einen ganzen Vorgang, eine zusammenfassende Chiffre, die er in seine Listen, seine Akten, seine Tabellen eintragen kann. Genauigkeit, Unverwechselbarkeit, Ökonomie stehen im Vordergrund.
Wortschatz und Syntax gerade dieser Art finden sich aber nun häufig in das „Wörterbuch des Unmenschen" eingereiht und als „Sprache der verwalteten Welt" oder als „inhumaner Akkusativ" etikettiert. Die Kultur- und Sprachkritik will in ihnen die Sprache der totalitären Regime, die Sprache der Menschenverachtung, die Sprache der Verderber des humanen Geistes erkennen.[9]
Überschauen wir die Erscheinungen – und ich kann natürlich hier nur ganz wenige nennen –, so ist offenbar, daß sie zu ganz verschiedenen Anwendungsgebieten gehören und daß ihre Eignung und Leistungsfähigkeit auf ganz unterschiedlichen Ebenen liegt, so daß es nicht möglich ist, ihnen einen gemeinsamen Grundzug abzulesen.
Die angeschnittenen Fragen wird man deshalb erst dann beurteilen können, wenn man sieht, wie unsere sprachlichen Erscheinungen sich in hauptsächliche Kommunikationsaufgaben der Sprache im geistigen und sozialen Leben der Menschen der Gegenwart einordnen; denn die Frage der sprachlichen Norm ist unlösbar verknüpft mit den Aufgaben der Sprache als Werkzeug in unserem Leben. Und im Ausgleich zwischen ihren extremsten Zwecken, denen

[9] Vgl. dazu die Literatur bei Anm. 5.

die Sprache dient und dienen muß, ist inmitten allen Sprachwandels die gültige Norm jeweils neu zu bestimmen.
Es scheint mir deshalb nützlich, zunächst die Spannweite gegensätzlicher Aufgaben der Sprache zu beschreiben. Zu diesem Zweck versuche ich aus heuristischen Gründen zwei unterschiedliche Sprachtypen zu skizzieren, ohne damit behaupten zu wollen, es seien dies die einzigen. Nur unter bestimmten Bedingungen kommen sie ‚rein' vor, zumeist leben sie in Mischungen. Es handelt sich um Übergewichte und Tendenzen.
Ein Slogan wie *Der Duft der großen weiten Welt* bringt uns dazu, eine bestimmte Zigarettenmarke zu kaufen. Dieses Problem ist in zweierlei Weise zu überprüfen. Einerseits auf seinen historischen, sozialen und psychischen Hintergrund, andererseits auf die Art und Weise, in der Sprache hier für einen Werbezweck eingesetzt wird.
Die große weite Welt ist eine zusammenfassende Chriffre für ideale Hoffnungen, für eine bestimmte Konfiguration von ‚Zeitgeist' im Zeitalter der Weltraumforschung, des Weltverkehrs und der weltweiten internationalen Beziehungen; und selbstverständlich hat diese große weite Welt den ihr zukommenden Geruch. Nur positive Geruchseindrücke gibt es in ihr, mit einem Wort: *Duft.*
Und auch unsere Zigarettenmarke hat diesen Duft, der dem guten, positiven Duft der großen weiten Welt entspricht als komplexer Gesamtduft einer idealen Welt. Dies ist der historisch-soziale und psychische Kontext zu unserem Halbsatz.
Umgekehrt stellt sich nun die Frage nach der Art der Kodierung von natürlicher Sprache in diesem Halbsatz. Sehen wir näher zu, so handelt es sich gar nicht allein um den Halbsatz *Der Duft der großen weiten Welt,* denn der ganze Satz, der durch einen Bild-Wort-Kontext vermittelt wird, soll in verschiedener Weise vervollständigt werden.

Etwa:

> ‚Das Rauchen der Zigarette X. Y. bedeutet teilhaben am Duft der großen weiten Welt'

oder:

> ‚Der Zigarette X. Y. entströmt der Duft der großen weiten Welt'

oder als Aufforderungssatz:

> ‚Rauchen Sie X. Y., sie verleiht Ihnen den Duft der großen weiten Welt!'

als Fragesatz:

‚Rauchen Sie denn nicht X. Y., durch die Sie den Duft der großen weiten Welt repräsentieren?'

am Ende als Identitätssatz:

‚Die Zigarette X. Y. = der Duft der großen weiten Welt.'

Die Verb- und Zeichenlosigkeit läßt den Leser und Hörer den Halbsatz in ganz unterschiedlicher Weise, aber wegen der beschriebenen historisch-psychischen Prädisposition praktisch immer positiv vervollständigen. Dabei macht die syntaktische Normalität des Satzfragmentes es sehr leicht, es nach geläufigen Satzmustern zu ergänzen.

Wenn wir weiter fragen, worin die Verführungskunst der Formel selbst liegt, so ist offenbar, daß hier die Polysemie – die Vieldeutigkeit – von Wort und Ausdruck die entscheidende Rolle spielt. Nur dadurch, daß das Wort ‚Duft' den speziellen Zigarettenduft und die ideale Duftvorstellung der großen weiten Welt aus zahlreichen Wohlgerüchen bezeichnen kann und assoziativ noch weitere Bedeutungen anklingen läßt, etwa die des Zarten, Feinen, Flüchtigen, Raffinierten, ist dieser Zauber möglich.

Ein anderes kommt hinzu: Jedem ist unser Satz schon irgendwie bekannt: die Formel von der großen weiten Welt klingt ja zusammen mit der weltbekannten alten, deshalb gar nicht weiter fraglichen und nachdenkenswerten Formel von der ‚schönen Welt' der Operette, von der ‚schönen neuen Welt' Huxleys, der ‚guten alten Welt' der Alltagsrede. Und es ist ein ästhetisch „schöner" Halbsatz: *Der Duft der großen weiten Welt.*

Dieser Sprachtyp paßt sich seiner Anlage nach der psychischen Konstitution und den gefühlsmäßig fixierten Erfahrungen des einzelnen wie der sozialen Gruppen an, tastet sie auf ihre Zugänglichkeit und ihre Schwächen, auf ihre offenen und geheimen, auf ihre bewußten und unbewußten Wünsche und Hoffnungen, ihre Ängste, Abneigungen und Widerstände ab, um sie durch Assoziationen und Analogien in bestimmte Richtung zu lenken. Dabei werden Wörter und Fügungen gebraucht, die beim Partner die vorher berechnete Reaktion bewirken und selbst wieder die Reaktion noch überformen. Ein Teil der Sprachkraft wird häufig darauf verwendet, die Regulative von rationaler Überlegung, Planung und Erfahrung auszuschalten.

Der Anwendungsbereich dieses sehr urtümlichen, heute lediglich rationalisierten Sprachtyps ist überraschend groß. Nicht nur um den Verkauf von Gütern geht es dabei, auch die Werbung um Wählerstimmen – ja um Frau oder Freund gehört dazu. Auch hier geht es überwiegend darum, ‚Eindruck' zu erwecken.[10]

Und es ist schließlich der Sprachtyp der Verhandlungen und Befriedigungsaktionen, denn es läßt sich zeigen, daß er auch überall dort stark vertreten ist, wo der Spielraum für Verhandlungen, für Ausgleich abgesteckt wird, wo Emotionen und Explosionen von Einzelnen und Gruppen gemildert oder verhindert werden sollen. Es handelt sich um den Sprachtyp der intersozialen Beziehungen, der, wie die tägliche Rede über das Wetter oder die Frage nach dem Befinden als Einleitung zu irgendwelchen Verhandlungen, erst einmal einen kleinen Gefühlsbereich des gegenseitigen Einverständnisses schafft. Mag die geringe Informationsleistung solchen Austausches, rational betrachtet, offen zutage liegen, so ist seine Bedeutung für das Funktionieren des gesellschaftlichen Lebens doch außerordentlich.[11] Flaubert charakterisiert unseren Typ treffend, wenn er sagt: „So, eines neben dem anderen sitzend, ... verspannen sich die beiden in eines jener ziellosen Gespräche, bei denen man im Grunde nur redet, um immer wieder die gegenseitige Sympathie bestätigt zu finden."[12]

Ein lehrreicher Extremfall solcher Sozialaufgaben der Sprache sind etwa auch die Gebrauchsweisen der Sprache der Diplomatie im privaten und öffentlichen Leben. Sie stellen mit Verhüllung, nuancierten Umschreibungen, unbestimmten, alles offenlassenden Formulierungen, mit samtweicher Drohung oder aggressiver Unverbindlichkeit, mitunter mit Unwahrheit und Lüge in schwierigen Situationen, die von Geschichte und Vorurteil, von Interesse und Furcht geschaffen wurden, zwischenmenschliche Beziehungen her, suchen

[10] Nicht von ungefähr ist es, daß der Eingang des „Deutschlandliedes" nach dem gleichen Prinzip als Satzfragment gebildet ist wie der oben interpretierte Werbespruch.
Dies ist auch wichtig im Hinblick auf das Folgende.

[11] Vgl. Präambel zur Satzung des Europarates vom 5. Mai 1949 (Amtl. Übers., BGBl. 1954 II, S. 1128). – Präambel des Antikominternpaktes zwischen Deutschland und Japan von 1936 (W. Hofer, Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933 bis 1945, [Frankfurt a. M. 1957], Aufl. v. 1963, S. 188). – Friedensangebot der Mittelmächte vom 16. Dezember 1916 (Vertrags-Ploetz II, Bd. 4, 2. Aufl. Würzburg 1959, S. 19).

[12] Gustave Flaubert, Madame Bovary, Mœurs de Province, Paris 1930, S. 116; Übersetzung nach der Ausgabe als rororo-Taschenbuch Nr. 58, S. 57.

Spannungen zu vermindern oder in der Schwebe zu halten und komplizierte Fragen sanft zu lösen.[13]

Auf psychische Reaktionen von Einzelnen und Gruppen wird durch Tabuierung bestimmter Sprachbereiche Rücksicht genommen. Es wird so zurückhaltend formuliert, daß wenigstens der Sender, nach Möglichkeit aber auch der Empfänger, nie das Gesicht verlieren muß. Werbungstexte sind so kodiert, daß der Empfänger möglichst nur positive Dechiffrierungswege sieht – Der Duft der großen weiten Welt –; in diplomatischen Noten dagegen, besonders wenn sie vor oder ganz am Beginn von Verhandlungen stehen, sind die übermittelten Informationen wesentlich so chiffriert, daß dem Empfänger zunächst vielfältige positive und negative Dekodierungsmöglichkeiten offenstehen, daß allein durch die sorgsame Abwägung der möglichen Lesungen, die noch zahlreiche andere Kontexte einbeziehen muß, Unsicherheit entsteht und rasche und explosive Antworten und Reaktionen hintangehalten werden. Es heißt dann gewöhnlich, der Inhalt einer Note werde noch geprüft. Schließlich muß der Bedeutungsspielraum eines solchen Textes so weit und allgemein sein, daß auch relativ entfernte eigene Vorstellungen des Empfängers noch in ihm Platz finden, so daß durch die Deckung eines kleinen beiderseitigen Einverständnisraumes der Ansatz weiterer, die Übereinstimmung vergrößernder Verhandlungen frei gehalten oder geschaffen wird.

Unser Sprachtyp bewährt sich dann bei der Ableitung von Spannungen und Stauungen im Leben der Gemeinschaft, da er unmittelbar besänftigend auf die Emotionen wirkt.

Umgekehrt und ebenfalls unter weitgehender Ausschaltung des Verstandes können aber mit denselben Sprachmitteln auch Hetze und Aufwiegelung sowie die Ideologisierung des geistigen und politischen Lebens betrieben werden.[14] Wie der Satz vom Duft der großen weiten Welt angenehme Gefühle erzeugt, so kann ein Wort wie *Nigger* bei sozial deklassierten – also historisch und sozial prädisponierten – Farbigen Haß und Aufruhr erzeugen.

[13] Das zugrunde liegende sprachliche Problem hat Marcel Proust gut gekennzeichnet. Vgl. M. Proust, A la recherche du temps perdu VII, Le côté de Guermantes, Paris 1920/21, S. 101f., deutsch von Eva Rechel-Mertens: M. Proust, Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Die Welt der Guemantes 1 (Frankfurt/M.) o. J., Aufl. v. 1965 (werkausgabe edition suhrkamp 5), S. 344ff.

[14] Bertolt Brecht hat in seinen „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit" von 1934 einige Beispiele geliefert (B. B., Versuche 20/21, Berlin 1952, S. 94ff.).

So wurden besonders in den zwanziger und dreißiger Jahren in Deutschland Ressentiments verschiedener Stärke und Herkunft ideologisch gebündelt in teilweise ältere Reizwörter wie: *Versailler Schandfrieden – Erbfeind – Rotfront – Faschist – internationales Judentum – entartete Kunst – Volksschädling.* Der Slogan *Die Juden sind unser Unglück* ist das grausame sprachliche Negativbild des ceterum censeo aller positiven Werbesprüche. Die Folgen kennen wir.

In den Rahmen unserer Fragestellung gehört es auch, wenn eine alte, für einen Teil der Gruppen, die die deutsche Hochsprache gebrauchen, unbedachte und unanstößige Formel mit historisch neutraler Herkunft, wie z. B. *jemand bis zur Vergasung treiben, etwas bis zur Vergasung tun,* eine völlig andere, gefährliche Bedeutung gewinnt und emotionale Abwehrreaktionen hervorruft bei der Gruppe derjenigen, die wirklich den Gaskammern eben noch entgingen oder auch nur im Nachdenken vor den Schrecken solchen Tuns zurückschaudern. Es hat wissenschaftlich wenig Sinn, wenn wir uns auf die Erklärung des oft neutralen und rein sachlichen historischen Ursprungs solcher Ausdrücke zurückziehen, da ihre Bedeutung auf Grund von Gruppenerfahrungen einfach in ganz andere Systembindungen eintreten kann.[15] Dann wirken sie bei der davon betroffenen Gruppe – und nur bei ihr – emotional, und es wird zu einer Frage von Takt und Überlegtheit im intersozialen Verkehr, auf solche sprachlich fixierten Erfahrungsprädispositionen Rücksicht zu nehmen, wenn die daraus entstehenden Spannungen vermieden oder abgeleitet werden sollen.

Experimentell müßte dagegen die oft vorgetragene Behauptung bewiesen werden, daß die unbewußte und sachlich neutrale Sprache selber den Menschen dazu vorbereiten kann, die sprachliche Formel gewissenlos in eine ursprünglich gar nicht intendierte Wirklichkeit umzusetzen. Konkret gefragt: Kann eine aus der Chemie stammende Formel vom ‚Vergasen' des Feststoffes das Verbrechen der Tötung von Menschen durch Gas, das durch die Vieldeutigkeit des Wortes ‚vergasen' sprachlich mit abgedeckt wird, real vorbereiten? Ich habe hier entschiedene Zweifel.

Die unmittelbare Wirksamkeit dieses urtümlichen Sprachtyps ist sein

[15] Daß hier ein Problem der „Gruppensprachen" innerhalb einer Sprachgemeinschaft vorliegt, faßt Peter v. Polenz, Sprache des Nationalsozialismus und heutiges Deutsch, vervielfältigtes Typoskript aus der Sendereihe „Sprache im Wandel", nicht scharf genug. Vgl. Hugo Steger, Gruppensprachen, Zs. für Mundartforschung 31, 1964, S. 125ff. – Der pathetische Angriff von Walther Killy, Sprachwissenschaft als Taschenspielerei, NDR, 12. 6. 1966, klärt das Problem nicht.

Vorteil, wenn es darum geht, spontan zum Guten zu entscheiden – aber auf eben dieser Spontaneität der Reaktion beruht auch seine Gefährlichkeit.
Mehr und mehr gesteuert nach den wissenschaftlichen Erkenntnissen von Psychologen und Soziologen, stellt er heute eine sehr große Macht in den Händen der Politiker und der Wirtschaft dar. Seine Gefährlichkeit und Zerstörungskraft ist nicht zu übersehen; sein Nutzen als Sprache der Befriedung, die vor der Selbstzerstörung des Einzelnen und der Gruppe schützt und damit dem Überleben und der Steigerung des Menschen, der eigentlichen Humanität dient, ist freilich mindestens ebenso groß. Ihn beseitigen zu wollen, wie manche Ideologiekritiker vorschlagen, wäre pure Utopie.[16]

Betreten wir nun einen anderen Bereich; er ist uns deutlicher im Bewußtsein.
Betrachten wir folgende Benachrichtigung: *Herr Fischer erbittet heute, 20 Uhr, Ihren Anruf auf 21685.* So habe ich eine Information erhalten; ich weiß, es handelt sich um einen Mann namens Fischer, den ich (wahrscheinlich) kenne, über Stadttelefon kann ich ihn abends um 8 Uhr erreichen. Hat Herr Fischer Zweifel, ob ich ihn kenne, so gibt er vielleicht noch seinen Vornamen an oder ein Stichwort, durch das ich ihn identifizieren kann: *Herr Hans Fischer* oder *Herr Fischer, der mit Ihnen in Münster gesprochen hat.*
Die Zahl der Informationen, die der Nachricht eingegeben werden muß, bis Eindeutigkeit erzielt ist, hängt von dem Grad des Vorverständnisses ab, das als Kontext zur Nachricht bereits in meinem Gedächtnis gespeichert ist und das ich mit einem entsprechenden Signal wie dem Vornamen Hans oder der Erwähnung der Konferenz in Münster abrufe. Auch hier gibt es also grundsätzlich genauere oder ungenauere Aussagen, die durch die Mehrdeutigkeit des Wortes oder die grammatische Verknüpfung des Kontextes, die noch keine absolut eindeutige Begrenzung bringen, bedingt ist. Durch die Hinzunahme neuer Sachinformationen kann die Klarheit und Eindeutigkeit jedoch ziemlich weit gesteigert werden, wenn der Empfänger die entsprechenden Bereiche kennt. Die Sprache erweist sich auch dabei als ein Instrument von großer Flexibilität.

[16] Dies betrifft auch meine eigenen Folgerungen in dem Anm. 4 genannten Aufsatz. Berechtigte Kritik übt daran Heinz Ischreyt, Studien zum Verhältnis von Sprache und Technik, Düsseldorf 1965, S. 118.

Die Entwicklung philosophischer Denkgebäude zur Einordnung des Menschen in seine Umwelt war jahrhundertelang der vornehmste Bereich solcher Sprachanwendungen. Die Wechselwirkung zwischen der Art dieser Denkgebäude und der für sie verwendeten Sprache ist deutlich, und die Entwicklung gerade auch der deutschen Hochsprache ist ganz wesentlich von ihr geprägt.

Heute konkurrieren mit den philosophischen Denkmodellen mehr und mehr die exakten Wissenschaften. Ihr Studium der Ordnung der Dinge und der Einordnung des Menschen in die Welt steht trotz aller Erfolge freilich noch am Anfang. Die nüchterne Beobachtung der einfachen Befunde läßt deshalb weithin noch keine zusammenfassende Erklärung zu.

Soweit für die sprachliche Fixierung der hier vorgenommenen Beschreibungen und der daraus folgenden Erkenntnisse nicht Kalküle verwendet werden, deren direkte Abkunft vom Erkenntnistyp der natürlichen indogermanischen Sprachen deutlich ist, geschieht sie durch fachsprachlichen oder allgemeinen Wortschatz, der mit den Mitteln der Grammatik natürlicher Sprachen syntaktisch verknüpft wird.

In den Disziplinen der Biologie, Medizin, Soziologie, Psychologie usw. haben die natürlichen Hochsprachen, etwa das Deutsche, noch große Reservate. Niemand wird leugnen wollen, daß die für solche Formulierungsprozesse notwendige Sprache anderen Anforderungen hinsichtlich der Exaktheit, Unwidersprüchlichkeit und Eindeutigkeit genügen muß als die Sprache der sozialen Kontakte, die Sprache des Alltags, der Werbung, der Ideologie.

Zu den Erkenntnis- und Organisationsaufgaben gehört schließlich ebenso die Planung, Schaffung und Inganghaltung von Fabriken und Verkehrssystemen, die Verwaltung von Kommunen und Staaten.

Der Anteil der Sprache an diesem ganzen Bereich von der einfachen Information über die bürokratische und technische Organisation bis zum schöpferischen Denken macht also einen anderen großen Teil des menschlichen Sprachverkehrs aus; und sein Anfang ist ja das klare Übertragen einer Mitteilung, die Information. Die Entwicklung einer funktionierenden Verwaltung hat schon im Mittelalter ganz entscheidende Impulse für die deutsche Schriftsprache vermittelt. Ebenso ist der neuzeitliche bürokratische und technische Rationalismus von außerordentlicher Wirkung auf die Sprache, wie allein schon die aus ihren Bereichen andrängenden Sprachneuerungen

beweisen. Dieser ganze Teilbereich der für Erkenntnis- und Organisationsaufgaben verwendeten natürlichen Sprache wird vom Benutzer so kodiert, daß eine möglichst widerspruchsfreie, eindeutige, aber auch schnelle und ökonomische Dekodierung möglich ist. Auch neue Denkergebnisse werden prinzipiell mit solch konventionellen Zeichen und konventioneller Grammatik kodiert und dann allenfalls mit einem zusammenfassenden neuen Zeichen benannt. Dieser Sprachtyp ist zusammen mit den Kalkülen heute das wichtigste Erkenntniswerkzeug des Forschers und das entscheidende Steuerungsorgan für die bürokratisch und technisch organisierte Welt.
Es ist nicht zu übersehen, daß auch er zu Perversionen neigt: dann nämlich, wenn er die ratio im menschlichen und gesellschaftlichen Lebensbereich als absolut versteht und der Magie der aus ihr ableitbaren systematischen Folgerungen ohne Rücksicht auf die Bedingungen des sozialen und geschichtlichen Gesamtgefüges arglos oder gewissenlos folgt; mit einem Hinweis auf Diltheys Satz von der Nichthintergehbarkeit des Lebens mag diese Problematik angedeutet sein. Es bedarf kaum eines erneuten Hinweises darauf, daß die beiden hier skizzierten Typen der Sprachkodierung, deren gegenseitige Abgrenzung ebenso offen ist wie die zu anderen Typen, meist in vielfältigen Mischungen vorkommen, da ja selten der eine oder andere Zweck ganz fehlt. Überhaupt wird es sich wohl um eine späte, kulturbedingte Trennung handeln, wenn es heute Sprachakte gibt, die ganz überwiegend dem einen oder anderen Typ zugehören. Mit der Entlassung oder Emanzipierung der Vernunftsprache aus dem Emotionalbereich ist dieser selbst offenbar sprachlich unabhängiger geworden. Die Dichtung mit ihren Gattungen und Zeitstilen scheint über die ganze Skala verteilt und zusammenbindende Funktionen zu haben.
Vergleicht man die früher skizzierte Kodierungsweise für ‚intersoziale Sprache' und die hier zuletzt angeführte für ‚Erkenntnis- und Organisationssprache', so fällt der außerordentliche Unterschied der Anwendungsmöglichkeiten und der Anwendungsart ein und derselben Gesamtsprache ins Auge und enthüllt uns diese insgesamt als ‚Vielzwecksprache'.

Fassen wir die Perversionsmöglichkeiten der natürlichen Sprache noch einmal zusammen, so liegen sie im intersozialen Bereich in

ihrer Manipulierbarkeit zur Bewirkung inhumaner, d. h. das Leben der menschlichen Gruppen zerstörender Zwecke. Sie leitet dann die natürlichen Spannungs- und Konfliktsituationen nicht durch Verhandlungen ab und gleicht sie nicht aus, sondern formuliert sie zu unüberschreitbaren Anschauungsbarrieren aus. Im Erkenntnis- und Organisationsbereich liegt die Perversionsgefahr in der Möglichkeit zu einem inhumanen zerstörerischen, wissenschaftlichen, bürokratischen und technischen Rationalismus, der den Gesamtzusammenhang aus dem Auge verliert.

Wird eine Gesellschaftsgruppe einerseits durch manipulierte Sprache in ihren Anschauungen pervertiert und bedient sie sich andererseits zur Durchsetzung ihrer Anschauungen einer extrem rationalistisch funktionierenden Bürokratie und Technik, so haben wir den Musterfall jener verhängnisvollen Situation vor uns, den wir alle in totalitären Staaten erlebten und erleben und der den Widerstand aller bedrohten Gruppen herausfordert.

Mit wachsender wissenschaftlicher Einsicht in die sozialpsychologischen Mechanismen und mit der zunehmenden systematischen und gezielten Erprobung der Wirkungsweisen und Anwendungsmöglichkeiten von Sprache im intersozialen Bereich werden die Mittel zur Perversion hier immer leichter zugänglich werden und in absehbarer Zeit rational beherrschbar sein. Die Gefahr, daß sie für inhumane Zwecke eingesetzt werden, wird also noch wachsen, falls nicht ein Gegengewicht entsteht. Dieses Gegengewicht kann einerseits in einer als Abwehrreaktion deutbaren natürlichen Heraufsetzung der Reizschwelle für assoziative Sprachbeeinflussung liegen, was einige Erfahrungen mit der Werbung zeigen, worauf auch das Sprachgebaren der skeptischen Nachkriegsgeneration hinweist; dann könnte sich das Gleichgewicht einpendeln, ohne daß es zu größerer Gefährdung kommt.

Andererseits muß die Abwendung solcher Gefahren zweifelsohne primär im ethischen Bereich vor sich gehen und kann nicht der Sprache als solcher aufgebürdet werden. Besonders die Sprachwissenschaft Weisgerberscher Richtung hat hier die Kraft der Sprache oft ungebührlich überbewertet.

Wenn freilich in einer säkularisierten Welt die ethischen Normen als Steuerungswerkzeug der Gesellschaft erst aus dem Studium der Bedingtheit des Menschen und der Sozialkörper gewonnen werden können, dann erweist sich der zu ihrer Formulierung verwendete

Erkenntnistyp der Sprache mit seiner rationaleren Struktur erneut als von entscheidender Wichtigkeit für die sittliche Zukunft des Menschen. Dies zeigt uns auch, wie durch die enge Verzahnung der beiden Sprachtypen Rückkoppelungseffekte in einem Reglersystem aufgebaut werden können, welche das Gesamtgefüge im Gleichgewicht halten.

Stellen wir nunmehr die Frage nach dem wünschenswerten Verfahren für die Norm einer natürlichen Sprache, wie es das Deutsche ist, so folgt zunächst, daß uns die überragende Bedeutung der Wissenschaft und die aus ihr fließenden technischen und bürokratischen Organisationsformen nicht mehr dazu verführen werden, allein eine Rationalisierung und Logisierung des Erkenntnistyps der natürlichen Sprache als Normgesichtspunkt zu fordern. Denn die zentrale Funktion des intersozialen Sprachtyps, der sich einer Logisierung entzieht, und seine Integration ins Ganze der Vielzwecksprache ist uns deutlich geworden. Seine Vernachlässigung, gar seine Abtrennung vom Erkenntnistyp – wenn sie überhaupt möglich wäre – hätte unabsehbare Folgen. Ganz im Gegenteil wird man sehen, daß der in der rationalisierten Welt teilweise notwendig eintretende Intensitätsverlust in den intersozialen Kontakten, besonders im öffentlichen und Berufsleben, nach einem Gegengewicht in der intersozialen Sprache verlangt.

Die Schriftsprachen, auch die deutsche, haben denn auch die beiden Typen in Beziehung gelassen und somit einen Kompromiß gefunden, den es für die Kalküle weder gibt noch geben kann. Die Kalküle haben allein die rationalen Anlagen des Erkenntnistyps weiterentwickelt; die Fähigkeit zu intersozialer Kontaktsprache geht ihnen völlig ab. Sie entbehren dadurch entschieden der in die natürlichen Sprachen eingelagerten humanitären und sozialen Erfahrungsgehalte. Insgesamt steht zwar heute, kulturbedingt, in den natürlichen Schriftsprachen der Erkenntnistyp mehr im Vordergrund, da in ihm Philosophie und Wissenschaft formuliert werden; doch werden, wie etwa die stark assoziativ wirkende Lyrik des frühen Rilke beweist, die Werbe- und Ideologieidiome zeigen, auch die Möglichkeiten des intersozialen Typs nicht beschränkt. Die gesprochene Sprache hat, soweit man sehen kann, mehr Anteil am intersozialen Typ, während die Erkenntnisse von Philosophie und Wissenschaft in authentischer Form oft nicht in ihr formuliert werden können. Daraus scheint mir zwingend zu folgen, daß allein die syntaktischen und semantischen

Möglichkeiten der Schriftsprache im Erkenntnis- und Organisationsbereich höchste Leistungskraft zeigen und daß sie deshalb erhalten werden müssen.
Freilich hat sich wohl auch ergeben, daß es nicht von Nutzen sein kann, der Wissenschaftssprache sowie den Neuerungen des bürokratischen und technischen Rationalismus die Anerkennung zu versagen. Mit der Höherentwicklung von Wissenschaft und Technik ergibt sich notwendig die Aufgabe einer Stärkung des Erkenntnis- und Organisationstyps der Sprache. Werden die durch die Sache bedingten Ergänzungen, Systematisierungen und Schärfungen im Wortschatz und in der Grammatik nicht allgemein akzeptiert, sondern in die Kalküle abgedrängt, so kann sich der Kontaktverlust der natürlichen Sprachen zu den Kunstsprachen nur noch verschärfen und die Verständnismöglichkeiten verringern. Es ist offenkundig, daß es inzwischen Erkenntnisbereiche von zentraler Bedeutung für das Weltverständnis gibt, die ausschließlich durch Kalküle formuliert werden, weil an sie die sprachlichen Zugriffe der natürlichen Sprachen nicht mehr heranreichen.
Das Kontinuum zwischen Kunstsprache und natürlicher Sprache ist teilweise beträchtlich gestört, und dieser unterbrochene Kontakt gibt Anlaß zu der Frage, ob die natürliche Sprache etwa ‚veralten' kann. Denn wenn als Erkenntnissprache für fortgeschrittene Aufgaben allein Kalküle verwendet würden und die natürliche Sprache nur noch für intersoziale Kontakte und ‚historische' Kommunikation brauchbar wäre, so würde diese Verschiebung praktisch eine Trennung zwischen den Sprachtypen herbeiführen, deren notwendigen Zusammenhang wir zu beleuchten suchten. Die damit entstehenden Probleme sind gänzlich ungeklärt. Es gilt festzuhalten, daß die Sprache von Wissenschaft, Bürokratie und Technik zwar insgesamt bedroht ist von einem zu formal verstandenen Rationalismus, der sich gegen den Menschen wenden kann. Aber bei ihrer Bindung an die den Gesamtzusammenhang berücksichtigende wahre Aussage liegt a priori keine Inhumanität vor.
Die Gefahr wird größer, wenn es nicht gelingt, die an der Aufschlüsselung der Welt beteiligten Disziplinen weiterhin in der Benutzung ein und derselben Gesamtsprache mit Mehrzweckcharakter zusammenzuschließen und kommunikabel zu halten; also praktisch den Erkenntnistyp der natürlichen Sprache enger mit den Kalkülen zusammenzuführen.

Ich bekenne mich dabei zu der Ansicht, daß die fortschreitende Diskussion um Weltbau und Menschenbild nicht mehr von den Erkenntnissen der exakten Wissenschaften absehen kann. Der von der abendländischen Philosophie in die Erkenntnissprache eingelagerte Humanismus wird dabei noch lange Zeit vor inhumanen Perversionen der rationalisierten Welt schützen helfen, ehe sie vielleicht aus der Zusammenschau der Probleme selbst einen ausgewogenen ethischen Standpunkt beziehen kann.[17] Wenn sich heute immer mehr Elemente der gesprochenen Umgangssprachen auch geschrieben vorfinden, sowohl in der Literatur (Grass, Johnson) wie insbesondere auch in den Werbeidiomen – „mach mal Pause" –, so ist deutlich, daß sie ganz überwiegend im Bereich der menschlichen Sozialbeziehungen auftreten. Man wird deshalb überlegen, ob sich hier nicht eine Gegenkraft gegen die Ausbreitung des Erkenntnistyps ankündigt, welche die assoziativen unmittelbaren Kräfte der gesprochenen Sprache für die Verbesserung der zwischenmenschlichen Beziehungen in einer komplizierten und liebloser gewordenen Welt ausnutzen will und so den Intersozialtyp der Sprache stärkt.

Wo Elemente der gesprochenen Sprache nun (wieder) im Wirkungsbereich der Erkenntnis- und Organisationssprache eingesetzt werden, können sie – besonders durch die Aufgabe syntaktischer Raffinessen, wie z. B. der Satzumklammerung, die (strukturell) wenig leisten – zu einer Entlastung führen, die der Leistungskraft des sprachlichen Zugriffs, etwa durch größere Überschaubarkeit der linearen Zeichenketten, zugute kommt.

Wenn ich recht sehe, kann man somit den um Anerkennung als Schriftsprache sich bewerbenden Neuerungen aus dem wissenschaftlichen, technischen und bürokratischen Rationalismus wie aus der Umgangssprache vom Sprachganzen her ihre Berechtigung nicht absprechen; sie führen uns nicht in Abgründe, sondern dienen der Steigerung der sprachlichen Leistungskraft und damit der Weiterentwicklung des Menschen. Sie dienen auch der Einpendelung der zwischenmenschlichen Beziehungen und des Verhältnisses zwischen rationaler Intelligenz und Gefühlssphäre. Insoweit führt unsere Analyse zur klaren Schlußfolgerung, daß die natürliche Konkurrenz unter den Kräften unserer Kultur durchaus in der Lage ist, auf der

[17] Die grundsätzlichen Schwierigkeiten bei der Gewinnung eines solchen Metasystems zeigt Karl-Otto Apel, Kann es ein wissenschaftliches „Weltbild" überhaupt geben?, Zs. für philosophische Forschung 16, 1962, S. 26ff.

Grundlage und in Weiterentwicklung der bestehenden Norm den Sprachhaushalt auszubalancieren und entwicklungsbedingte Störungen des Gleichgewichts durch verstärkte Neuerungen im einen oder anderen Bereich aufzufangen.
Halten wir uns von Dogmen fern, dann scheint die gleitende Norm der deutschen Hochsprache weiterhin gesichert.

Sprachnorm und moderne Linguistik

Von Els Oksaar

1. Es herrscht in der Sprachwissenschaft eine prinzipielle Einigkeit darüber, daß eine Normung der Sprache notwendig ist, vor allem, um die Kommunikationsmöglichkeiten zu sichern,[1] aber auch aus intersprachlichen Gründen: um das Erlernen der Sprachen zu ermöglichen. In der Literaturwissenschaft wird ebenso, obwohl aus anderer Sicht, das Konzept der Norm diskutiert.[2] In der Stilistik hat Norm eine wesentliche Komponente in der Definition von Stil ausgemacht, und nicht wenige stilistische Arbeiten sehen im Stil die Abweichung von der Norm.[3] Die Definitionen der Sprachnorm bauen am häufigsten auf räumlichen, zeitlichen und sozialen Komponenten auf: „Unter Sprachnorm verstehen wir historisch veränderliche, aber dennoch auf größere Zeitabschnitte hinaus stabile Gesetzmäßigkeiten, mit deren Hilfe die schriftliche und die mündliche Form der Literatursprache mehr oder weniger einheitlich geregelt wird."[4] Das soziale Wesen der Norm wird von Ray hervorgehoben. Er setzt Norm und Standard gleich und sieht darunter das, was von den Gruppen der Sprachgemeinschaft sprachlich manifestiert wird, die die meisten imitieren

[1] Siehe S. Ullmann, Language and Style, Oxford 1964, S. 118; vgl. O. v. Essen, Norm und Erscheinung im Leben der Sprache, Zs. f. Phon. 9, 1956, S. 120ff.
[2] Über literarische Normen und ihre Verbindung mit den sprachlichen s. R. Wellek, A. Warren, Theory of Literature, London 1955, S. 151, 155, und I. A. Richards, Principles of Literary Criticism, 14. Aufl., London 1955, S. 190ff.
[3] Neuerdings N. E. Enkvist, On defining style, in: N. E. Enkvist, J. Spencer und M. J. Gregory, Linguistics and Style, London 1964, S. 23; vgl. M. Riffaterre, Criteria for Style Analysis, Word 15, 1959, S. 154ff., und S. R. Levin, Statistische und determinierte Abweichung in poetischer Sprache, in: Mathematik und Dichtung, hrsg. v. H. Kreuzer und R. Gunzenhäuser, München 1956, S. 33ff.
[4] E. Riesel, Stilistik der deutschen Sprache, Moskau 1959, S. 122.

möchten.[5] Vom funktionalen Standpunkt aus betrachtet Havránek die Norm: „Unter Sprachnorm verstehe ich das, was von einem Standpunkt aus als Sprachwerk (energeia), von einem anderen aus als Sprachgebilde (ergon) bezeichnet wird, diesmal aber vom Standpunkt der Verbindlichkeit aus – einer Verbindlichkeit in der Sphäre des ergon, um in der Sphäre der energeia das Beabsichtigte und Gemäße zu erzielen."[6] Diese Definition beschränkt sich keineswegs nur auf die Hochsprache und umfaßt sowohl die geschriebene als auch die gesprochene Sprache.

2. Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß die soziale Gebundenheit und die soziale Wertung eine primäre Komponente in der Norm bilden. Denn eine Sprache kann nur dann als Kommunikations- und Verständigungsmittel in einer Gemeinschaft ihre Funktion erfüllen, wenn ihre Zeichen von der Gemeinschaft akzeptiert und in gleicher Weise verwendet werden. Nach welchen Maßstäben jedoch die Norm festgelegt wird, erfahren wir nirgends eindeutig, obwohl das Konzept Norm in der letzten Zeit in vielen Ländern lebhaft erörtert wird. Dabei geht es öfter um konkrete Einzelfälle des ‚Was' als um die theoretischen Maßstäbe des ‚Wie', die letzteren werden nicht selten summarisch als soziale oder ästhetische Werte abgetan. Wir finden derartige Diskussionen fürs Englische bei Halliday und bei Fries[7], für das Amerikanische bei Gleason[8], für das Deutsche brauche ich in dieser Gesellschaft darauf nicht näher einzugehen. Für das Russische sind die Fragen auf diesem Gebiete vor allem als ‚kul'tura reči' bekannt.[9] Arbeiten wie „Language Standardization" von Ray zeigen, daß jetzt auch das Interesse für prinzipielle Fragen bei der Normierung größer wird.[10] Die Rolle der Linguistik tritt in all den

[5] Punya Sloka Ray, Language Standardization. Studies in prescriptive Linguistics, The Hague 1963, S. 70ff. Vgl. auch E. Haugen, Dialect, Language, Nation, American Anthrop. 68, 1966, S. 933.
[6] B. Havránek, Zum Problem der Norm in der heutigen Sprachwissenschaft und Sprachkultur, abgedr. in: A Prague School Reader in Linguistics, ed. J. Vachek, Bloomington 1966, S. 414.
[7] M. A. K. Halliday, A. McIntosh, P. Strevens, The Linguistic Sciences and Language Teaching, London 1964, bes. Kap. 4; Ch. C. Fries, The Structure of English, An Introduction to the Construction of English Sentences. New York 1952, und Linguistics and Reading, New York 1963.
[8] H. A. Gleason, Linguistics and English Grammar, New York 1965, S. 8ff.
[9] Siehe D. E. Rozental, Kul'tura reči, Moskva 1964; B. G. Kostomarow, A. A. Leontsev, Nekotorye teoretičeskie voprosy kul'tury reči, Voprosy jazykoznanija 15, 1966, S. 5ff. Zur Norm vgl. auch die Aufsätze in: Voprosy kul'tury reči 6, 1965.
[10] Man beachte die Kapitel „Efficiency, Rationality, Commonalty" bei Ray.

Diskussionen aber häufig in den Hintergrund. Wir werden daher einige Probleme auf diesem Gebiet hier näher berühren.

3. Noch 1936 stellt der Nestor der Prager Schule Bohuslav Havránek auf dem 4. Internationalen Linguistenkongreß die Frage: „Ist überhaupt die Sprachnorm, die Normierung der Schriftsprache und die Sprachkultur ein Thema der Linguistik, gehört das zu ihren wissenschaftlichen Aufgaben? Soll der Sprachforscher nur Beobachter bleiben oder kann er selbst eingreifen?"[11] Er vertritt die Ansicht, daß der Sprachforscher selbst eingreifen müsse. Die Frage hat aber auch heute ihre Aktualität nicht verloren. Es herrscht noch keine prinzipielle Einigkeit über die Rolle des Linguisten, obwohl sich in der letzten Zeit immer mehr die Einsicht geltend gemacht hat, daß das Laissez-faire-Prinzip nicht mehr zu rechtfertigen ist. Schon vor 50 Jahren hat Otto Jespersen das Urteil gefällt, daß die ältere Generation der Sprachforscher „durch ihre vornehme Haltung den praktischen Sprachfragen gegenüber eine ganze Menge von außerordentlich wichtigen Sachen vernachlässigt. Aufgaben, die sie zu lösen berufen wären, haben sie in der Tat den nichtkundigen Dilettanten überlassen."[12] Die Problematik muß aber ebenso von der Sprachwirklichkeit aus betrachtet werden. Wir fragen: Ist die Kluft zwischen dem Sprachforscher und dem Sprachnormer in der Realität wirklich so groß? Der Linguist beschreibt ja eine Sprache, die immer einer Norm – wenn auch nicht kodifizierter – unterworfen ist, und entdeckt die Normmerkmale: phonotaktische Eigenschaften, Motiviertheit und dergleichen. Der Sprachnormer wieder baut seine Tätigkeit auf einem sprachlichen Wissen auf, das auf den in der Sprache existierenden Struktureigenschaften fußt und von ihm der Bewertung unterworfen wird. Aber auch der Linguist kann bei seiner Beschreibung nicht gänzlich werturteilsfrei sein. Schon die Klassifizierung als mundartlich, vulgär usw. ist Stellungnahme, und er kann sich auch nicht gleichgültig gegenüber den Stellungnahmen seiner Informanten stellen.[13]

4. Eine Diskussion, die mit der Sprachnorm zu tun hat, muß die Funktion der Sprache berücksichtigen. Man hat die Sprache in ihrer sozialen Funktion vielfach mit einem Instrument, einem Werkzeug verglichen, das standardisiert werden muß, weil sie dann effektiver und rationaler

[11] A.a.O., S. 413.
[12] Scientia 1914, S. 228, zit. nach Havránek, a.a.O., S. 413.
[13] Vgl. Ray, a.a.O., S. 16.

sei.[14] Die Praxis, die Sprache u. a. als Werkzeug der Verständigung zu sehen, hat sich seit Aristoteles' Zeiten nicht geändert.[15] Man darf aber nicht vergessen, daß die Sprache als Produkt und Mittel des menschlichen Zusammenlebens geändert und verbessert werden kann und sollte – so wie andere soziale Institutionen. Da auch die Linguistik heute immer mehr von der ausschließlichen Erforschung des Sprachsystems zur Beobachtung und Darstellung der sprachlichen Funktionseigenschaften übergeht, kann man den Weg deutlicher sehen, der zu einer objektiveren Grundlage führt. Die Kluft zwischen der Sprachforschung und der Sprachnormung spiegelt sich gewöhnlich in Aussagen, die feststellen, daß der Sprachforscher danach strebe, die Sprache so zu beschreiben, wie sie wirklich ist, der Sprachnormer stelle sie aber so dar, wie sie seiner Meinung nach sein sollte.[16] Derartige Feststellungen wurzeln heute zum Teil in der Tatsache, daß die strukturelle Linguistik ja genötigt worden ist, erst Bestandsaufnahmen und Systembeschreibungen der Sprache zu machen. Laut Martinet muß man die sprachlichen Erscheinungen als Tatsachen ansehen, die der heutige Sprachwissenschaftler „zu verzeichnen und im Rahmen der Sprachgewohnheiten, unter denen sie auftreten, zu erklären hat". Er könne auch vermerken, daß gewisse Zuhörer gegen Formen wie *das hat noch einmal gutgegangen* oder *dem Peter sein Buch* Einspruch erheben oder mit Spott auf sie reagieren, daß gewisse andere sie gleichgültig hinnehmen; damit überschreite er noch nicht seine Kompetenzen. Für seinen Teil werde er aber darauf verzichten, Stellung zu nehmen.[17]

Die letzte Feststellung zwingt uns geradezu einen Vergleich auf: Wie wäre es, wenn ein Arzt nach der Diagnosenstellung die Arzneiverordnung jemand anderem, einem Nicht-Mediziner, überlassen würde? Der von Martinet geforderte Weg könnte nur verständlich sein im Hinblick auf die früher (und vielfach heute noch) wahrzu-

[14] Ray, a.a.O., S. 11, 19ff.

[15] Gute Darstellung der Problematik aus psychologischer und linguistischer Sicht bei H. Hörmann, Psychologie der Sprache, Berlin 1967, S. 6ff., 21ff.; zu Sprache als Instrument s. A. Martinet, Grundzüge der allgemeinen Sprachwissenschaft, Stuttgart 1963, S. 17.

[16] Diskussionen bei P. Christophersen, The Application of Linguistics to the Teaching of Foreign Languages, in: Språkforskning og Språkopplæring. Oslo 1964, S. 26ff; W. G. Moulton, Linguistics and Language Teaching in the United States 1940–1960, in: Trends in European and American Linguistics 1930–1960, ed. Chr. Mohrmann, A. Sommerfelt, J. Whatmough, Utrecht/Antwerpen 1961, S. 88ff.

[17] A.a.O., S. 14.

nehmenden methodischen Schwierigkeiten bei dem Problem der Sprachbeschreibung.
Wie bekannt, wurden die deskriptiven Schritte der Beschreibung und die präskriptiven Schlüsse oft nicht auseinandergehalten, was schon Brugmann mit folgenden Worten kritisiert hat: „Die alte Erbsünde aller grammatischen Wissenschaft ist, daß man die menschliche Sprache nicht so nimmt, wie sie ist, sondern danach ansieht, wie man sie selbst als Grammatiker gern haben möchte."[18]

5. Mit der Frage, wie die Sprache objektiv zu beschreiben ist, hat sich die Linguistik unseres Jahrhunderts eingehend beschäftigt. Es handelt sich ja immer um die Einordnung der Varianten, der konkreten Einheiten, die man festgestellt hat, in ein abstraktes Invariantensystem. Diese Varianten verteilen sich nicht nur regional, sondern auch sozial. Man wird Modelle darlegen müssen, die der Sprachwirklichkeit angepaßt sind und auf die soziolinguistische Variation Rücksicht nehmen. Die der Sprachwirklichkeit angepaßte Sprachbeschreibung, die auch auf die Situation Rücksicht nimmt und mit quantitativer Methodik durchgeführt wird, ist die Voraussetzung, daß man zur Feststellung und der Bestimmung der jeweiligen Norm gelangen könnte. Dabei sollte als primär die Funktion der Sprache im Kommunikationsprozeß gelten, und man sollte als Ziel u. a. sehen, daß sie ohne phonematische und semantische Störungen die beabsichtigte Mitteilung weitergibt. Vom Standpunkt des Senders aus soll sie leicht auszudrücken, vom Standpunkt des Empfängers aus leicht zu verstehen sein.
Was brauchen wir? 1. Wenn wir von der Funktion der Sprache als Kommunikationsmittel ausgehen und wir dieser Funktion wegen eine normierte Sprache brauchen, müssen Methoden entwickelt werden, mit deren Hilfe man die kommunikative Leistung der verschiedenen sprachlichen Formen feststellen kann. 2. Wenn Werturteile richtig–falsch, gut–schlecht in bezug auf die Sprache gefällt werden, so müssen wir auch wissen, nach welchen Maßstäben sie aufgestellt werden. Es zeigt sich, daß die Linguistik diese Werturteile in ein anderes Licht stellt. Die Entweder-oder-Entscheidung des falsch oder richtig ersetzt sie nicht selten durch mehr oder weniger, die gut–schlecht Entscheidung durch gebräuchlich–weniger gebräuchlich.[19]

[18] Zit. nach W. Havers, Handbuch der erklärenden Syntax, Heidelberg 1931, S. 1.
[19] Vgl. M. A. K. Halliday, Categories of the Theory of Grammar, Word 17, 1961, S. 287.

6. Da nirgends in den größeren Sprachen bereits Richtlinien festgelegt worden sind, nach welchen die Norm zu jeder Zeit überprüft und der dynamischen Sprachwirklichkeit entsprechend aufs neue festgelegt werden kann, ist sehr viel daran gelegen, die Grundlagen, die auf die Sprachstrukturen und deren Funktionen Rücksicht nehmen, auszuarbeiten. Rein praktisch wäre es daher von großem Nutzen zu wissen, welche methodischen Verfahrensweisen sich hinter der in Grammatiken nicht ungewöhnlichen Behauptung vom Typus „die Normen selbst sind überprüft und auf Grund des gegenwärtigen geltenden Sprachgebrauchs festgelegt worden"[20] verbergen. Gewöhnlich sind es die sozialen Prestigefaktoren oder ästhetische Standpunkte, von denen man ausgeht. Man muß aber unbedingt innersprachliche, strukturell begründete Überlegungen treffen. Es müssen die Modelle, die zur Imitation ausgewählt und empfohlen werden, auf Redundanz, Klarheit, Einfachheit, Geschmeidigkeit, Verständlichkeit geprüft werden;[21] dies alles aus der Schichtung, die sich aus dem Sender-Empfänger-Verhältnis, der Struktur der Sprache und des Kommunikationsgegenstands ergibt.

Man muß feststellen können, welche Elemente funktionell besser für das Sprachsystem geeignet sind; Havránek und andere Mitglieder der Prager Schule haben gezeigt, daß es an Hand von rein strukturellen Kriterien möglich ist, aufzuweisen, daß Elemente in der modernen Sprache gutgeheißen werden können, wenn sie funktionell nützlich sind und auch den Bedürfnissen der stilistischen Stratifikation entsprechen, obwohl sie nach fremdem Modell geprägt worden sind, oder den Regeln der Wortbildung nicht entsprechen.[22] Die estnische Sprache hat gezeigt, daß es nicht nur möglich ist, neue Wörter künstlich zu bilden – für zahlreiche gewöhnliche alltagssprachliche Begriffe wie Mord, Waffe usw. –, sondern auch neue Kasus einzuführen, wie den Kasus Essiv, mit {*na*}-Morphem gebildet, der bis 1870 sowohl in der Schriftsprache als auch in der Volkssprache fehlte. Man hat also das Werkzeug gebessert und statt schwierigen Wörtern, mehrgliedrigen

[20] Der Große Duden, Bd. 9: Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache, Mannheim 1965, S. 5.

[21] Schon G. von der Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, 2. Aufl., Leipzig 1901, S. 479, hat betont, daß die Sprachen „einmal in Rücksicht auf ihre Erscheinung, und dann in Rücksicht auf ihre Leistungen beurtheilt werden. Es ist aber von vornherein anzunehmen, daß Beides, Form und Leistungskraft einer Sprache einander einigermaßen bedinge, und dieses nachzuweisen wäre dann die dritte, höchste Aufgabe." Vgl. Ray, a.a.O., S. 13ff.

[22] Siehe J. Vachek, The Linguistic School of Prague, Bloomington 1966, S. 99.

Ausdrücken und Lücken neue gesetzt. Man hat auch das Pluralparadigma geändert, den sogenannten *i*-Plural statt *t*-Plural eingeführt.[23] Die Erfahrungen in Norwegen und in der Türkei haben aber andererseits bewiesen, daß es beim Einführen der Neuerungen in der Praxis nicht immer so leicht geht. Auch hier müßte man nach den Gründen fragen.

In der Grammatik wissen wir noch sehr wenig von der Effektivität der grammatischen Muster. Um eine Frage hervorzuheben: Wie soll man sich zu der progressiven und regressiven Syntax stellen?[24] Im ersten Fall gibt es keinen Abbruch, die Mitteilung läuft linear, und es ist gleichgültig, in welcher Folge der Hauptteil und die Bestimmung stehen: *I went home just after four – just after four I went home.* In der regressiven Syntax entsteht jedoch ein Abbruch im linearen Lauf, und deshalb erfordert das vom Empfänger größere Aufmerksamkeit und Gedächtnistätigkeit. Die Rahmenbildung im deutschen Satz ist ein Beispiel für das letztere. Sie fängt aber schon an, wie bekannt, sich zugunsten der Reihung zu lockern,[25] und hier wäre es nötig, diese Entwicklung von allen Aspekten des Kommunikationsprozesses her zu bewerten.

Man könnte auch paradigmatische und syntagmatische Größen unter diesen Gesichtspunkten vergleichen. Was ist besser und unter welchen Bedingungen: kürzere Form und längere „Erklärung" oder längere Form und kürzere „Erklärung"? Die erste Möglichkeit stellt größere Forderungen an den Empfänger, die zweite an den Sender.[26]

Die Überlegungen müssen intensiver auf quantitativen Erwägungen aufgebaut werden. Die Bedeutung der früheren Forschung als Wegweiser darf dabei nicht übersehen werden. Schon Hermann Paul sieht den Usus als den bestimmenden Faktor bei der Norm an. Dieser sei aber nicht der Usus der Gesamtheit, da dieser nicht einheitlich ist. Wichtig ist folgendes: „Was zur Norm werden soll, muß schon ein

[23] J. Aavik, Der Entwicklungsgang der estnischen Schriftsprache, in: Språkv. Sällsk. i Uppsala Förh. 1946–1948. Uppsala 1948, S. 93ff., und ders., Language Reform, in: Aspects of Estonian Culture, London 1961, S. 175ff.

[24] Zu dieser Unterscheidung s. V. H. Yngve, A Model and a Hypothesis for Language Structure (= Mass. Inst. of Technol., Techn. Report 369), 1960; zur Diskussion s. Ray, a.a.O., S. 32.

[25] G. Möller, Deutsch von heute. Kleine Stilkunde unserer Gebrauchssprache, 3. Aufl., Leipzig 1965, S. 93. Vgl. H. Villiger, Bedrohte Muttersprache, Frauenfeld 1966, 18ff.

[26] Vgl. die Erörterungen bei E. A. Nida, Toward a Science of Translating, Leiden 1964, S. 120ff. Wenn die Kommunikationsverhältnisse weniger günstig sind, ist eine längere Form vorzuziehen.

natürliches Übergewicht besitzen, sei es auf dem kommerziellen, politischen, religiösen oder literarischen Gebiete oder auf mehreren von diesen zugleich."[27] Es werden hier also das quantitative und das soziologische Merkmal berücksichtigt.

7. Die mathematische Linguistik kann Aussagen über die Effektivität der Systeme ermöglichen. Obwohl wir statistisch nur da objektive Resultate erzielen können, wo strukturelle sprachliche Beschreibungen vorliegen, kann man Frumkina, der heute prominentesten Vertreterin der mathematischen Linguistik in Rußland, ohne weiteres recht geben, wenn sie behauptet, daß die Anwendung der statistischen Methoden die Erkenntnis solcher Gesetzmäßigkeiten ermöglicht, die für andere Methoden schwer zugänglich sind, ja, sich manchmal überhaupt nicht beschreiben lassen.[28]

Die Impulse, die die Linguistik von der Informationstheorie erhalten hat, können für die Ausbildung der Normkriterien und die Bestimmung der Bedürfnisse der Norm von großem Gewicht sein. Aus der Informationstheorie wissen wir, daß der Informationswert einer Mitteilung von der Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines bestimmten Elements und der Zahl der möglichen Elemente abhängt.[29] Man könnte den Informationswert der verschiedenen, vor allem konkurrierenden sprachlichen Ausdrucksformen feststellen und so eine sichere Grundlage für die Beurteilung ihrer Leistung gewinnen.

Wir betrachten 8. zum Schluß einige Erkenntnisse der modernen Linguistik näher, die die Sprachnormgebung berücksichtigen sollte. Die moderne Linguistik – seit de Saussure, Trubetzkoy, Sapir, Bloomfield – hat, wie bekannt, den Begriffen ‚System' und ‚Struktur' einen primären Platz in der Beschreibung des Sprachmechanismus gegeben. Im Sprachsystem muß man zwischen relevanten und irrelevanten Merkmalen unterscheiden. Besonders die Phonemtheorie muß deshalb in bezug auf die Ausspracheregelung berücksichtigt werden. Daniel Jones hat schon auf dem ersten internationalen Phonetikerkongreß 1932 auf ihre Vorteile hingewiesen. Bei der Spracherlernung (und das gilt Ausländern) sollte man, wenn alles zu unterrichten nicht möglich

[27] Prinzipien der Sprachgeschichte, 4. Aufl., Halle/S. 1909, S. 421.

[28] Siehe F. Papp, Mathematische und strukturelle Methoden in der sowjetischen Sprachwissenschaft, Acta Linguistica 14, 1964, S. 125.

[29] Siehe C. E. Shannon and W. Weaver. The Mathematical Theory of Communication, Urbana 1949, und die Besprechung von Ch. F. Hockett, Language 29, 1953, S. 63ff.; vgl. auch Th. Lutz, Kybernetik, Struktur und Simulation, Soziale Welt 16, 1965, S. 27ff.

ist, die Phoneme lernen und den Phonemvarianten weniger Energie zuwenden. Vom Standpunkt der Funktion aus sind z. B. die verschiedenen *r*-Laute im Englischen, Schwedischen und Deutschen von prinzipiell geringerem Gewicht, weil sie Realisationen eines Phonems sind und weil auch in diesen Fällen in den repektiven Ländern selbst große Variation festzustellen ist. Wie viele Lehrer führen aber immer noch unterschiedslosen Aussprachedrill auf Kosten anderer Sprachfertigkeiten durch, weil es die kodifizierten, in Lehrbüchern fixierten Normen verlangen.

Man könnte hier einwenden, daß auch phonologisch irrelevante Lautverschiedenheiten im Sinne von Trubetzkoys Phonostilistik wichtig sein können und somit symptomatischen Wert haben. Sie können Auskünfte über die regionale und soziale Herkunft des Sprechers geben. Symptomatischen Wert können auch grammatische Elemente haben. Jedoch – wenn es Phänomene gibt, die im entsprechenden Lande selbst in Dialekten und Soziolekten einer Variation unterworfen sind – scheint von dem Standpunkt der Linguistik die Befürwortung der einen oder anderen Variante ohne nähere Begründung als nicht realistisch; heute vor allem, weil es auch keine so deutlich unterscheidbaren sozialen Schichtungsmerkmale[30] mehr gibt wie noch vor dem letzten Krieg.

Weil die Sprache ein sozial bedingtes Zeichensystem ist, müßte man vorsichtiger bei den unterschiedslosen Beurteilungen der Abweichungen von der Norm sein, da viele der Abweichungen ein Anfang der neuen Norm sein können. Statt pauschaler Beurteilung sollte man die Abweichungen wenigstens gradieren können. *Sie ist Arzt* verstößt im Deutschen weniger gegen die Kongruenznorm als **er ist Ärztin,* weil das *–in*–Morphem die Funktion des Femininindikators hat und als die merkmalhafte Kategorie nur mit einem Pronomen derselben Kategorie vereinbar ist, während *Arzt* nicht nur die maskuline Entsprechung darstellt, sondern auch den Ausführer eines gewissen Berufes im allgemeinen: *Arzt sein ist schwer.* Wichtig ist dabei auch der Umstand, daß in der syntaktischen Fügung *sie ist Ärztin,* die der Norm entspricht, grammatische Redundanz herrscht, die in anderen Kontexten, wie *sie ist Dekan, Professor,* nicht vorkommt oder optional ist.

9. Wir kommen zur Ususfrage zurück. Die auch außerhalb der Linguistik oft gehörte Aussage: richtig ist in der Sprache, was üblich

[30] Siehe Soziologie, hrsg. v. R. König, Frankfurt/M. 1964, S. 251 ff.

ist, hat tiefreichende Konsequenzen für die Norm. Für den Linguisten gilt in der Regel das als richtig, was von der Majorität verwendet wird, ohne Rücksicht auf ästhetische oder sprachgeschichtliche Prinzipien. Im Englischen kann *it's me* nicht länger ein Fehler sein, da es von verschiedenen Schichten in der Sprachgemeinschaft verwendet wird.[31] Von der Sprachwirklichkeit her müssen wir jedoch beachten, daß hier die soziolektische Schichtung wichtig ist, weil sich immer einige Gesellschaftsschichten in ihren Gewohnheiten, auch sprachlichen, den anderen anpassen.[32] Auf dem Gebiete des Englischen haben vor allem die Arbeiten von Fries[33] gezeigt, daß der sogenannte allgemeine Sprachgebrauch in Wirklichkeit nur in der Form der Sprache verschiedener sozialer Gruppen manifestiert wird. Der Gebrauch ist eine statistische Größe und nur quantitativ festzustellen. Er ist aber dynamisch, da man annehmen muß, daß die Gebraucher sich nach den kodifizierten Normen, in Deutschland z. B. nach dem Duden, richten. Was aber schon Majoritätsgebrauch ist, kann aus rationellen Gründen kaum verpönt werden. Deshalb muß die kodifizierte Norm immer der statistischen Norm angepaßt werden. Die statistische Norm kann stilistische Schichtungen haben, man sollte aber bei ihr keine künstlichen sozialen Schranken schaffen. Ist das alles nicht schon genügend erörtert worden und wohlbekannt? Folgendes Beispiel zeigt, daß man doch noch darüber sprechen muß. In dem schon erwähnten nützlichen Duden-Band, Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache, Wörterbuch der Zweifelsfälle, finden wir u. a. eine Analyse der Verwendung des Wortes *brauchen* als Modalverb im heutigen Sprachsystem. Es wird festgestellt, daß der Gebrauch von *brauchen* mit dem reinen Infinitiv an den Schulen als „nicht korrekt" verpönt wird, obwohl die sprachliche Entwicklung dafür spricht, „brauchen mit den Modalverben müssen, sollen, dürfen usw. gleichzustellen". Aber trotz dieser Feststellung steht da ferner „Man sollte aber nicht die Augen vor dem wirklichen Sprachgebrauch verschließen und neben der Verbindung mit dem Infinitiv mit *zu* auch die Verbindung mit dem reinen Infinitiv anerkennen, wenigstens für den außerschulischen Bereich." Hier fragt man sich, nach welchen Maßstäben die Schule und die außerschulische

[31] Vgl. G. Nickel, Der Englischunterricht im Lichte der Modernen Linguistik, Praxis des neusprachlichen Unterrichts, Heft 1, 1964, S. 5.
[32] Vgl. die Ausführungen bei E. Standop, Sprachwissenschaft und Sprachpflege. Zur Neubearbeitung von Fowlers Modern English Usage, Anglia 83, 1965, S. 401.
[33] Ch. C. Fries, The Structure of English, a.a.O.; ders., American English Grammar, 1940.

Wirklichkeit getrennt werden? Diese führt ja dazu, daß ein Lehrer den Satz *diese Bücher brauchst du nicht kaufen* oder *das brauchst du nicht tun* als falsch beurteilen muß, obwohl er weiß, daß diese Behauptung mit der heutigen Sprachstruktur nicht übereinstimmt, und er selbst außerhalb der Schule auch so sagt. Varianten müssen akzeptiert werden, gern gradiert, aber nicht nur binär: richtig – falsch. Diese in den Sprachlehren übliche Verfahrensweise hat in England so weit geführt, daß man betreffs der Diskussion über *it's me* nicht selten hört: wenn jemand an Ihre Tür klopft und auf die Frage *who's there* die Antwort bekommt *it's me,* dann wissen Sie gleich, es kann nur ein Ausländer oder ein Lehrer sein.

10. Die moderne Linguistik kann außer der adäquaten Sprachbeschreibung die Wertungsmaßstäbe und Bestandteile bestimmen helfen, die zu einer sprachlichen Norm gehören. Dabei ist es methodisch wichtig, auf den aktuellen Gebrauch achtzugeben, denn es gilt heute schon als ein Axiom in der linguistischen Methodik, daß das, was ein Mensch wirklich sagt, abweichend ist von dem, was er glaubt zu sagen, und dies wiederum abweichend ist von dem, was er glaubt, sagen zu müssen.[34] An Hand von Kriterien, die auf die Funktion der Sprache im Kommunikationsprozeß Rücksicht nehmen[35] und das Für und Wider sprachlicher Erscheinungen begründen, kann in der heutigen Zeit, da die Schriftsprache sich der gesprochenen Sprache nähert, die Kluft zwischen der idealen Norm und der Sprachwirklichkeit gewiß verringert werden. Es ist die Kluft, deren Größe in den Worten Hermann Pauls zum Ausdruck kommt, wenn er von der Gemeinsprache sagt, sie sei „nicht ein Komplex von realen Tatsachen, realen Kräften, sondern nichts als eine ideale Norm, die angibt, wie gesprochen werden soll. Sie verhält sich zu der wirklichen Sprechtätigkeit etwa wie ein Gesetzbuch zu der Gesamtheit des Rechtslebens in dem Gebiete, für welches das Rechtsbuch gilt, oder wie ein Glaubensbekenntnis, ein dogmatisches Lehrbuch zu der Gesamtheit der religiösen Anschauungen und Empfindungen."[36] Wir brauchen noch viele Einzeluntersuchungen, bis das Stadium überwunden ist, das schon Jacob Grimm mit folgenden Worten charakterisiert hat: „In

[34] Vgl. E. Bach, An Introduction to Transformational Grammars, New York 1964, S. 182f.
[35] Dabei sollen auch stilistische Bedürfnisse und Merkmale einbezogen werden; vgl. K. Horálek, Sprachfunktion und funktionelle Stilistik, Linguistics 14, 1965, S. 14ff.
[36] Prinzipien der Sprachgeschichte, a.a.O., S. 404.

der sprache aber heißt pedantisch, sich wie ein schulmeister auf die gelehrte, wie ein schulknabe auf die gelernte regel alles einbilden und vor lauter bäumen den wald nicht sehn; entweder an der oberfläche jener regel kleben und von den sie lebendig einschränkenden ausnahmen nichts wissen, oder die hinter vorgedrungnen ausnahmen still blickende regel gar nicht ahnen. alle grammatischen ausnahmen scheinen mir nachzügler alter regeln, ... oder vorboten neuer regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden. die pedantische ansicht der grammatik schaut über die schranke der sie befangenden gegenwart weder zurück, noch hinaus, mit gleich verstockter beharrlichkeit lehnt sie sich auf wider alles in der sprache veraltende, das sie nicht länger faßt, und wider die keime einer künftigen entfaltung, die sie in ihrer seichten gewohnheit stören."[37]

[37] Über das Pedantische in der deutschen Sprache, vorgelesen i. d. off. Sitzung der Ak. d. Wiss. am 21. Oct. 1847, in: Kleine Schriften, 1. Bd, 2. Aufl. 1879, S. 328f.

Fünfzig Jahre Deutschunterricht

Beobachtungen zum Sprachwandel[1]

Von Jan van Dam

Heute möchte ich Ihnen nur einige Beobachtungen mitteilen, die ich in den letzten Jahren an dem deutschen grammatischen System gemacht habe. Sie berühren sich vielfach mit den Fragen nach der Sprachnorm, der Sprachpflege, der Funktion unseres Instituts und bilden in gewissem Sinne einen etwas leichtsinnigen, vielleicht in Ihren Augen auch ärgerlichen Abschluß. Vergessen Sie dabei bitte nicht, daß ich Ausländer bin, so daß ich manche Dinge vielleicht etwas anders sehe als die Deutschen unter Ihnen.

Ich glaube nämlich beobachtet zu haben, daß sich im strengen Formensystem des Deutschen Änderungen vollziehen oder vorbereiten, die wohl einmal zu eingreifenden Reformen führen könnten, wie schwierig sich auch solche Abweichungen in einer durch die Schriftsprache gestützten Sprache durchsetzen. Darf ich ein paar Beispiele geben?

In einer Schrift eines deutschen Kollegen las ich vor einigen Monaten folgendes: *in Anwesenheit Barbarossas, Hermanns kaiserlichem Onkel* und hatte kurz darauf Gelegenheit, diese Stelle dem Autor mit der Bitte um Stellungnahme vorzulegen. Seine Antwort wurde spontan gegeben: Das ist falsch! Ich konnte aber darauf hinweisen, daß er in guter Gesellschaft war: in ungefähr derselben Zeit schrieb Wieland

[1] Folgende Abkürzungen werden verwendet:

DKr	= Duitse Kroniek	SZ	= Süddeutsche Zeitung
FAZ	= Frankfurter Allgemeine Zeitung	W	= Die Welt
		WW	= Weltwoche
GRM	= Germanisch-Romanische Monatsschrift	ZfdPh	= Zeitschrift für deutsche Philologie
Sp	= Der Spiegel	Zt	= Die Zeit
St	= Stern		

Wagner: *in der Wiederentdeckung der Musik als rhythmischem Elementarerlebnis.*[2]

Natürlich kann man sich damit retten zu sagen: das sind offensichtlich Fehler, die durch Attraktion aus dem vorhergehenden Dativ zu erklären sind. Aber weder der Verfasser, der im ersteren Fall gewiß Korrektur gelesen hat, noch der verantwortliche Schriftleiter der Zeitung, in der Wagners Aufsatz abgedruckt war, haben die Inkongruenz beanstandet oder überhaupt bemerkt. Außerdem kommt auch das Umgekehrte vor: *von Harold Wilsons grauer Eminenz, des Generalzahlmeisters;*[3] *die Herstellung von Mazzoth, des ungesäuerten Brotes der Juden;*[4] *der tatsächlichen Hinrichtung von dessen Jugendfreunde, des Leutnants Katte.*[5] Die Stellen verraten doch mindestens eine gewisse Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit der Kongruenz gegenüber.

Die Duden-Grammatik[6] läßt allerdings einige Abweichungen zu, aber nur zugunsten des Nominativs. Oder soll man vorsichtigerweise sagen: zugunsten einer kasuslosen Form? Dazu gehören Fälle wie: *Das Dorf Widze bestand aus einem Dutzend Holzhäuser;*[7] *mit einer Handvoll Edelsteine;*[8] *mit einem kleinen Schub Nachzügler,*[9] wenn man diese nicht als Genitive faßt. Duden lehnt jedenfalls die Apposition im Dativ nach einem Genitiv absolut ab. Und auch folgende Beispiele fallen nicht unter die tolerierten Ausnahmen: *Dem Feuer, der größte Brand in Nürnberg, fiel ein größer Teil der Holzvorräte des Werkes zum Opfer;*[10] *von ihrem neuen Buch, ein Sensationserfolg;*[11] *daß man sich ihrer* (der Stadt Dallas) *schließlich nur als ein Ort erinnern wird, wo eine sehr wichtige Persönlichkeit ermordet wurde.*[12]

Der Fall kann sich sogar mitten in einer Appositionengruppe ändern: *ich selbst kannte einen Hauptmann der Luftwaffe im zweiten Weltkrieg, einen Österreicher aus Klagenfurt, ein älterer Reservist und übrigens schwerer Choleriker.*[13] Bei schwachen Substantiven bleibt wiederholt die Endung weg: *brachte ihn als Dozent an der Akademie unter.*[14] Auch andere Kasuskombinationen kommen vor: *für die Landwirtschaft nützlich, der einzigen Beschäftigungsform*[15] (beeinflußt durch den daneben vorkom-

[2] Zt vom 9. 7. 65.
[3] WW vom 15. 4. 65.
[4] WW vom 18. 1. 63.
[5] GRM 57, S. 266.
[6] 2. Aufl., § 990 bis § 996.
[7] Bernhard von Brentano, Th. Chindler, 1953, S. 201.
[8] Zt vom 14. 6. 64.
[9] Sp vom 4. 3. 64.
[10] FAZ vom 19. 11. 55.
[11] Sp vom 16. 2. 64.
[12] WW vom 6. 12. 63.
[13] Heimito von Doderer, Die Merowinger, dtV 1965, S. 197.
[14] Zt vom 8. Oktober 1965.
[15] St vom 10. 4. 66.

menden Dativ bei *nützlich ?*). Der Nominativ tritt ein, weil es eben der auf der Hand liegende Kasus ist.

Für das Verhältnis von Dativ und Genitiv muß man, glaube ich, an anderes denken, an den Zusammenfall der Endungen von Genitiv und Dativ Singular Femininum, der im Althochdeutschen schon anfängt und im Mittelhochdeutschen vollzogen ist. Das dadurch verursachte Schwanken zwischen Genitiv und Dativ kommt bekanntlich seit langem bei Präpositionen vor. Duden läßt es zu bei *binnen, innerhalb* usw., *längs, laut* und *trotz*. Es finden sich aber auch Formen wie *mangels Kriegsschiffen;*[16] *mangels einsatzfähigem Fluggerät;*[17] *statt Trinkgeldern; dank ihres chronischen Appetits;*[18] *anläßlich Melbas erstem befohlenen Auftreten.*[19] Bei diesen und anderen, mit Genitiv verbundenen Präpositionen melden sich außerdem immer mehr Fälle von Kasuslosigkeit: *zwecks Verkauf; laut Muster, Katalog; wegen Ausverkauf.*

Auch sonst aber finden sich Fälle von Vertauschung von Genitiv und Dativ, sehr auffällig z. B. beim Relativpronomen: *eine Ehre, der Sie gar nicht würdig sind;*[20] *alle Sorgfalt, der ich fähig war;*[21] *eine Anerkennung, der sie sogar zu Hitlers Zeiten hatten entraten müssen;*[22] *jene Resonanz und Unterstützung finden, der sie bedürfe;*[23] *von der Beliebtheit, der ich mich in dieser Schule allgemein erfreute.*[24] Hier weicht man also der Form *deren* aus.

Weiter kommt bei Adjektiven der Dativ vor statt des Genitivs: *ein diesem Hörspiel würdiger und ebenbürtiger Unsinn;*[25] *um dem Herrn der Elemente gewärtig zu sein;*[26] *allem überdrüssig,*[27] und das Umgekehrte: *fern aller eigennützigen Motive;*[28] *fern des Areals unserer Fabrik.*[29]

Und bei Verben: Dativ statt Genitiv: *Da Norka dem wildwuchernden Gesichtshaar entraten muß;*[30] *daß wir uns ihrem Anstieren kaum erwehren können;*[31] *indem dem jungen Loskow eine glänzende juristische Karriere wartet;*[32] und sehr oft bei *spotten: Haare, die seinen 46 Jahren spotten;*[33]

[16] St vom 24. 4. 66. [17] St vom 10. 4. 66 [18] St vom 28. 11. 65.
[19] J. Wechsberg, Roter Plüsch u. schwarzer Samt, o. J., S. 189.
[20] St vom 7. 5. 61.
[21] Die Barke, Zeitschrift der Buchhändlervereinigung, Frankfurt 1955, Umschlagseite 3.
[22] Sp vom 18. 4. 62.
[23] SZ vom 10./11. 10. 59.
[24] Leo Slezak, Mein Lebensmärchen, 1958, S. 9.
[25] Zt vom 3. 4. 59.
[26] Ricarda Huch, Garibaldi, Bd. 1, 1921, S. 207.
[27] St vom 16. 7. 61.
[28] Thorwald, Die Entlassung, 1963, S. 7.
[29] Boveri, WW vom 13. 9. 63.
[30] St vom 3. 4. 61
[31] WW vom 25. 10. 63.
[32] Sie – Er (eine schweizerische Zeitschrift) vom 7. 1. 65.
[33] Zt vom 4. 4. 64.

der Kontinent, der allen militärischen ... Bemühungen bisher nur gespottet hat;[34] *sie spottete den Spielregeln des Parketts;*[35] Genitiv statt Dativ: *des Weltruhms fröhnen;*[36] *eine intensive Unterhaltung, deren ich mich widmete.*[37]
Während der Dativ durch den lautlichen Zusammenfall mit dem Genitiv bedroht wird, wird auch dieser Kasus andererseits durch die aus den Mundarten vordringende Umschreibung mit *von* angegriffen, auch in sorgfältiger, geschriebener Sprache. Bei den Präpositionen ist sie schon sehr häufig anzutreffen: *angesichts von solchen Maßnahmen, entlang von rund 200 Kilometer Waldrand,* aber auch im attributiven Verhältnis: *auf Antrag von einer Million wahlberechtigter Staatsbürger;*[38] *Photos von dem Absturz;*[39] *auf dessen Konto der Tod von vielen Menschen kommt;*[40] *an Stelle von produktiven Anlagen;*[41] *das Gepäck von ahnungslosen Passagieren;*[42] *die konsequente Verfolgung von französischen Professoren und Lehrern;*[43] *beim Lesen von alten Texten;*[44] *den Wert von ausreichend verbürgten Tatsachen*[45] usw.
Die Konkurrenz zwischen der *von*-Konstruktion und dem Genitiv führt auch sonst zu kuriosen Abweichungen: *wo sie von Sohn Nicolas genas;*[46] und umgekehrt: *scheinen sie aller guten Geister verlassen zu sein.*[47]
Verbindungen wie *Huldigung* mit Objektsgenitiv werden allgemein abgelehnt. Trotzdem kommen solche Fälle oft genug vor: *Die Huldigung der verheirateten Frau,*[48] oder *die Huldigung der Gattin;*[49] *das bewußte Nachspüren erhabener und gewachsener Tradition;*[50] *das Nachgeben einer steten oder doch recht häufigen Verärgerung,*[51] oder fast allgemein: *Ursachen, Behandlung und Vorbeugung der Herzinfarkte;*[52] *zur Vorbeugung weiterer Infarkte,*[53] *zur Vorbeugung und Verhinderung neuer Schwierigkeiten.*[54]
Andererseits neigt man dazu, in schwierigen Konstruktionen, z. B. mit einem anderen Genitiv, einen von beiden nicht zu kennzeichnen:

[34] Zt vom 14. 7. 49.
[35] St vom 5. 6. 66.
[36] Zt vom 25. 5. 50.
[37] H. Nannen, St vom 9. 12. 62
[38] St vom 2. 5. 65.
[39] Sp vom 23. 9. 64.
[40] Zt vom 30. 6. 61.
[41] St vom 4. 6. 61
[42] St vom 3. 5. 64.
[43] Zt vom 4. 8. 61.
[44] Walter Porzig, Das Wunder der Sprache, 1950, S. 210.
[45] Dietrich Kralik, Wer war der Dichter des Nibelungenliedes, 1954, S. 8.
[46] Sp vom 16. 2. 64.
[47] Nationalzeitung Basel vom 19. 8. 63.
[48] Helmut de Boor, Kleine Schriften I, 1964, S. 151.
[49] Gero von Wilpert, Deutsches Dichterlexikon, 1963, S. 279.
[50] St vom 17. 11. 63.
[51] Atlantis, 1964, 4, S. II.
[52] Deutsche Kulturnachrichten, 1964, 4, S. 16.
[53] Hermann Glaser, Kleine Kulturgeschichte d. Gegenwart, 1959, S. 108.
[54] Robert Jungk, Die Zukunft hat schon begonnen, o. J., S. 257.

ich entsinne mich am lebhaftesten Julias Freundin;[55] *die alte Stadt erfreute sich Rokokohäuser;*[56] *wobei ich mich übrigens Helenas Methode bediente;*[57] *daß sich Raubtiere Kinder annehmen;*[58] *da man Brechts Person nicht habhaft werden konnte;*[59] *Frauen an Bord Ihrer Majestät Schiffe;*[60] *weil es Englands Beistand noch nicht sicher war;*[61] *ein Produkt unser aller Politik;*[62] *sie schien keinerlei Empfindungen fähig zu sein;*[63] *welche sich Verbrechen gegen die Menschlichkeit schuldig gemacht haben.*[64] Die alte Regel, daß der Genitiv irgendwie ausgedrückt werden soll, scheint also weniger streng durchgeführt zu werden. Dies trifft besonders zu, wenn die Relativpronomina *dessen, deren* mit im Spiele sind: zwar findet sich *dessen fünfzigjährigen Bestehens er gedachte,*[65] oder *Die Gemahlin, kraft deren Erbrechts er so viele Lehen vereinigt hatte,*[66] aber andererseits heißt es: *nur vor einem Mann, dessen Kern sie völlig sicher ist.*[67] Und auch der Dativ selbst wird vermieden: *als Rumänien den Krieg an Ungarn erklärt;*[68] *fast all meine Zeit hinzugeben an die Betrachtung und Erfassung der antiken Kunst;*[69] *die Erlaubnis, an Rumänien größere Mengen zu liefern;*[70] *er hat es an meinen Bruder geschickt.*[71]

Besonders die Adjektivdeklination hat in schwierigen Fällen nicht nur bei der niederländischen Schuljugend zu leiden: *auf einem Stückchen imitierten Strand;*[72] *was sie von ihm als treuen Ehemann zu halten hat;*[73] *vor einer Art selbstgebastelten Zwickmühle;*[74] *mit der er dessen grobschlächtige antideutschen Ausfälle beantwortete;*[75] *für solches grammatisches Wissen;*[76] *irgendwelche hochgestellte Beamte.*[77]

Unser Präsident hat vor zwei Jahren auf allerhand Neuerungen hingewiesen. So erwähnte er auch das Umsichgreifen der *um-zu*-Verbindung in Fällen, wo das früher als unrichtig empfunden wurde: *Mittel zu finden, um die Arbeitslosigkeit zu verringern;*[78] *Anita Ekberg fand*

[55] Viktor Mann, Wir waren fünf, 1949, S. 97.
[56] Muttersprache, 1939, S. 89.
[57] Walter Jens, Das Testament des Odysseus, o. J., S. 38.
[58] Panconcelli-Calzia, Sprachforum I, S. 275.
[59] Reinhold Grimm, Bertold Brecht, 1961, S. 27.
[60] W vom 23. 6. 66.
[61] Sp vom 11. 11. 64.
[62] Sp vom 23. 9. 64.
[63] St vom 22. 9. 63.
[64] WW vom 15. 2. 63.
[65] Fr. Steinbach, Rheinische Vierteljahrsblätter 22, Vorwort.
[66] Walther Tritsch, Karl V., o. J., S. 24
[67] Preisendanz, ZfdPh 82, S. 143.
[68] FAZ vom 5. 9. 59.
[69] Meyer-Eckhart, Die Barke, 65, 2,1.
[70] WW vom 6. 8. 65.
[71] A. Schirmer, GRM 9, S. 46.
[72] Robert Jungk, a.a.O., S. 283.
[73] St vom 23. 9. 62
[74] Marion Dönhoff, Zt vom 22. 7. 49.
[75] Zt vom 8. 4. 60.
[76] Leo Weisgerber, Wirkendes Wort 13, 1963, S. 366.
[77] WW vom 22. 7. 49.
[78] Zt vom 9. 2. 50.

eine Möglichkeit, um ihren neuen Gatten beim Film unterzubringen;[79] *so bleibt jedem die Möglichkeit offen, um in unbehasteter Gründlichkeit die Bücher zu studieren;*[80] *Berlin war nicht der Ort, um Forderungen an die Westmächte zu stellen;*[81] *ging ich durchaus nicht soweit, um alles abzulehnen;*[82] *daß man den Zeitpunkt für gekommen hält, um die ausländischen Gäste darauf aufmerksam zu machen;*[83] *alles daranzusetzen um die Sowjets davon zu überzeugen;*[84] *die größten Fähigkeiten, um große Taten von Weltgeltung zu vollbringen.*[85]

Gehen und *Kommen* mit Infinitiv, früher nur auf die niedere Umgangssprache beschränkt, kommt sehr häufig vor: *an einem Abend ging Stalin es sich ansehen;*[86] *wir gingen in ein billiges Massenlokal nahebei abendessen;*[87] *du kommst mit mir eine Tasse Kaffee trinken;*[88] *ich gehe die Antigone studieren;*[89] *zum erstenmal ging ich mein Brot selber verdienen;*[90] *sie kamen sich verabschieden.*[91]

Der Ersatzinfinitiv weicht oft der Konstruktion mit dem zweiten *Partizip* (trotz Duden!): *nachdem sie Warschau befreien geholfen hatte;*[92] *daß er die Hände in die Hosentaschen gesteckt und dort steckengelassen hätte;*[93] *wie sie die Steinmetze vor fast 2000 Jahren liegengelassen haben;*[94] *die Churchill von seiner Tragbahre aus sein berühmtes V-Zeichen machen gesehen habe;*[95] *als habe man in Bonn den Plan fallengelassen.*[96]

Ich habe mir erlaubt, auf gewisse Neuerungen im Bereich der Grammatik aufmerksam zu machen, die ich glaubte, konstatieren zu dürfen. Sie können hier natürlich sofort zwei Einwände erheben:

Erstens, daß diese Beobachtungen wenig oder nichts sagen: es seien alles Fehler, die auch früher vorgekommen und aus Nachlässigkeit oder Übereilung zu erklären seien. Dies wird auch wohl zum Teil der Fall sein und nicht jeder zitierte Autor wird bei näherem Zusehen hinter seinem Text stehen. Aber: auch dann sind sie ein Symptom; nach meinen Beobachtungen kamen solche Abweichungen früher, sagen wir um 1930, höchst selten, ja kaum vor.

[79] St vom 29. 9. 63.
[80] Gerhard Eis, Vom Werden altdeutscher Dichtung, 1962, S. 35.
[81] Zt vom 27. 4. 50.
[82] SZ vom 19./20. 9. 53.
[83] Bund (österr. Zeitung) vom 25. 8. 63.
[84] W vom 26. 8. 61.
[85] Zt vom 3. 11. 49.
[86] WW vom 25. 8. 61.
[87] Willy Haas, Die literarische Welt, 1960, S. 90.
[88] St vom 28. 5. 61.
[89] Fr. Dürrenmatt, Romulus der Große, 1961.
[90] WW vom 1. 5. 64.
[91] Haas, a.a.O., S. 6.
[92] St vom 23. 12. 62.
[93] Zt vom 7. 8. 59.
[94] Kurt Otto Wasow, Riviera, o. J., S. 41.
[95] WW vom 6. 7. 62.
[96] Zt vom 26. 9. 57.

Und zweitens können Sie mir vorwerfen, daß meine Zitate zum größten Teil aus Zeitungen und Zeitschriften stammen, nicht aus den Werken anerkannter Schriftsteller. (Allerdings sind bei meinen Beispielen auch Germanisten vertreten!) Auch das war Absicht. Ich bin der Überzeugung, daß nicht an erster Stelle die großen Schriftsteller, sondern die Presse neben dem Rundfunk in immer größerem Maße die Sprache des Volkes beeinflußt, ja in gewissem Sinne macht. Daher betrachte ich die von mir hervorgehobene Lockerung als ein wichtiges Indiz für die Zukunft der Sprache.

Man kann zunächst nach der Ursache dieser Lockerungen fragen. Hat vielleicht der strenge Grammatikunterricht in den Kriegsjahren versagt? Ist es ein Symptom einer allgemeinen Abneigung gegen die überlieferte Form, die sich auch in der Literatur offenbart? Ist es der Protest der jüngeren Generation, der sich überall äußert?

Wie dem auch sei, es muß meines Erachtens die Frage gestellt werden, ob die Sprachpflege diese Änderungen, Auswüchse, wenn Sie wollen, verhindern oder vielleicht doch zulassen soll. Für uns ausländische Germanisten hat diese Frage praktischen Wert; wir müssen unterrichten, was in der deutschen Sprache als richtig, eventuell als noch zulässig gilt. Und das ist bis jetzt nicht bei allem der Fall, was ich soeben hervorgehoben habe. Diese Frage ist eine Frage für die Deutschen und vor allem für die Schule. Und wahrscheinlich wird dem hiesigen Institut dabei eine führende Rolle zufallen.

Darf ich zum Schluß noch einige Gedanken zu diesem Thema entwickeln? Von allen germanischen Sprachen ist die deutsche die einzige, die mit großer Strenge an einem genau ausgeklügelten Formensystem festhält, das z. B. die drei Geschlechter der Substantive und sieben verschiedene Mehrzahlbildungen kennt, das die starken Verben in zahlreichen Variationen beibehalten, die Adjektivflexion in höchst komplizierter Form ausgearbeitet hat und die Präpositionen mit den verschiedensten Kasus verbindet. Die deutsche Sprachgemeinschaft hat offenbar versäumt, dieses System zu vereinfachen, ja, sie hat es im Vergleich mit dem mittelalterlichen Deutsch sogar bedeutend komplizierter gemacht. Es ist nicht, wie es das Englische, aber auch das Niederländische in hohem Maße zeigt, zu einem einfach zu handhabenden Formensystem gekommen. Ob dem noch abzuhelfen ist?

Kaum, werden Sie sagen. Und doch ist hier, wie ich glaube, ein sehr wichtiger Gesichtspunkt zu berücksichtigen: die Weltgeltung der

deutschen Sprache. Es ist für den Ausländer kaum möglich, all diese Formensysteme zu lernen, und das ist notwendig, wenn er einigermaßen befriedigend schreiben und sprechen will. Und da in den meisten Ländern, bald auch in den Niederlanden, beim höheren Unterricht zwei Fremdsprachen gewählt werden, wird es häufig so sein, daß das Deutsche wegfällt. Damit wird die Verbreitung der deutschen Kultur und Wissenschaft ernstlich gefährdet, ja, sie ist es schon. Während z. B. in meiner Studentenzeit die Mediziner fast ausnahmslos deutsche Bücher benutzten, greifen sie heute ausschließlich zu englischen. Will man der deutschen Sprache und damit auch demjenigen, was das deutsche Volk leistet, Weltgeltung verschaffen, so sind einfachere grammatische Formen erwünscht, ja notwendig.

Das soll nicht heißen, daß man so etwas auf künstlichem Wege erreichen kann. Aber, ausgehend von den Doppelformen, welche die deutsche Sprache jetzt schon für möglich hält, könnte man den Zwang allmählich lockern. Halten Sie das nicht für ganz unmöglich! In meiner Jugend z. B. war es im Niederländischen notwendig und vorgeschrieben, im Akkusativ Singular des Maskulinums bei Adjektiv und Pronomen eine Form auf *-n* zu verwenden, auch wenn man sie, wie sehr viele Niederländer, nicht sprach. Dann wurde eines Tages dieses *n* aus der Schulorthographie gestrichen, und damit war fast eine neue grammatische Ordnung erreicht, in gewissem Sinne ohne Kasus.

Jedenfalls müßte man auf dem Felde der Orthographie schnell zu einer Vereinfachung kommen. Wiederholt erreichen mich z. B. Anfragen aus der Schweiz, ob wir im Niederländischen nicht darunter litten, daß wir unsere Substantive nicht groß schrieben, ob daraus keine Verwechslungen entstünden. Ich habe immer darauf geantwortet: keinesfalls. Warum wird nicht jedenfalls in der Bundesrepublik die Kleinschreibung durchgeführt? Die anderen Staaten werden dann schon folgen!

Auch hier ein lehrreiches Beispiel aus der niederländischen Orthographie: Früher schrieben wir *loopen* (laufen) mit zwei *o*, *hopen* (hoffen) mit einem, weil im ersteren Fall das *o* aus *au*, im zweiten aus *u* entstanden ist. Es hat viel Mühe gekostet, diesen historischen Rest zu entfernen, und wir schauen oft eifersüchtig auf die skandinavischen Sprachen, die in ihrer Modernisierung noch weitergegangen sind. Eine orthographische Reform für das Deutsche wäre für die Wirkung der Sprache im Ausland sehr wichtig. Das Deutsche hat nämlich

große Qualitäten, die es dazu befähigen, wieder, was es vor dem zweiten Weltkrieg war, eine Weltsprache der Wissenschaft zu werden. Es verfügt über die Möglichkeit, ungewöhnlich viele neue Wörter durch Zusammensetzung und Ableitung zu bilden; es ist imstande, sehr verwickelte und doch verständliche Satzgebilde hervorzubringen; es kann seinen wissenschaftlichen und technischen Wortschatz spielend erweitern. Auch auf diesem Gebiete ließen sich übrigens höchst wichtige Neuerungen feststellen!

Sprachnormung im klassischen Latein

Von Günter Neumann

„So modern war die Antike" heißt ein Büchlein, dessen Verfasser Eduard Stemplinger nachweist, daß die alten Römer schon Fahrstuhl und Zentralheizung, Kurzschrift und Drehbühne, automatisches Spielzeug und Taxis für den Stadtverkehr gekannt haben. Freilich ist es etwas abseitig, nur nach dem zu suchen, was das Altertum zwar vielleicht an Techniken und Ideen auch schon besessen hat, was aber in seiner Kultur peripher geblieben ist, anstatt nach seinen spezifischen Leistungen zu fragen. Wer nun ankündigt, über Sprachnormung im klassischen Latein zu sprechen, setzt sich leicht der Vermutung aus, in ähnlicher Weise ein modernes Phänomen mühselig und krampfhaft in der Antike aufstöbern zu wollen. Ich hoffe, einen solchen Verdacht entkräften zu können. Zunächst ist aber einzuräumen: Normung im engen Sinn der modernen Technik oder Verwaltung, die die Anwendung bestimmter Bezeichnungen bindend vorschreibt, hat es im Altertum nicht gegeben. Vielmehr fasse ich hier ‚Normung' in einem weiteren Sinn und bezeichne damit die Summe der Auswahl- und Neuschöpfungsvorgänge im Bereich von Formenlehre, Wortbildung und Syntax, die zum Entstehen des festen und anerkannten Kanons einer Literatursprache führen, in diesem Fall des klassischen Lateins. Diesem Geschehen hat natürlich schon die Aufmerksamkeit der Latinisten gegolten, aber eine feste einheitliche Bezeichnung dafür existiert noch nicht. Der Terminus „Normalisierung", den Stolz–Debrunner (s. Lit.-Verz.) anwenden und der noch in der neuesten Auflage von 1966 stehengeblieben ist, dürfte eine veraltete Prägung für das sein, was wir heute „Normung" oder „Normierung" nennen. Sie wird wohl dem Schweizer Gelehrten Albrecht Debrunner verdankt. Marouzeau (s. Lit.-Verz.) spricht gelegentlich von „uni-

fication "(„Vereinheitlichung") oder auch von „fixation" („Festlegung [des Sprachgebrauchs]"), Norden (s. Lit.-Verz.) von „Kanonisierung" oder „Regelung", Palmer (s. Lit.-Verz.) von „standardization" und schließlich Kroll (s. Lit.-Verz.) im Jahr 1933 von „Uniformierung".

Dieser Normierungsvorgang des Lateinischen läuft in ziemlich kurzer Zeit ab: er setzt mit dem Dichter Quintus Ennius (239 bis 169 v. Chr.) ein, dann sehen wir, daß der *grex Scipionis* (Cicero, Laelius 69) bewußt an der Schaffung einer lateinischen Hochsprache gearbeitet hat. Das ist ein Kreis von hochgebildeten Staatsmännern und Schriftstellern, die sich an Scipio Aemilianus (gestorben 129 v. Chr.) angeschlossen hatten. Hundert Jahre später schafft Cicero den vollendenden Abschluß. Im wesentlichen spielt sich also dieser Prozeß zwischen den Jahren 200 und 43 v. Chr. Geburt ab. Neben den großen Namen Ennius, Scipio und Cicero darf aber die namenlose Schar von Rednern und Rhetoriklehrern, von Grammatikern und Dichtern nicht vergessen werden, die die Anstöße aufgenommen und die Auslese durchgesetzt haben. Es sind also sicher recht verschiedene soziale Gruppen an diesem Vorgang beteiligt gewesen. – Daß die mit Cicero erreichte Kanonisierung gültig bleibt und nicht wieder durch Strömungen mit anderen Idealen ausgehöhlt wird, ist dann das Verdienst Quintilians, des Pädagogen, Redelehrers und Stilkritikers im 1. Jahrhundert n. Chr. Quintilian war ein entschlossener und begeisterter Anhänger von Ciceros Sprache und verabscheute den modernen Stil seines Zeitgefährten Seneca von Herzen. Seine Wirkung führte dazu, daß sich die errungenen Normen endgültig verfestigen konnten. Von da an hat die lateinische Literatursprache ihre wesentlichen Züge bis ins 8. Jahrhundert n. Chr. bewahrt, und noch das Konglomerat von Formen und Regeln, das der Lateinunterricht unserer Gymnasien bietet, entspricht im großen und ganzen dem damals erreichten Stand der Normierung. Hier hat freilich auch der Humanismus noch einmal vereinfachend und auswählend eingegriffen, also eine letzte Normung ausgeübt, die nun im wesentlichen darauf hinauslief, daß die Prosa des einen großen Meisters Cicero als vorbildlich schlechthin galt. – Doch ist der Zeitraum nach Quintilian ja schon durch die Formulierung des Themas ausdrücklich von der Behandlung hier ausgeschlossen.

Leider sind wir bei der Darstellung des Normungsvorganges weithin auf Rückschlüsse angewiesen; wir kennen zwar in vielen Einzel-

zügen den Zustand vorher und erst recht mit allen wünschenswerten Nuancen die dann erreichte Fixierung, im dunkeln bleibt aber fast immer, welcher der Rhetoren, Grammatiker oder Dichter die Neuerung eingeführt oder durchgesetzt hat, ob überhaupt durchweg ein bewußter Selektionsprozeß gewaltet hat. Und was noch weit schlimmer ist: auch die Tendenzen der Auswahl und der Regelung können wir nur vermutend erschließen, indem wir den alten und den neuen Zustand einander vergleichend gegenüberstellen. Hier vermissen wir theoretische Äußerungen der Zeitgenossen recht schmerzlich. – Der Umfang der Veränderungen insgesamt wurde von den Sprachhistorikern Roms später als gewaltig empfunden; Quintilian, inst. or. VIII 3, 26 ruft aus: *totus prope mutatus est sermo,* und Cicero, Brut. 258, nennt die Schriftsteller aus der Zeit vor der Normung in ungerechter Abwertung, wie sie sich nur durch seinen inneren Abstand erklären läßt, *mali auctores Latinitatis.*

Bevor wir uns die Revue der Einzelbelege ansehen, sei ein Wort zur Orthographie vorausgeschickt. Deren Festlegung gehört wohl immer als wesentlicher Teil zu einer Sprachnormung, und sie spielt sich hier in der gleichen Epoche ab. Ennius, Lucilius, Accius, sämtlich dem 2. Jahrhundert v. Chr. angehörend und alle drei sowohl Dichter wie Grammatiker, haben sich ihr gewidmet. Ennius hat die Doppelschreibung der Doppelkonsonanten durchgesetzt, dagegen ist der Versuch des Accius gescheitert, entsprechend auch die Vokallänge durch Doppelsetzung von *a, e, u* usw. zu markieren. Einem uns sonst unbekannten Spurius Carvilius wird die Differenzierung des alten *C* in die beiden neuen Zeichen *C* und *G* zugeschrieben, die es nun erlaubt, auch in der Velarreihe Media und Tenuis graphisch zu unterscheiden.

Die Beispiele für die Normung der Sprache habe ich zu Gruppen zusammengeordnet, und zwar nach der Tendenz, die ihnen vermutlich jeweils zugrunde liegt. Dabei mußte notgedrungen auf eine schärfere zeitliche Zuweisung verzichtet und die ganze Epoche als eine Einheit genommen werden. Ferner verzichte ich auf den Versuch, durchgängig nachzuweisen, daß grammatische Theorien des Hellenismus eingewirkt haben und welche es gewesen sind. Das ist in unserem Zusammenhang unerheblich, denn diese Theorien wurden sicher nur insoweit akzeptiert, als sie sich dem Sprachgefühl und dem Stilwillen der römischen Sprachmeister fügten. Erschließbar sind – so meine ich – im wesentlichen vier Tendenzen:

1. ein Streben nach Einfachheit, nach Ökonomie des Sprachsystems,
2. ein Streben nach Präzision,
3. ein Streben nach Durchsichtigkeit auch noch der Wörter,
4. ein Streben nach strenger Logik.

Es sei von vornherein eingeräumt, daß diese vier Tendenzen einander nicht streng ausschließen, und vor allem, daß sie sich im konkreten Einzelfall überschneiden. Öfter hätte sich darum ein Beleg auch an einer anderen Stelle einreihen lassen.

Beispiele zu 1.: Streben nach Einfachheit, nach Ökonomie des Systems.

Sie wird vor allem dadurch erreicht, daß Doppelformen abgebaut werden. In der alten Sprache standen häufig beim selben Verbum verschiedene Präsensstämme gleichwertig nebeneinander: *lavēre* neben *lavare* „waschen", *sonēre* und *sonare* „tönen", *fervēre* und *fervere* „sieden" usw., vgl. Sommer, Hb. d. lat. Laut- u. Formenlehre, S. 506ff. Oder: beim gleichen Verb leben aktive und deponentiale Formen in gleicher Bedeutung nebeneinander: *sacrificare–sacrificari, hortare–hortari, imitare–imitari* usf. Mit diesem als störend empfundenen Überfluß wird nun so gut wie ganz aufgeräumt. Oder: beim Infinitiv Präs. Pass. rivalisieren in der älteren Sprache zwei Endungen miteinander: *testari* und *testarier, figi* und *figier* usf. Hier wird – ohne daß wir den Grund solcher Bevorzugung erkennen könnten – die Form auf *-i* einseitig begünstigt. Sie allein ist um Christi Geburt noch im lebendigen Gebrauch.

Genau entsprechend wird beim Nomen die Fülle der Flexionsformen oder Stammbildungen, die ein Merkmal jeder wildwachsenden Sprache sind, möglichst reduziert. Von den vier gleichwertigen Parallelformen *necessus est, necessum est, necessis est, necesse est* hat sich allein die letzte erhalten (Norden, Kunstprosa p. 191). Auch lautliche Varianten werden abgebaut. In der älteren Sprache rivalisieren z. B. *optimus* und *optumus,* bis man sich allgemein für die Formen mit *-i-* entscheidet. (Sallust schwimmt hier fast als einziger gegen den Strom, aber nur insofern, als er sich für die Formen mit *u* entscheidet. Ausgewählt und normiert hat auch er, nur eben zugunsten der Alternative.) Ganz vollständig ist der Sieg des *i* jedoch nicht, wie uns klar wird, wenn wir an das Nebeneinander von *documentum* und *regimen,* von *occupo* und *accipio* denken. – Wo im Altlatein neben *sanguis* „Blut" noch *sanguen* gleichberechtigt steht, neben dem Gen. Plur. *lapidum*

„der Steine" noch *lapiderum,* da wird nun eine der beiden Formen verworfen; wo es früher Schwankungen im Genus gegeben hat wie *caelus* mask. „der Himmel" neben *caelum,* oder *finis* fem. „das Ende" neben dem Mask. – noch bei Lukrez kommen sie gleichrangig vor –, da wird nun eine der beiden Dubletten begünstigt, wieder ohne daß wir erkennen, was zur Bevorzugung geführt hat.
Gelegentlich mißlingt die Normierung aber auch gründlich. Dafür ein Beispiel: aus der idg. Grundsprache ererbt war ein komplizierter Deklinationstypus der Neutra, bei dem Nom. und Akk. am Ende des Stammes ein *-r,* die anderen Kasus ein *-n* aufweisen, die sogenannte Heteroklita. In lat. *femur,* Gen. *feminis* „der Oberschenkel" ist dieser Typ erhalten. Dieser alte Stammwechsel wird in fast allen idg. Einzelsprachen als unbequem empfunden und darum durch analogischen Ausgleich beseitigt. So geschieht es auch im Lateinischen. Bei dem ebenfalls hierhergehörigen Wort *iter* „der Weg, die Reise" finden sich nun bei Naevius, Lukrez, Varro und anderen immer wieder Versuche, den *r*-Stamm zu verallgemeinern, also einen Gen. *iteris,* Dativ *iteri* usw. einzuführen. Merkwürdigerweise hat sich aber dieser vernünftige und an sich aussichtsreiche Vereinfachungsversuch bei diesem Wort nicht durchsetzen können. Aber auch die historisch gesehen korrekte Form **itinis* ist nicht am Leben geblieben, sondern – sogar schon in vorliterarischer Zeit – ausgestorben. Erhalten hat sich dagegen die monströse Mischform *itineris.*
In der Syntax der älteren Zeit war es erlaubt, die Verben *uti* „benützen", *frui* „genießen", *potiri* „sich bemächtigen" und einige andere sowohl mit dem Abl. wie mit dem Akk. zu konstruieren – eine Parallele zum dt. Verb *kosten,* bei dem noch heute Dat. wie Akk. möglich sind: *das kostet mir, das kostet mich drei Mark.* Die bekannte Schulregel, daß diese Verben mit dem Ablativ konstruiert werden, ist erst in der Zeit Ciceros fixiert worden (vgl. Norden, Kunstprosa, S. 191).

Zu 2.: Streben nach Präzision und Prägnanz.

Unsere Schulgrammatiken lehren uns, daß jedes der drei demonstr.-pron. *hic, iste, ille* einen genauen Zeigebereich hat: *hic* geht räumlich auf das, was im Greifbereich der 1. Person liegt, und zeitlich zielt es auf Gegenwart und nächste Zukunft, *iste* dagegen gilt der 2. Person, *ille* schließlich der 3. und der entfernteren Vergangenheit. Das aber ist eine verhältnismäßig späte und sogar nur von wenigen Autoren

streng befolgte Festlegung; immer wieder – auch in der klassischen Zeit – finden sich Gegeninstanzen.
Eine griechische sprachphilosophische Theorie hatte postuliert, jedem Ding und jedem Begriff entspreche ein einziges, genau treffendes Wort, das ὄνομα κύριον, das *proprium*. Für die Praxis bedeutet diese These, daß das Spiel mit den Synonymen verworfen und für jede Sache, für jeden Begriff, nur ein einziges Wort zugelassen wird. Diesem Prinzip war besonders Julius Caesar zugeneigt. Von den drei Verben, die das Fürchten bezeichnen: *timere, vereri, metuere* meidet er *metuere* in seinen Schriften völlig, den anderen beiden teilt er klar abgezäunte syntaktische und formale Verwendungsbereiche zu. So wird *timeo* nur absolut, d. h. ohne Objekt, verwendet, und andererseits tritt die Konstruktion mit *ne* nur bei *vereor* auf. Ebenso gibt es Partizipialformen fast nur von *vereri,* vgl. Marouzeau, S. 59.
Ein anderes Beispiel soll die sekundäre Nutzung von Varianten belegen. Wir wählen es aus dem Bereich der Pronomina. Die beiden Nominative *quis* und *qui* sind ursprünglich sicher nur satzphonetische Varianten: *qui* stand vor bestimmten Konsonanten, z. B. vor den Nasalen und vor den Halbvokalen, *quis* dagegen vor Vokalen und vor Dentalen. An Stelle dieser Verteilung, die für uns freilich nur hypothetisch erschließbar ist, tritt nun in der Epoche der Normierung eine andere, nach der syntaktischen Funktion orientierte: *quis* setzt sich sehr stark durch, und zwar sowohl in seiner substantivischen wie in seiner adjektivischen Funktion, *qui* tritt ziemlich selten auf, dann aber am ehesten in adjektivischer, attributiver Verwendung (vgl. Löfstedt, Synt. II, 79ff.). Die Verteilung auf die Geltungsbereiche ist hier aber nur begonnen, noch nicht strikt durchgeführt.
Umgekehrt wird nun auch angestrebt, daß einem Morphem möglichst nur eine Bedeutung zukommt. Die ältere Sprache hatte z. B. Ausdrücke wie *volvenda aetas* „die sich dahinwälzende, dahineilende Zeit (Lukrez V 1275) zugelassen, d. h., die Bildung auf *-nd-* wurde auch als Partizipium Präsentis medii verwendet. Jetzt meidet man diesen Gebrauch, und nur die bekannte Verwendung als Gerundivum, als participium necessitatis bleibt übrig (Typ: *Carthago delenda*), vgl. Marouzeau, p. 37. Ähnlich liegt der Fall beim Participium Perfecti. Noch der Historiker Cl. Quadrigarius hatte sagen können: *sole occaso* „nach Sonnenuntergang" (frg. 3 Peter, Hist. Rom. frgm.), *multis interitis* „nach dem Untergang vieler Leute" (frg. 96 ebd.), d. h., er benutzte das Partizip auf *-to-* nicht nur passivisch, sondern auch im

Aktiv (Norden, Kunstprosa, S. 191). Im Zug der Normung der Syntax wird diese Indifferenz gegenüber der Diathese nun ausgemerzt.
Jetzt werden auch die Zuständigkeitsbereiche des A. c. I. und der Konjunktionen *ut* und *quod* klar gegeneinander abgegrenzt. Konnte Terenz, Hecyra 145, noch schreiben: *narrat, ut virgo ab se integra etiam nunc siet,* so hätte die gleiche Konstruktion anderthalb Jahrhunderte später jedem römischen Schüler harte Prügel eingebracht (vgl. Kroll, Glotta 22, S. 12).

Zu 3.: Auch das Streben nach Durchsichtigkeit der Wörter wirkt bei der Auslese zwischen Varianten mit. In älterer Zeit stehen gleichberechtigt nebeneinander *misisti* „du hast gesendet" und *misti, arsisti* und *arsti* usw. Jetzt nun wird die längere Form bevorzugt, weil sie für Ohr und Auge deutlicher in Stamm und Endung zerfällt.
Viele Schriftsteller dieser Epoche der Normierung waren Puristen. Noch Quintilian VIII 1. 1 fordert: *intuendum est, ut (verba) sint Latina,* man müsse darauf achten, lateinische Wörter zu wählen. Ich neige dazu, diese Entscheidung so zu deuten, daß die lateinischen Sprachmeister Wörter bevorzugten, die ihrem Bau nach durchsichtig waren und sich deshalb dem Verständnis eher erschlossen als entlehnte und darum schwer analysierbare oder an Bekanntes anknüpfbare griechische, gallische oder semitische Vokabeln. Vielleicht ist aber diese Erklärung schon zu weit hergeholt, und es wird hier bloß unreflektiert einer griechischen Theorie gehuldigt, die davor warnte, βαρβαρισμοί zuzulassen.

Zu 4.: Das Streben nach strenger Logik.

Hier berühren wir einen Punkt, der jahrzehntelang in verfehlter Einseitigkeit hervorgehoben worden ist. Wenn beim Kampf um das humanistische Gymnasium dessen Apologeten behauptet haben, im Latein sei durch die Bank alles logisch, oder aber, Latein sei im Ausdruck der logischen Beziehung den modernen Sprachen hoch überlegen, dann trifft das in dieser apodiktischen Schlichtheit nicht zu. Es genügt, dafür an den Abl. abs. zu erinnern, diese häufige Konstruktion, der die Angabe der logischen Verknüpfung völlig fehlt. *His rebus perfectis* kann heißen: „als, da, weil" – aber auch „obwohl das erledigt war". Der antike Zuhörer und heute der deutsche, französische, englische Leser müssen die logische Verbindung selbst erschließen, der lateinische Satz reicht ihnen da keine Hilfe. – Diese einschränkende Bemerkung will aber nur vor dem Mißverständnis

schützen, hier sollte dem Latein ein besonders hoher Grad an Logik zugesprochen werden. Wohl aber gibt es im Lateinischen – wie in jeder Kultursprache – Ansätze dazu, der Logik stärker zu ihrem Recht zu verhelfen. Betrachten wir einige von den Fällen, wo in den letzten beiden vorchristlichen Jahrhunderten die Regeln zugunsten der Logik geändert worden sind: noch Lukrez III 1010 konnte schreiben: *(vas) expleri ... potestur* „das Gefäß kann gefüllt werden". Dieses doppeltgesetzte Passiv, diese Übercharakterisierung wird bald darauf in der Hochsprache streng verpönt. – Von den Formen *fitur* „es wird gemacht", *fiebantur* „sie wurden gemacht", die sich bei Cato finden, sagt der Oxforder Linguist L. Palmer, sie seien so schrecklich, daß man sich hüten müsse, sie vor den Ohren von Jugendlichen auszusprechen. – Zur gleichen Zeit wird auch die Kongruenz rigoros verregelt, was zu solchen Wendungen führt wie: *ei est nomen Paulo,* oder: *Pompeius, quod est lumen mundi.* Im Latein gilt hier die strikte Forderung, daß die Wörter desselben Satzes, die sich auf den gleichen Gegenstand beziehen, in Kongruenz stehen müssen. – Jetzt, in dieser Epoche, wird auch die strenge Subordination der Nebensätze und ihre Markierung durch den Konjunktiv durchgeführt, während im älteren Latein die Konsekutivsätze, die Sätze mit cum historicum, cum causale und cum concessivum noch oft den Indikativ aufweisen. Und gleichzeitig wird nun das starre System der consecutio temporum erarbeitet und kanonisiert. Syntaktische Fügungen, die den Anforderungen der Logik nicht genügen, wie der sogenannte nominativus pendens, Konstruktionen ad sensum und erst recht Satzbrüche (Anakoluthe) und Kontaminationen werden nun gemieden. – Auch im Bereich der Konjunktionen gibt es Ansätze, die logischen Beziehungen zwischen Sätzen deutlicher zu machen. So vermeidet Cicero es peinlich, *ut* noch in kausaler und modaler Bedeutung oder in unabhängigen Wunschsätzen zu verwenden, was vor ihm ganz gebräuchlich gewesen war; er schränkt *ut* möglichst auf Konsekutiv- und Finalsätze ein. Oder: während *nec* im Altlatein eine besonders häufige Konjunktion war, wird nun *neque enim* „denn nicht", *neque autem* „aber nicht", *neque tamen* „doch nicht" gesetzt und so dem Hörer das logische Verhältnis zwischen den Sätzen an die Hand gegeben (Kroll, Glotta 21, S. 104ff.). Aber diese Durchrationalisierung bleibt auf halbem Weg stecken. Denn selbst im klassischen Latein kann die Konjunktion *cum* noch vier grundverschiedene Bedeutungen haben: sie kann temporal, kausal, konzessiv oder als *cum coincidens*

(also im Dt. mit „indem") übersetzt werden. Hier sind erst die modernen Kultursprachen zu einer auskömmlichen Differenzierung gelangt.

Ob aus dem Bereich der Morphologie der folgende Fall auch ein Beispiel für die strengere Logisierung der lateinischen Sprache liefert, ist zweifelhaft; ich möchte ihn trotzdem vorführen, weil es einer der ganz wenigen Belege ist, wo wir einmal den gescheiterten Versuch einer Spracherneuerung mit dem Namen seines Schöpfers verbinden können. Varro berichtet de l. l. 8 (Gramm. Rom. fr. ed. Funaioli, S. 192): *„Sentior" nemo dicit et id per se nihil est, „assentior" fere omnes dicunt; Sisenna unus „assentio" in senatu dicebat et eum postea multi secuti sunt neque tamen vincere consuetudinem potuerunt.* – Die Frage ist nun: Hat Cornelius Sisenna hier die Aktivform gegenüber dem Medium bloß deshalb begünstigt, weil als Simplex nur *sentio,* aber nicht *sentior* vorkommt, also bloß der Analogie zuliebe, oder hat ihn womöglich auch die dem Medium anhaftende Bedeutung gestört, die darauf weist, daß der Täter die Handlung im eigenen Interesse vornimmt? Diese Bedeutungsnuance hätte ja z. B. bei Stellungnahmen im Senat einen falschen und unerwünschten Ton hineinbringen können. – Zu entscheiden ist das kaum, der Zusammenhang bei Varro legt wohl die Annahme bloß analogischer Einwirkung des Simplex näher. Bei Cicero ist dann das Verhältnis von *adsentior* zu *adsentio* mit 200 zu 18 Vorkommen ganz stark zugunsten der deponentialen Form verschoben (vgl. Kroll, Glotta 22, S. 19).

Schließlich gibt es eine ganze Reihe von Entscheidungen, deren Motiv wir überhaupt nicht erraten. So können wir zwar deutlich erkennen, daß Substantivbildungen mit den Suffixen *-ela, -monium* und *-monia* gemieden werden und daß statt ihrer Bildungen auf *-tas* beliebt sind, aber die Gründe davon bleiben uns verborgen.

Diese eben durch einige Beispiele belegte Normung ist ein wesentlicher Teil eines weit umfassenderen Prozesses: der Schöpfung der lateinischen Hoch- und Literatursprache, speziell der Prosa. Zu ihr gehören vor allem noch zwei große Leistungen: der Ausbau des Wortschatzes, besonders im Bereich des Abstrakten, und der Aufbau einer verbindlichen Stilistik. Beides geschieht im gleichen Zeitraum. Dabei lehnen sich die römischen Sprachmeister bewußt an die Sprache der Hauptstadt an; vor dem *„gustus urbis"* müssen die Neuerungen bestehen können, *„urbanitas"* heißt das erstrebte Ziel. Hier spielt also Rom die gleiche Rolle wie anderthalb bis zwei Jahrtausende später

Florenz, Paris, London oder Kopenhagen. Die Auswahl zwischen zwei sprachlichen Möglichkeiten wird nicht so sehr unter die Entscheidung „Richtig oder Falsch" gestellt, es wird vielmehr geprüft, ob das Wort, die Phrase, die Konstruktion „urbanum" oder „(sub)-rusticum" sei. Dieser vernünftige Maßstab wurde erst später durch einen rigiden Ciceronianismus zerstört. Während dieser goldenen Epoche aber gelingt es den lateinischen Schriftstellern, für ihre Sprache das zu erringen, was in unseren Tagen Robert Musil gefordert hat: „Genauigkeit und Seele". Neben einem guten Maß an Präzision findet sich hier dank einem reichdifferenzierten Wortschatz auch Spielraum für den Ausdruck der Gefühle in der Lyrik, für die Glaubenswärme im Hymnus oder später in der Prosa der christlichen Autoren. – So modern war die Antike.

Literaturhinweise

Cousin, J.: Évolution et structure de la langue latine, Paris 1944.
Jäger, A. O.: Zur psychologischen Bedeutung von Normen, Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 35, 1966, S. 75–90.
Kroll, W.: Die Entwicklung der lateinischen Schriftsprache, Glotta 22, 1933, S. 1–27.
Leumann, M. – Hofmann, J. B. – Szantyr, A.: Lateinische Grammatik II, 1965, S. 759–771; 39*–50*.
Marouzeau, J.: Quelques aspects de la formation du Latin littéraire, Collection linguistique publiée par la Société de Linguistique de Paris LIII, Paris 1949.
Norden, E.: Die antike Kunstprosa, 2. Aufl., Leipzig/Berlin 1909.
Palmer, L. R., The Latin Language, 3. Aufl. London 1961.
Pisani, V.: Storia della lingua Latina, Parte prima, Torino 1962.
Reichenkron, G.: Historische latein-altromanische Grammatik, I. Teil, Wiesbaden 1965.
Seel, O.: Die lateinische Sprache, in: Römertum und Latinität, Stuttgart 1964, S. 416–585.
Stolz, F. – Debrunner, A. – Schmid, W. P.: Geschichte der lateinischen Sprache (Slg. Göschen), Berlin 1966.
Weise, O.: Charakteristik der lateinischen Sprache, 4. Aufl., Leipzig 1909.

Inwiefern ist das Individuum frei beim Gebrauch der Sprache?

Von Jean Fourquet

In Deutschland ist die Ansicht weit verbreitet, der Einzelne sei in seinem Denken, ja in seiner Anschauung der Welt durch die ihm angestammte Sprache bestimmt: jeder Sprache entspreche ein ‚Weltbild'. Die Theorie der „arteigenen Sprache", die Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" dargelegt hat, spielt hier eine nicht zu unterschätzende Rolle. Der gleich sich einstellende Einwand, auch ein Fremder könne die Sprache lernen und sie zum Ausdruck einer anderen Anschauung benutzen, lehnt Fichte in der vierten Rede in diesen Worten ab: „...so bleiben diese stumm in der Gemeinde und ohne Einfluß auf die Sprache, solange bis sie selbst in den Umkreis der Anschauung des Stammvolkes hineingekommen sind, und so bilden nicht sie die Sprache, sondern die Sprache bildet sie." Mit dem letzten (von uns gesperrten) Ausspruch könnte man verallgemeinernd die These der bildenden Macht der Sprache und der Ohnmacht des Menschen ihr gegenüber zusammenfassen.

Auf den Franzosen wirkt diese Auffassung der Übermacht der Sprache befremdend: er ist gewohnt, die Sprache als ein williges Instrument zu betrachten, das, vorausgesetzt, daß man es geschickt handhaben lernt, zur Mitteilung jedes Inhalts benutzt werden kann. Er nimmt an, ein Weltbild werde durch richtige Beobachtung, vereint mit richtigem Folgern, gewonnen, also auf Grund von Fähigkeiten, die dem menschlichen Geist innewohnen, demnach von der Menschenart und der ihr angewohnten Sprache unabhängig sind.

Paradoxerweise scheint in beiden Ländern die Praxis zu der herrschenden Theorie in direktem Widerspruch zu stehen.

In Deutschland gilt es als selbstverständlich, daß die Sprache eines großen Dichters unmittelbarer Ausdruck seiner Persönlichkeit ist,

daß diese Sprache einer individuellen schöpferischen Leistung entspricht: Volle Freiheit wird ihm auf diesem Gebiet zuerkannt; in dem Maße, daß es unmöglich ist, im Unterricht die Sprache eines großen deutschen Schriftstellers als allgemeingültiges Muster hinzustellen. Normative Prosa findet man eher bei weniger bedeutenden Schriftstellern.

In Frankreich erwartet man vom großen Schriftsteller eine ehrfurchtsvolle Pflege der Sprache als eines Gemeinguts der Nation, auf Grund eines Consensus, was gute Sprache sei. Dieser Gegensatz zwischen deutscher und französischer Haltung ist in Hofmannsthals Vortrag „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation" so meisterhaft charakterisiert worden, daß es hier genügt, auf diesen Text zu verweisen.

Es sei beiläufig erwähnt, daß diese Ehrfurcht vor der Sprache, wie diese von der Klassik ausgebildet worden ist, eine Gefahr für die französische Kultur bedeutet, insofern sie neue Versuche und die Anpassung an neue Verhältnisse hemmt.

Wie ist dieser Knäuel von entgegengesetzten Meinungen und inneren Widersprüchen zu entwirren?

Es sei darauf hingewiesen, daß die hier in Frage kommenden Auffassungen und traditionellen Haltungen aus einer Zeit herrühren, die wir die vorsaussuresche nennen möchten. Es sollte unseres Erachtens der Versuch gemacht werden, von der saussureschen Auffassung der Sprache auszugehen, um zu einer richtigeren Problemstellung zu gelangen, was den Grad und das Wesen der Freiheit des Menschen gegenüber der Sprache betrifft. In diese Richtung gehen die folgenden skizzenhaften Versuche.

I. Die Sprache als Kommunikationsmittel

Die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft wirken aufeinander durch sprachliche Mitteilungen. Diese setzen den Bezug auf einen gemeinsamen Bestand an Sprachzeichen voraus. Die Elementarzeichen (Moneme) sind gekennzeichnet durch die Verbindung einer Schallgestalt (signans) mit einer Mitteilungsfunktion (signatum). Diese Verbindung wird vom Kind erlernt, auf Grund des ständigen Bezugs wiederkehrender Erfahrungen und Erlebnisse auf dasselbe Signans.

Die menschliche Mitteilung setzt aber auch die Zusammenfügung mehrerer Zeichen zu einer höheren Einheit voraus, die Bildung von

Syntagmen; dadurch ist die Möglichkeit gegeben, mit einer begrenzten Zahl von Zeichen eine unendliche Mannigfaltigkeit der Mitteilungen zu erzielen.
Darin besteht eben der Behelfscharakter der Sprache: sie kann nur annähernd, durch Kombination von diskreten Einheiten, Situationen gerecht werden, die eine Mitteilung fordern; die Annäherung ist um so besser, als die Zahl der kombinierten, einander ergänzenden Zeichen größer ist, ohne jedoch den Gegenstand vollständig zu erfassen.
Dies eben ist es, was der Initiative des Sprechers einen Spielraum läßt, und dieser ist in einer „natürlichen", historisch gewordenen Sprache offenbar größer als in einer rationell gebauten Sprache, wie die, die uns jetzt als Zwischensprache zu den Zwecken der maschinellen Übersetzung vorschwebt (Fichtes absolut adäquate Sprache, als Ursprache gedacht, war ein Wunschbild).
In der vollkommensten Universalsprache bliebe die Wahl frei zwischen einer sprachlichen Reaktion, die nicht weiter ginge als die Zuordnung einer Erscheinung zu einem Sprachzeichen (einem lexikalischen Element), und einer Reaktion, die durch Kombination mehrerer Zeichen eine höhere Spezifizierung oder Charakterisierung erzielen würde.
Zwei Beispiele sollen unsere These beleuchten.
Zuerst eine – wirklich geschehene – Kindergeschichte. Ein Kind ist in der Großstadt (Paris) aufgewachsen; es ist mehrmals im Zoo gewesen, hat die Tiere beobachtet, nach dem Namen gefragt. Einmal können sich die Eltern einen Ferienurlaub auf dem Land leisten. Das Kind geht am ersten Morgen früh aus und berichtet den Eltern, es habe draußen Giraffen gesehen, die aber einen kürzeren Hals und kürzere Vorderbeine hätten als die im Zoo. Es waren ... Kälber.
Da der Bezugspunkt „Kalb" dem Kinde fehlte, hat es sich mit dem Bezugspunkt Giraffe beholfen, um auf sein Erlebnis zu weisen, und zwar mit einem spezifizierenden Zusatz, der eine Unterart (die verkürzte Giraffe) schafft.
Dann das vereinfachte Englisch (BASIC) des englischen Philosophen Ogden; es beruht auf der Annahme, mit 850 eigens ausgewählten englischen Wörtern könne man jeden Inhalt mitteilen, wenn man sich nur die Mühe gäbe, Kombinationen dieser Wörter statt der einfachen Wörter höheren Spezifizierungsgrads zu verwenden (z. B. *the brother of my father* für *my uncle*).

Diese Sprache bleibt die englische Sprache, mit ihrer Syntax und Morphologie. Die Freiheit im Gebrauch der Sprache liegt hier in der Auswahl der Zeichen, die zu Mitteilungszwecken kombiniert werden sollen, sowie in der Erfindung von Kombinationen, die weniger häufige Wörter ersetzen sollen mit annähernd gleichem (doch weniger ökonomischem) Mitteilungseffekt.

Wir dürfen uns also nicht das sogenannte Worten der Welt so vorstellen wie etwa die Gliederung Europas in Staaten auf einer politischen Karte. Die Grenzen sind genau bestimmt, und die Zuordnung einer Ortschaft zu einem bestimmten Staat läßt keine Unbestimmtheit zu. Ein treffenderes Bild bietet uns die Sprachgeographie: zwischen den Kerngebieten liegen breite Übergangszonen, in denen die Zuordnung einer Mundart (zum Schwäbischen oder Oberfränkischen etwa) recht unsicher ist.

Die „Wörter" (richtiger: die Lexeme) bilden ein Netz von Bezugspunkten, mit deren Hilfe der Hörer annähernd zu einem Punkt geführt wird, auf den der Sprecher hinweist.

Selbst der „Inhalt" eines Lexems ist keine feste Größe: die Sprache läßt Verwendungen zu, bei denen der an das Signans gebundene Inhalt um eine Bedeutungseinheit (Sem) ärmer oder reicher werden kann. Statt eine längere Kombination von Zeichen zu verwenden, können wir z. B. das Junge der Tierart *Elefant* als *Elefantenkalb* bezeichnen. Das Bedeutungselement *Rind,* das normalerweise in *Kalb* impliziert ist, fällt dabei weg, infolge der Verbindung mit *Elefant*. Umgekehrt wird ein Pferdezüchter von einem prächtigen *Tier* sprechen, womit in der Gesprächssituation ein prächtiges Pferd gemeint ist: die Spezies ist durch die Situation gegeben.

Die historische Semantik hat mit solchen Erscheinungen zu tun: Am Anfang eines Wandels steht die Initiative Einzelner im Gebrauch des Zeichenbestands. Für Wörter, die durch phonetischen Verfall unbrauchbar geworden sind, bietet sich als Notbehelf eine Zeichenverbindung oder eine „ungenaue" Zuordnung, wobei die Situation berichtigend wirkt. Wie Gilliéron gezeigt hat: für *ée* „Biene" aus *apem* gebraucht man die Periphrase *mouche à miel* oder die unrichtige Bezeichnung *guêpe*.

Die Sprache der Dichtung hat von jeher von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, die Dinge nicht direkt zu benennen, sondern ihre Vorstellung auf ungewöhnlichen Wegen zu vermitteln. Davon bieten die Kenningar der Skaldendichtung ein extremes Beispiel.

Die Sprache des Alltags benutzt dagegen nur einen Bruchteil der Ausdrucksmöglichkeiten, die der Zeichenbestand oder die Kombination von Zeichen bietet. Sie begnügt sich oft mit Wörtern sehr allgemeinen Inhalts, wie *das Ding da,* und macht einen beschränkten Gebrauch von Verbindungen wie der des Substantivs mit einem Attribut. Man könnte hier von einer größeren Entropie sprechen: ein Teil der in der Sprache virtuell vorhandenen Mitteilungswirkungen wird nicht aktualisiert.
Mit dem Behelfscharakter der Sprache hängt zusammen, daß der Hörer das Mitgeteilte nicht genauso „versteht", wie es der Absicht des Sprechers entsprach.
Die Freiheit des Einzelnen in der Wahl der Ausdrucksformen ist in diesem Sinne eine zweideutige Gabe. Der Mensch ist im Ausdruck frei, weil er nicht anders kann. Die Entscheidungen, die er trifft, um in einer gegebenen Situation aus den durch die Sprache gebotenen Mitteln einen Mitteilungseffekt zu ziehen, sind jeweils, selbst im bescheidensten Sprechakt, eine individuelle Tat.

II. Sprache als operationelles Mittel

Die Sprache ist aber nicht nur ein Teil des praktischen Lebens, sondern ein operationelles Mittel.
Es gibt sogenannte analogische Rechenmaschinen, die das Betragen einer wirklichen Vorrichtung „simulieren", indem sie diese Vorrichtung durch elektrische Größen ersetzen, die zueinander in demselben Verhältnis stehen wie die Teile des wirklichen Apparats und die Kräfte, die auf sie wirken. Solche Maschinen machen den Bau eines teueren materiellen Prototyps (Flugzeug, Rakete) und gefährliche Versuche mit diesem Prototyp entbehrlich.
Auf ähnliche Weise bietet die Sprache dem Menschen eine mächtige Hilfe; er kann mit ihrer Hilfe statt der wirklichen Dinge Symbole dieser Dinge zueinander in Verbindung setzen und Schlüsse daraus ziehen, vergangene und gegenwärtige Erfahrungen miteinander verknüpfen.
Die Operationen der Mengenlehre setzen jeweils eine sprachliche Zuordnung als Ausgangspunkt. Man kann die Mengenlehre als eine von der Sprache abgeleitete Reihe von Geistesoperationen bezeichnen.
Sprechenlernen ist eine Schule zunächst unbewußter geistiger Operationen. Kinder, die durch einen Zufall vom Sprechenlernen

ausgeschlossen worden sind, scheinen auf der Stufe der Animalität, des reflexartigen Handelns zu bleiben.
Durch Zeichen befestigte Begriffe sind aber mehr als bloße Bezugspunkte. Sie sind Knoten von Assoziationen, die sich an sie bald auf Grund direkter Erfahrung, bald auf Grund tradierter (sprachlich tradierter) Auffassungen knüpfen. Manchmal schließen die Begriffe affektive Momente, Werturteile ein.
Letzten Endes sind die Begriffe gespeicherte Urteile, und dies führt uns zu dem bekannten Problem des Wechselverhältnisses zwischen Begriff und Urteil (a chicken-egg relation). Begriffe, die zu höheren Stufen der geistigen Tätigkeit gehören, sind in einem gewissen Sinne gespeicherte Kultur. Innerhalb eines folgerichtigen wissenschaftlichen Systems wird der Begriff zum Terminus, der auf besondere Zusammenhänge weist.
Wie stellt sich hier das Problem der Freiheit des Einzelnen? Letzten Endes als eine Abart der soziologischen Frage der Abhängigkeit des Einzelnen von der Gemeinschaft.
Der Einzelne steht in Gefahr, mit der tradierten Sprache die den Begriffen anhaftenden Urteile zu empfangen, ohne sie zu prüfen. Diese Prüfung kann auf verschiedenen Wegen erfolgen. Erstens durch direkte Beobachtung, Vergleichung der Folgerungen auf diesen Begriffen mit dem wirklichen Geschehen: die herkömmlichen Begriffe Gewicht und Masse sind auf diese Weise im Laufe der Forschung mehrmals berichtigt worden. Die Kritik herkömmlicher Begriffe kann auch, auf Sokratische Weise, dadurch erfolgen, daß die Folgerungen aus mehreren Begriffen miteinander unvereinbar sind und zu Widersprüchen führen: die Sprache wird hier zum Mittel, sich über die Sprache zu erheben und sich von ihr zu befreien.
So ist es auch mit den herkömmlichen Begriffen über die Sprache selbst: diese Begriffe können durch den Gebrauch der Sprache als eines operationellen Mittels in Frage gestellt werden. Ich hoffe, bald eine in Wörtern und Sätzen gefaßte Kritik der herkömmlichen Begriffe „Wort" und „Satz" zu geben.
Die Schule steht, was die Sprache betrifft, vor zwei polar entgegengesetzten Aufgaben: sie soll durch den Hinweis auf die an die Lexeme gebundenen Inhalte zu einem richtigeren Gebrauch des Sprachschatzes anleiten und damit zu einer genaueren Mitteilung; sie sollte auch die Sprache als operationelles Mittel, als Mittel des selbständigen Denkens gebrauchen lehren, was die tradierten Urteile, die den

„Wörtern" anhaften, auf die Probe stellt. Das Erlernen einer Fremdsprache führt zur besseren Kenntnis der Inhalte in der eigenen Sprache und gleichzeitig, durch Vergleichen, zur Kritik tradierter Urteile, die den Begriffen in beiden Sprachen anhaften.

Hier handelt es sich schließlich um eine andere Freiheit und Unfreiheit im Sprachgebrauch und um eine andere Entropie. Es gibt genug Menschen, bei denen ein Wort eine Kette von gewohnheitsmäßigen Assoziationen entfesselt, die sie des selbständigen Denkens entheben. Der kritische Kenner weiß diesen Gebrauch der Sprache zu parodieren. Unter dem Titel „dictionnaire des idées reçues" gab Flaubert ein Bild dieses sprachlichen Betragens – neuerdings sind Daninos und Queneau diesen Weg gegangen. Umgekehrt ist die Sprache als operationelles Mittel immer wieder ein Weg zur Befreiung vom Herkommen gewesen. Schließlich führt dies zu einem Wandel der Sprache, sei es, daß alte Zeichen einen neuen Inhalt bekommen und in neue Zusammenhänge eingegliedert werden, sei es, daß neue Begriffe geprägt werden.

Die Formel: „Nicht sie bilden die Sprache, sondern die Sprache bildet sie", schließt, strenggenommen, einen Wandel der Sprache aus. Schon ein Zeitgenosse Fichtes, K. Chr. F. Krause, hat Einspruch erhoben: „Daß wir nicht ohne die Sprache denken, und nicht weiter denken, als die Sprache reicht, diese Behauptung wird schon durch die Erfahrung widerlegt, daß durch den Fortschritt im Denken und Leben selbst jede Volkssprache stetig erweitert, mit neuen Wörtern und Redearten vermehrt und in ihrem Gesetzbau weiter ausgebildet wird" (Nachlaß aus den Jahren 1812–1815).

Hier heißt es nicht mehr: Der Mensch ist beim Gebrauch der Sprache frei, weil er nicht anders kann, sondern: der Mensch ist frei, wenn er will.

Manches Mißverständnis wäre vielleicht vermieden worden, wenn die Mitteilungsfunktion der Sprache und die Rolle der Sprache beim Denken (als operationelles Mittel) scharf genug unterschieden worden wären.

Die Sprache enthält wesensgemäß ein Element der Unfreiheit: es besteht darin, daß der Sprecher den tradierten Code benutzen muß, wenn seine Mitteilung verstanden werden soll. Dieses Element darf aber nicht verabsolutiert werden: es bleibt ein Spielraum für die Initiative des Einzelnen, was die Darstellungsfunktion der Sprache betrifft.

Das Element der Unfreiheit darf auch nicht auf eine andere Erscheinung übertragen werden, nämlich den Druck, den das Herkommen auf den Einzelnen in der Sprache, aber auch auf anderen Wegen ausübt. Das Problem der Freiheit des Einzelnen ist hier ein allgemeines soziologisches Problem, der Kampf zwischen Tradition und Neuerung. Nur daß dieser Kampf innerhalb der Sprache Formen nimmt, die die Sprachwissenschaft angehen: insofern die Sprache die Mittel der Befreiung von der Sprache liefert.

Stehen wir in einer Zeit des Sprachverfalls?

Von Fritz Tschirch

> In jeder sprache stellt sich ein abhanden gekommenes gleichgewicht immer wieder von neuem her.
>
> Jacob Grimm, Vorrede zum Deutschen Wörterbuch v. 2. 3. 1854, Bd. I, Sp. XLI.

I. Vorbesinnung

1. Der Ort der Fragestellung. Vielleicht abgesehen von den Mitgliedern des Wissenschaftlichen Rats am Institut für deutsche Sprache – und gewiß nicht einmal für sie alle dürfte das gelten –, wird man allgemein geneigt sein, die Themafrage für eine bloß rhetorische Frage zu halten, die man nur mit einem überzeugten *Ja* beantworten kann. Und wenn dieses Ja überhaupt noch einer Begründung bedürfte, so könnte und würde man sich dafür auf Namen mit weithin hallendem Klang berufen wie Karl Kraus, W. E. Süskind, Gerhard Storz, Karl Korn, Dolf Sternberger. In ihren Veröffentlichungen haben sie mit einem persönlichen Engagement und einer Sprachbeherrschung, denen man sich schlechterdings nicht entziehen kann, an einer Fülle aktuellster Beispiele nachgewiesen – so scheint es jedenfalls –, daß wir in einer Zeit tiefen, beklagenswerten Sprachverfalls stehen.
Und in der Tat: Jeder von uns könnte fast jeden Tag aus der Zeitung, aus amtlichen Verlautbarungen, aus dem Verwaltungs- und Juristendeutsch neue, ebenso entwaffnende wie unwiderlegliche Beispiele für diesen Sachverhalt beibringen, die einem, je nachdem, die Scham- oder die Zornesröte ob solchen Umgangs mit der Sprache in die Wangen treiben müssen. Mühsam nur unterdrücke ich selbst ein paar haarsträubende Beispiele in dieser Richtung, die ich in letzter Zeit gesammelt habe – angesichts der Verbreitung und Bekanntheit dieser Verirrungen hieße das Eulen nach – Mannheim tragen.
Gegenüber diesem geschlossenen Chor in der Öffentlichkeit beharrt einzig der allerdings mißtrauisch angesehene und neuerdings manch-

mal direkt angegriffene Sprachhistoriker auf einer abweichenden Meinung. Er weiß nämlich, daß diese Klagen alles andere als neu sind. Meinem Münchener Kollegen Werner Betz verdanke ich den Hinweis auf den Indogermanisten August Schleicher (1821–1868), der in seinem erfolgreichsten Werk „Die deutsche Sprache", Stuttgart 1860, 5. Aufl. 1888, feststellt: „Überall zeigt sich desto größere Vollkommenheit der sprachlichen Form, je höher hinauf, das heißt je weiter zurück in der Geschichte wir Sprachen verfolgen können, und umgekehrt, je länger Sprachen lebten, desto größerer Verfall." Daß hier ein zünftiger Sprachwissenschaftler diese gängige Meinung vertritt, verleiht ihr natürlich starkes Gewicht. 30 Jahre später hat sie der Leipziger Stadthistoriker und Oberbibliothekar Gustav Wustmann in seinem Buch „Allerhand Sprachdummheiten" mit dem Untertitel „Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen" 1891 popularisiert. Diesem Werk ist ein ungewöhnlicher Bucherfolg bis heute treu geblieben: Werner Schulze hat 1966 – nach genau 75 Jahren also – die 14. Auflage herausbringen können.

Die Überzeugung vom fortschreitenden Verfall vorab unserer deutschen Sprache ist also mindestens diese 100 Jahre alt – das relativiert naturgemäß die Gegründetheit der heutigen Klagen. Hier kann irgend etwas nicht stimmen. Vielmehr keimt langsam der Verdacht auf, als stehe es damit so, wie es Hans Weigel in seinem Beitrag „Blühende Sprache in einem aufgetauten Land" in dem 1964 vom Literarischen Colloquium Berlin als Erwiderung auf einen massiven Angriff aus den USA herausgegebenen Sammelband mit der Titelfrage „Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land?" mit trefflicher Ironie formuliert hat: „Das Gerede vom Verfall der Sprache dürfte kaum weniger alt sein als die Sprache. Man dürfte wohl schon in der Bronzezeit beklagt haben, daß die Sprache nicht mehr das ist, was sie in der guten alten Steinzeit gewesen ist" (S. 30).

2. Das Verhältnis von Sprache und Stil. Bevor wir uns nach diesen Präliminarien der Beantwortung der Themafrage unmittelbar zuwenden, muß eine Begriffsklärung vorgenommen werden, die man zum Schaden der Sache und der Verständigung bislang unbeachtet gelassen hat. Wollen wir die verfahrene Situation überwinden, daß Sprachhistoriker und Sprachpfleger, die praktisch als die schärfsten Sprachkritiker der (jeweiligen) Gegenwartssprache auftreten, im

Grunde aneinander vorbeireden, so ist begrifflich exakt zwischen Sprache und Stil zu unterscheiden.

Sprache ist ein soziales Objektivgebilde, das an den Menschen in seiner Eigenschaft als Gattungswesen, und zwar in seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprachgemeinschaft, gebunden ist. Stil ist demgegenüber die aus der Fülle der gegebenen sprachlichen Mittel und Möglichkeiten herausgeschnittene und geformte, in bestimmter Richtung akzentuierte praktische Verwendung der Sprache durch den einzelnen Menschen im jeweiligen Einzelfall.

Damit ist klar: Sprache und Stil sind in zwei verschiedenen und sauber zu unterscheidenden Bereichen angesiedelt: Sprache im Bereich der vorgeformten objektiven Gegebenheiten, in dem, unabhängig vom Individuum, die normativ bestimmbaren Urteile „falsch" oder „richtig", „früher" oder „später" gelten; Stil im Bereich der subjektiven Anschauungen und persönlichen Entscheidungen, in dem die ästhetischen Geschmacksurteile „schön" oder „häßlich", „beliebt" oder „verpönt" ihr Recht haben.

Sprache und Stil verwirklichen und bewegen sich also auf verschiedenen Ebenen, lassen sich nicht unmittelbar miteinander vergleichen oder gar in eins setzen. Über den Geschmack läßt sich trefflich streiten, ohne daß man je zu einem allgemein gültigen, für alle verbindlichen Werturteil kommen könnte. Über die Sprache dagegen läßt sich nicht streiten; hier läßt sich etwas verbindlich feststellen, mehr oder minder einleuchtend erklären und von bestimmten Sachvoraussetzungen her verstehen, die der persönlichen Freiheit wie dem persönlichen Geschmack gleichermaßen entzogen sind – oder doch sein soliten. Wie alle Objektivgebilde, die der Mensch geschaffen, aus sich herausgesetzt hat und in seinem und für sein Leben braucht, ist die Sprache ihrer Artung nach wertfrei, keiner ästhetischen Kategorie und keinem Geschmacksurteil unterworfen. Oder ganz aufs Praktische und die heutige Situation bezogen: Sie ist nicht für das verantwortlich und verantwortlich zu machen, was der Mensch mit und aus ihr macht.

Dafür gibt es eindrucksvolle Parallelen. Als dem schwedischen Chemiker Alfred Nobel 1863 die Herstellung des Dynamits gelang, hatte er allein an seinen Nutzzweck der Arbeitserleichterung im Berg- und Straßenbau gedacht. Mit dem Augenblick dieser Erfindung aber war die gegenteilige Möglichkeit zu ihrer zerstörerischen Nutzung gegeben und ist sehr bald so reichlich angewendet worden, daß ihr der erschrockene Erfinder durch die Stiftung des Nobelpreises für

Wissenschaft und Literatur – im Grunde vergeblich – entgegenzuwirken suchte. Und als der Däne Niels Bohr im Januar 1939 Otto Hahns gelungenen Versuch der Spaltung von Atomkernen bekanntgab, hatten beide nur den durch die Kernspaltung erreichten wissenschaftlichen Fortschritt im Auge. Der Zeitpunkt der Entdeckung aber hat bewirkt, daß die dadurch dem Menschen zur Verfügung stehende, an sich wertneutrale Atomkraft zur Gewinnung von Energie zunächst in ihrer ganzen Fürchterlichkeit als zerstörerische Waffe im Kriege entwickelt wurde, während ihre positive Verwendung zu friedlichen Zwecken erst nach dem Kriege einsetzte und erst jetzt zielstrebig vorangetrieben wird.

Nicht das Dynamit und die Kernspaltung, nicht Alfred Nobel und Otto Hahn sind für das verantwortlich, was der Mensch in blindem Vernichtungswillen aus ihren naturwissenschaftlichen Großleistungen gemacht hat – und nicht der Sprache darf weiterhin angelastet werden, daß und wie Menschen mit mangelhaftem oder fehlendem Stilgefühl zu allen Zeiten Schindluder mit ihr getrieben haben und ununterbrochen weiter treiben. Ich glaube der Letzte zu sein, der gegen die tausenderlei Stilsünden der Gegenwart im allgemeinen und meiner Studenten im besonderen blind und taub wäre und bei ihrer Bekämpfung auch nur resignierte – in meiner Jugendblüte Maienzeit habe ich eine ausführliche „Deutsche Stillehre" für ein Selbstunterrichtswerk verfaßt –; aber in unserer Fragestellung geht es nicht um den besseren oder schlechteren, um den guten oder den miserablen Stil – ich habe von der Sprache zu reden und bitte, das bei den folgenden Darlegungen unausgesetzt im Auge zu behalten.

Wenn aber das ästhetische Urteil des Schönen oder Häßlichen oder, ins Moralische gewandt, des Gut oder Böse der Sprache gegenüber grundsätzlich unangemessen ist – unter welchem Aspekt muß denn dann die Tatsache ihrer dauernden Veränderungen, die die Sprachkritiker so tief beunruhigt und zu so dezidierten Fehlurteilen veranlaßt, gesehen werden?

Da Sprache ihrem Wesen wie ihrer Wirkung nach auf Aussage, auf Mitteilung gerichtet ist, ist das Kriterium, nach dem allein sie sachgerecht beurteilt werden kann, das ihrer jeweiligen Leistung für die jeweilige Sprachgemeinschaft.

Für die Frage, wie sie diese Aufgabe in ihrer jeweiligen Gegenwart erfüllt, ist es nicht bedeutungslos, danach zu fragen, wie sie sie früher erfüllt hat. Denn jenen Verdikten liegt ja, wennschon für gewöhnlich

unausgesprochen, die Auffassung zugrunde, daß sie sie früher, vor 50, vor 100, vor 200 Jahren (weiter zurück pflegt man für gewöhnlich nicht zu denken), einwandfrei und makellos erfüllt habe. Zur Erhellung darf ich noch einmal einen Vergleich aus einem ganz anderen Lebensbereich heranziehen. Wie man die Anlage, den Grundriß einer Stadt, die morphologische Struktur einer Landschaft, das Bild der Erde erst dann so zu erfassen vermag, wie sie wirklich sind, wenn man, um den dafür notwendigen Abstand zu gewinnen, im Flugzeug oder in der Raumkapsel Hunderte, Tausende, Hunderttausende von Metern in die Höhe steigt, so muß man, um den gleichen Überblick und die gleiche Einsicht in den übergreifenden Zusammenhang für das Phänomen Sprache zu erreichen, entsprechend weit in die Tiefe ihrer Geschichte zurücktreten. Nur dann kann der kurzsichtige, an das Hier und Heute gewöhnte Blick hoffen, die entscheidenden Leitlinien und Konturen klar und eindeutig zu erkennen; andernfalls sind schwerste perspektivische Verzerrungen unvermeidlich und unausbleiblich.

II. Darlegung

Diese Blickentzerrung sollen einige charakteristische Ausschnitte aus der Entwicklung unserer Sprache leisten. Um gleich beim ersten vom Heute und Hier so weit wie möglich in die Vergangenheit zurückschauen zu können, ziehe ich als Vertreter der uns nicht unmittelbar faßbaren ältesten Stufe unseres Deutsch zu Beginn der Völkerwanderungszeit das Gotische in der uns durch die Wulfila-Bibel des 4. Jahrhunderts überlieferten Gestalt heran, so daß wir auf diese Weise den Zeitraum der letzten anderthalb Jahrtausende überblicken können.

3. Synthese und Analyse in der Flexion. An den Anfang stelle ich als exemplarisch für die Entwicklung der Deklination das Flexionsparadigma für die sogenannte schwache Beugung:

n-Deklination		got.	ahd.	nhd.
Sg.	Nom.	gum-a	gom-o	Bot-e
	Gen.	gum-ins	gom-in	Bot-en
	Dat.	gum-in	gom-in	Bot-en
	Akk.	gum-an	gom-un	Bot-en
Pl.	Nom.	gum-ans	gom-un	Bot-en
	Gen.	gum-anē	gom-ôno	Bot-en
	Dat.	gum-am	gom-ôm	Bot-en
	Akk.	gum-ans	gom-un	Bot-en

Das Bild ist klar: Im Gotischen sind nur die Formen des Nom./Akk. Pl., die im Idg. noch unterschieden waren, zusammengefallen. Im Ahd. tritt zu diesen beiden der Akk. Sg.; da auch Gen./Dat. Sg. formal übereinstimmen, sind nur noch Nom. Sg. und Gen./Dat. Pl. in ihrer Kasusrektion eindeutig bestimmt. Im heutigen Deutsch schließlich besitzt der Nom. Sg. eine Sonderstellung – alle übrigen Kasus zeigen die gleiche Form. Kann es eigentlich einen durchschlagenderen Beleg für die These vom unaufhaltsamen Sprachverfall über die Jahrtausende hinweg geben?

Dieses eindrucksvolle Ergebnis freilich ist auf Kosten einer groben Ungenauigkeit erreicht: den gotischen Kasusformen entsprechen die fürs heutige Deutsch angegebenen in der Wirklichkeit lebendigen Sprachvollzugs nur in der festen Verbindung mit dem bestimmten (oder unbestimmten) Artikel: *der Bote, des Boten, dem Boten* usw. Beachtet man das, so nimmt sich der Befund freilich sehr anders aus. Genau wie im Got. stimmen auch im Nhd. nur die Flexionsformen des Nom./Akk. Pl. *die Boten* überein; dazu treten noch Akk. Sg./Dat. Pl. *den Boten* in sich. Damit hat sich der zunächst so auffällige Abstand zwischen den gotischen und den entsprechenden heutigen Flexionsformen bis auf ein geringes verkleinert.

Dieser Tatbestand beruht – das ist ja bekannt – auf dem Umbau von der synthetischen zur analytischen Sprachgestalt, den die indogermanischen Kultursprachen im Lauf ihrer Entwicklung erfahren haben. Aus den germanischen Substantivformen, deren Wurzel die Begriffsvorstellung enthält, während die Flexionsendung ihre syntaktische Einbettung vollzieht, hat das frühe Althochdeutsche eben diese grammatische Beziehungsfunktion herausgelöst und zu einem eigenen Wort verselbständigt. Je nach dem Zusammenhang der Aussage tritt es in der doppelten Möglichkeit des bestimmten oder des unbestimmten Artikels auf, der aber unter gewissen inhaltlichen Voraussetzungen auch einmal fehlen kann. Schon diese einfache Beschreibung läßt sofort erkennen, wie beweglich der jüngere analytische Sprachausdruck gegenüber der Starre des älteren synthetischen geworden ist.

Unmittelbar veranschaulichen möchte ich das an einem Beispiel aus der Flexion des Verbums. Die Verselbständigung des Subjekts, das ursprünglich im Gesamtkörper der synthetischen Verbform als Endung mitenthalten ist, durch ein eigenes Personalpronomen läuft der Herauslösung des Artikels aus dem Substantiv zeitlich wie struk-

turell parallel. Wulfilas Satz Lk 7,33 *qipip unhulpōm habaip* bereitet unseren Germanisten in der gotischen Anfängerübung schier unüberwindliche Schwierigkeiten. So, wie er dasteht, läßt er nicht weniger als vier Übersetzungsmöglichkeiten zu. Er kann gleichermaßen heißen: *Er sagt, er hat den Teufel* oder *ihr sagt, ihr habt den Teufel* oder *er sagt, ihr habt den Teufel* oder *ihr sagt, er hat den Teufel.* Nur der Blick in die Vorlage oder auf den Erzählzusammenhang macht deutlich, daß hier die letzte Lösung zutrifft. Den Endungszusammenfall des gotischen Verbums bei der 3. Singular und 2. Plural Präsens und die damit unvermeidlichen Mißverständnisse meistert erst die analytische Verselbständigung des Subjekts in einem eigenen Personalpronomen. Die Genauigkeit der Aussage, die der in allen germanischen Sprachen zu beobachtende Endsilbenverfall aufs stärkste bedroht – äußerlich sieht das ja tatsächlich wie Verfall aus, aber eben nur äußerlich –, wird durch die unscheinbare Verlagerung der Funktion, die bisher die Flexionsendung auszuüben hatte, auf den Artikel bzw. das Personalpronomen ebenso elegant wie sicher gewahrt, im Fall des Substantivs durch die Wahl zwischen bestimmtem oder unbestimmtem Artikel oder die Möglichkeit seines Fortfalls sogar erhöht.

Doch diese Feststellung genügt nicht. Wie überraschend stark die Leistungsfähigkeit der Sprache für die einwandfreie rasche Verständigung zwischen allen Gliedern der Sprachgemeinschaft durch diesen strukturellen Umbau gesteigert wird, möchte ich im einzelnen am Beispiel der vorwurfsvollen Antwort nachweisen, die der ältere Bruder im *Gleichnis vom verlorenen Sohn* Lk 15,29 in den verschiedenen Bibelübersetzungen vom Beginn der literarischen Überlieferung in Deutschland bis heute seinem Vater gibt; zum Vergleich ist der Vulgata-Text hinzugesetzt, zu dem der griechische wörtlich stimmt:

Vulgata:

Ecce tot annis servio tibi, et nunquam mandatum tuum praeterivi, et nunquam dedisti mihi hoedum.

Tatian (um 830):

Sênu sô manigiu iâr theonôn thir inti neo in altre thîn bibot ni ubargêng, inti neo in altre ni gâbi mir zikîn.

Wien-Münchener Fragmente (12. Jahrhundert):

(Lücke) ... *unt ih enubergîe nîe din gebot, unt du ne gabe mir nîe ein chize.*

Deutsche Bibel des Mittelalters (BM), 4.–14. Druck (1475–1518):

Sich als vil iar dient ich dir, und ubergieng nye dein gebot, und du gabst mir nye ein kitzlein.

Mitteldeutsches Evangelienbuch für Matthias von Beheim (1343):

Sich alsô vile jâr dienete ich dir und habe dîn gebot nie ubirgangen, und du gêbe mir nie ein zickelîn.

Luther (1522):

Sihe, so viel iar diene ich dyr, vnd habe deyn gepott noch nie vbertretten, vnd du hast myr nie eynen bock geben.

Menge (1926):

Siehe, schon so viele Jahre diene ich dir und habe noch nie ein Gebot von dir übertreten; doch mir hast du noch nie ein Böcklein gegeben.

Der ahd. *Tatian* bietet das Beispiel für den Zustand des Deutschen vor der Entstehung des Personalpronomens wie des Artikels: *theonôn* ist als *ich diene* durch die Endung eindeutig determiniert. Dagegen weist allein der Zusammenhang *ubargêng* als 1. Sg. Prät. aus – formal könnte es ebensogut die weit häufigere 3. Sg. Prät. sein –, während *gâbi* wieder klar 2. Sg. Prät. *du gabst* ist. Das Substantiv *altre* in der präpositionalen Formel *in altre* (wörtlich: *im Alter*) bestimmt das End-*e* trotz des fehlenden Artikels als Dat. Sg., wohingegen *zikîn* als Nom. wie Akk. Sg. wie Pl. möglich ist, so daß es modernes Verständnis leicht als Nominativ fehldeuten könnte, weil das Subjekt noch im Verbum steckt.

Demgegenüber hat die 300 Jahre jüngere Übersetzung der Wien-Münchener Fragmente die Umgestaltung jener älteren synthetischen in die analytische Sprachform vollzogen, der die Zukunft gehört: *ich* und *du* bestimmen die Personalformen klar, und auch das *kitz* kann nur mehr in Verbindung mit dem Artikel (hier dem unbestimmten) gebraucht werden.

Dieser seit der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts selbstverständliche Sprachzustand des Ahd. erfährt im Mhd. eine stilistische Schmeidigung, indem das zweite *ich* seit der vorlutherischen BM eingespart ist.

4. Synthese und Analyse in der Bildung der Tempora. Auf der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit erfährt der Text eine zweite grundstürzende sprachliche Umformung. Während die Texte des frühen und hohen Mittelalters nur eine Gegenwarts- *(theonôn)* und eine Vergangen-

heitsform kennen (die übrigen Verben), taucht im md. Evangelienbuch von 1343 eine weitere Vergangenheitsform hoch: *habe ubirgangen.* Seit Luther sind diese mit sogenannten Hilfsverben umschriebenen Präterita voll ausgebildet. Zu den im Präsens dargestellten Vorgängen werden die vorher geschehenen und inzwischen vergangenen ins Perfekt gesetzt: *ich diene dir* (noch augenblicklich); aber: *ich habe nie* (bisher nämlich) ... *übertreten, und du hast* (bis heute) ... *nie (ge)geben.* Wird der Geschehnisablauf selbst in der alten Vergangenheitsform berichtet, so wird ihr nunmehr für die vorher bereits abgeschlossenen Geschehnisse ebenfalls ein neues, und zwar wiederum umschriebenes Tempus der Vorvergangenheit zugeordnet, das Plusquamperfekt. Als Beispiel diene die Wiedergabe von Mt 2,9:

Vulgata:

Qui cum audissent regem, abierunt; et ecce stella quam viderant in oriente antecedebat eos.

BM, 9.–14. Druck (1483–1518):

Und do sy horten den kúnig sy gingen hin. Und seht der stern den sy sahen in dem aufgang der sunnen, der ging vor in.

Luther (1522):

Als sie nu den konig gehort hatten, zogen sie hyn, und sihe, der stern, den sie ym morgenland gesehen hatten, gieng fur yhn hyn.

Wiederum ist mit Händen zu greifen: Die klare Verteilung der Erzählvorgänge in der Vulgata auf die beiden Zeitebenen des Imperfekts und des Plusquamperfekts hat die vorlutherische Bibel auf das dem damaligen Deutsch allein zur Verfügung stehende einfache Präteritum zurückprojiziert. Seit Luther ist diese Einsträngigkeit überwunden: Von der Darstellung der Vorgänge in der nunmehr zum Imperfekt eingeschränkten und zugleich verschärften unumschriebenen Vergangenheitsform *sie zogen hin, (er) ging vor ihnen hin* heben sich die ihnen zeitlich vorausliegenden und inzwischen abgeschlossenen, sie erst veranlassenden im umschriebenen Plusquamperfekt ab: *Sie hatten den König gehört* und *sie hatten den Stern gesehen.* Diese Scheidung ist seitdem fürs Schriftdeutsche selbstverständliches grammatisches Gesetz. Wir können beobachten, wie sie sich in den literarischen Denkmälern zu Ausgang des späten Mittelalters durchsetzt: Hartmanns Verse aus dem letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts

3297–99 *dâ er Grêgôrjum mite beslôz ... vor sibenzehen jâren ê*

lauten in der Prosaauflösung des 14. Jahrhunderts: *damit er sand Gregorium vor siebenzehen jaren zue dem stain peslossen hett.* Diese Wandlung der Tempuswiedergabe ist gerade im Blick auf die wörtliche Abhängigkeit der Prosa schlechthin beweisend.
Damit ist dreierlei für Entwicklung und Gestalt unserer Sprache Grundstürzendes geschehen. a) Kategorial treten neben die aus dem Germanischen ererbten synthetisch gebildeten Tempora des Präsens und des Präteritums drei neue: zum Perfekt und Plusquamperfekt noch ein eigenes Futur. b) Formal sind sie anders, nämlich analytisch in der Weise strukturiert, daß die temporale Fixierung der Handlung, die bisher durch Ablaut oder Endung am Verbum selbst ausgesagt wurde, durch die Formen von *sein* bzw. *haben* in einem eigenen Wort vorgenommen wird, so daß das Vollverb nunmehr von dieser Aufgabe freigestellt ist; in dieser Funktion bezeichnen wir *sein* und *haben* als Hilfsverben. Damit aber wird nun dem Kern der Aussage, dem Prädikat, eine ganz neue Möglichkeit zugespielt: in den umschriebenen Formen umgreift es das Gesamt der Aussage des Satzes als fester Rahmen: *(ich) habe ... übertreten; hast du ... gegeben.* An die Stelle der Schnur, an der im Fortgang des Sprechens die einzelnen Satzglieder nacheinander abperlen, tritt der Kreis, in dem das Ende des Bogens an den Anfang zurücklenkt; indem er sich so rundet, umschließt er die einzelnen Satzglieder fest. c) Inhaltlich endlich hat sich das Deutsche damit eine neue Dimension erobert: aus der Flächigkeit der Darstellung bisher stößt es in die Tiefe der Zeit durch das Perfekt und das Plusquamperfekt nach rückwärts und durch das Futur nach vorwärts vor. Es ist gewiß alles andere als zufällig, daß sich dieser Vorgang gleichzeitig mit der epochalen Entdeckung der Perspektive in der europäischen Malerei vollzieht, die ihr die Möglichkeit eröffnet, auf der zweidimensionalen Fläche die Vorstellung des dreidimensionalen Raums hervorzurufen.

5. Die Auseinanderfaltung des kopulativen ‚und'. Doch damit ist längst nicht erschöpft, was die über den Bogen von 1100 Jahren sich schwingende Wiedergabe unseres Ausschnitts aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn an Einsichten für die Entwicklung des Deutschen freisetzt. Die Kopula *et* geben die Texte übereinstimmend durch *und* wieder. Menge freilich lehrt, daß sich das nicht von selbst versteht: das zweite *und* hat er gegen *doch* ausgewechselt. Was verbirgt sich dahinter?

Und – eine der ältesten Konjunktionen des Germanischen überhaupt – hat im Deutschen seit über einem Jahrtausend die Aufgabe, zwei Aussageinhalte miteinander zu verknüpfen, und zwar tut sie das weit über die Hälfte dieser Zeit, ohne über die Art dieser Verbindung Genaueres auszusagen. *Und* bindet also nicht nur, wie heute ausschließlich, inhaltlich Gleichgeordnetes und Gleichwertiges aneinander – ebenso kann *und* einen nach unserer Terminologie relativen Anschluß herstellen wie im Nibelungenlied (1208,3) *ergetzet si der leide und ir ir habet getân,* den die Varianten nicht weniger Handschriften, die für *und: die* setzen, einwandfrei erkennen lassen, oder Konrad von Megenberg im „Buch der Natur" von 1349/50: *Paulus ... maint ez in dem sinn und* (= in dem) *ich gesprochen hân. Und* kann aber auch zwei Inhalte miteinander vergleichen wie in einer Handschrift von 1442, wo es von St. Gerdraut heißt: *Do si nu drei und dreissig jar alt was und hin über als lang, und Christus älter was;* das zweite *und* müssen wir mit *wie* übersetzen. Die Folge dieser Mehrdeutigkeit ist, daß wir an manchen Stellen älterer Texte nicht zu entscheiden vermögen, ob *und* als relative oder als vergleichende Partikel aufzufassen ist, so z. B. in der Schöpfungsgeschichte der Wiener Genesis aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts:

164 *er hiez die erde alles daz* (die erschaffenen Tiere) *neren*
mit dem wuochere unde si bare.

Heißen kann das: *mit den Erzeugnissen, wie sie sie hervorbringen sollte* oder *die sie hervorbringen sollte.*
Schließlich verkoppelt *und* recht häufig gegensätzliche Aussagen – so wenn Sigune zu Parzival sagt:

255,20 *ir lebt und sît an sælden tôt*
„*zwar* lebt ihr, *doch* seid ihr vom Glück verlassen" oder Wolfram vom jungen Parzival erzählt:

173,8 *sîner muoter er gesweic*
mit rede, und in dem herzen niht

„von seiner Mutter schwieg er mit Worten, nicht *aber* in seinem Herzen" oder Mechthild von Magdeburg um 1270 klagt: *Ir wellent das ich fürbas* (weiter) *schribe, und ich enmag!* „Ich *aber* kann nicht!"

Diesen adversativen Charakter des zweiten *und* in allen älteren Texten hat Menge richtig gespürt und unserer Sprache gemäß die Kopula

gegen *doch* zutreffend ausgetauscht. Wie sehr diese Wortwahl heutigem Empfinden entspricht, zeigt die Wiedergabe in der katholischen Übersetzung von Fritz Tillmann 1962: *Mir aber hast du niemals ein Böcklein gegeben.* Daß Luther neben überwiegendem gleichordnendem *und,* das ja ein hervorstechendes Charakteristikum seines Bibeldeutsch darstellt, häufig adversatives *und* gemeint hat und verwendet, macht ein Blick in die jüngste Revision des lutherschen Bibeltextes von 1956/64 deutlich: Jo 5,40 etwa heißt Luthers *und jr wolt nicht zu mir komen* inhaltsgerecht *aber doch wollt ihr nicht zu mir kommen,* und Hiob 4,16 ist aus Luthers *da stund ein Bilde fur meinen augen, und ich kandte seine gestalt nicht* nunmehr geworden: *da stand ein Gebilde vor meinen Augen, doch ich erkannte seine Gestalt nicht.*

6. Entstehung und Sinn der Modalwörter. Aufmerksamkeit verdienen schließlich jene unscheinbaren Kleinwörter der beiden letzten Textzeugen, die sich weder im fremdsprachlichen Original noch in den mittelalterlichen Eindeutschungen finden: das *noch,* das Luther im mittleren der drei Sätze hinzugefügt hat und das Menge übernimmt, das zweite *noch* Menges im dritten Satz und sein *schon* im ersten. Diese Umstandswörter haben keine „Bedeutung" im eigentlichen Sinn; vielmehr tönen sie den Inhalt der gesamten Aussage eigentümlich ab, indem sie einen schmalen Durchblick auf die innere Einstellung des Berichtenden gegenüber dem verlautbarten Geschehen freigeben. Deshalb hat man sie neuerdings Modalwörter oder, mit dem Nachdruck auf der stilistischen Wirkung, Würzwörter genannt. Sie tauchen erst in neuerer Zeit hoch; das mittelalterliche Deutsch kennt sie so gut wie nicht. Auch gehört nicht nur ein Teil der sogenannten Adverbien dazu.

Wie bedeutsam diese unscheinbare Gruppe für die zutreffende Auffassung einer inhaltlichen Aussage ist, dafür gibt es ein berühmtes Beispiel. Luther hat den für seine Glaubensauffassung entscheidenden Kernsatz des Paulus Röm 3,28 übersetzt: *So halten wir es nu, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben.* Seine konfessionellen Gegner ziehen ihn triumphierend der Fälschung, weil er das Wort *allein* willkürlich dem Text hinzugesetzt habe, in dem nur *per fidem* steht – durchaus zu Unrecht, wie inzwischen an den mittelalterlichen Übersetzungen einer entsprechenden Stelle Jak 2,14 nachgewiesen worden ist, wo unbezweifelbar rechtgläubige Prediger das vorgegebene *fidem* im Deutschen ohne

Zögern durch *den ganzen gelauben, fides* durch *der gelaube allein* wiedergegeben hatten. Im „Sendbrief vom Dolmetschen" hat Luther seine aus einem sicheren Sprachgefühl erwachsene Übersetzung mit dem Hinweis gerechtfertigt, daß dieser Zusatz *die Meinung des Texts in sich hat, und wo mans will klar und gewaltiglich verdeutschen, so gehöret es hinein,* und das mit zahlreichen Beispielen aus der Umgangssprache belegt.
Von dieser Einsicht hat Luther in der Bibelübersetzung nicht geringen Gebrauch gemacht. So verspotten die Vorübergehenden Mk 15,30 den Gekreuzigten: *Hilf dir nu selber und steig herab vom Kreuz;* ihr erbarmungsloser Hohn drückt sich allein in dem zusätzlichen *nu(n)* aus. Im Bekenntnis des Paulus 1 Kor 8,6: *So haben wir doch nur einen Gott, den Vater,* schwingt der Stolz auf die Überlegenheit des eigenen Glaubens gegenüber den Heiden mit ihrer Vielgötterei in den zusätzlichen *doch, nur.* In der vorwurfsvollen Frage Jesu an den einen von den zehn Aussätzigen, die er geheilt hat, Lk 17,18: *Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte?* ist die Bitterkeit, die den Herrn erfüllt, in *sonst* und *wieder* gesammelt, in Wörtern also, die die Quelle nicht kennt. Und der Ausspruch Jes. Sir. 1,16: *Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang und ist im Herzen Grund allein bei den Gläubigen und wohnt allein bei den auserwählten Weibern, und man findet sie allein bei den Rechten und Gläubigen* zieht die Kraft seines Nachdrucks aus den drei zusätzlichen *allein.*
Diesen von Luther – und natürlich nicht erst von ihm – eingeschlagenen Weg hat Menge nach 400 Jahren voll ausgeschritten, wenn er Lk 1,18 dem Einwand des über die Verkündigung des Engels aufs höchste verwunderten Zacharias: *Denn ich bin alt, und mein Weib ist betaget,* die Form gibt: *Ich bin ja ein alter Mann, und meine Frau ist auch schon hochbetagt,* oder wenn er der Bestätigung des Evangelisten Lk 1,66 bei Luther: *Denn die Hand Gottes war mit ihm,* den entscheidenden Nachdruck durch die Formulierung verleiht: *Und die Hand des Herrn war auch wirklich mit ihm* oder wenn er bei der Erfüllung der Bitte der Samariterin durch Jesus Jo 4,40: *und er bleib zween Tage da* in seiner Übersetzung *und er blieb denn auch zwei Tage dort* mit *denn* und *auch* erst den entscheidenden seelischen Akzent setzt. Man mißverstehe mich nicht: es kommt dabei nirgends auf die theologische Relevanz dieser Aussagen an, die hier durchaus in der Schwebe bleiben kann; es geht allein um die sprachliche Möglichkeit zur psychologischen Durchdringung einer Erzählsituation, wie sie vorher nicht gegeben war.

Diese sprachlich-stilistische Neuerung unseres Deutsch im letzten Großabschnitt seiner Entwicklung haben zumal die Dichter genutzt. Ich verweise beispielhaft auf Lessings leidenschaftlichen Zuruf an Gott in der Duplik von 1778: *Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein,* dem die Häufung der Modalwörter *ja, doch, nur, allein* den vielbewunderten stilistischen Glanz verleiht, oder zitiere stellvertretend für die Fülle von Belegen vor allem aus Goethes Spätzeit seinen Vierzeiler in den Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten von 1827:

Nun weiß man erst, was Rosenknospe sei,
jetzt, da die Rosenzeit vorbei;
ein Spätling noch am Stocke glänzt
und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.

Was bedeuten die Wortinhalte von *nun, erst, noch, ganz, allein* an und für sich, und welche Tiefe, Rundung, Wärme schenken sie, sie allein den bedeutungstragenden Vollwörtern dieses Gedichts!
Wenn sich so in der Dichtung besonders eindrucksvoll nachweisen läßt, wie ihr diese Modalwörter die Dimension der seelischen Schwebungen und der leisen Schwankungen des Gefühls zunehmend erschließen, so wäre es ein Irrtum zu glauben, daß sich nur hohe Dichtung dieser sprachlich-stilistischen Neuerung bediente. Vielmehr bevorzugt sie unsere Umgangssprache dann, wenn es darauf ankommt, den Angeredeten etwas von der inneren Einstellung, von der gefühlsmäßigen Beteiligung des Sprechers spüren zu lassen – von seiner Ungeduld: *Warum bist du denn eigentlich noch nicht gekommen? Warum schreibst du denn nicht? Das ist es ja eben! Kommst du schon wieder damit?* von seinem Mitgefühl: *Sind Sie denn immer noch krank? Wenn ich Ihnen doch helfen könnte!* von seinem Mißtrauen: *Du hast doch nicht etwa das Buch weggenommen? Das scheint mir denn doch reichlich unglaubwürdig! Hast du denn noch soviel Geld?* von seiner entschiedenen Ablehnung: *Er ist hochmütig, und nun gar erst seine Frau!* Die eigentümliche Schwingung, auf die es jeweils ankommt, ihre Würze empfangen all die Fragen und Ausrufe aus eben jenen unscheinbaren Wörtern, die in diesem Zusammenhang inhaltlich keine exakt bestimmbare Bedeutung haben.

7. Ergebnis und Bedeutung des sprachlichen Umbaus. Die einläßliche Interpretation der drei Anfangssätze aus der Antwort des älteren Bruders

im Gleichnis vom verlorenen Sohn hat in all ihren Teilen unmittelbar ins Zentrum der Themafrage geführt. Die Wendung von der synthetischen zur analytischen Sprachgestalt ergreift im geschichtlichen Verlauf immer weitere Bereiche des sprachlichen Ausdrucks und verwandelt ihn. Sie führt zu einer immer konsequenter sich ausbildenden Beweglichkeit in der Verlautbarung der Lebenswirklichkeit: Neben die ursprünglich allein mögliche und offenbar allein als nötig empfundene Darstellung von objektiven Sachverhalten und Seinsweisen tritt wachsend eine geistig-gedankliche Verarbeitung, eine ständig zunehmende Fähigkeit, abstrakte Denkinhalte und Kategorien sprachlich auszudrücken, und endlich in der weiteren Folge eine Erschließung des bis dahin unzugänglichen menschlichen Innenlebens durch die Sprache. So differenziert die Sprache zunehmend den Geschehensablauf in der Vielschichtigkeit seiner Vollzüge und weitergehend die innere Beteiligung des Menschen an ihnen.

Allerdings: Die bunte Fülle und den Klangreiz der ahd. Endsilbenvokale, ja, weithin diese Endsilben überhaupt hat das Deutsche auf diesem Wege eingebüßt und ist zu verhältnismäßig eintönigen grammatischen Formen gekommen, weil selbständige Wörter ihre Funktion übernommen haben. Ähnliches ließe sich für den unaufhaltsamen Rückgang des Konjunktivs der Vollverben in den letzten Jahrhunderten zeigen, der heute dicht vor seinem Untergang steht.

Von Verfall aber kann hier wie dort nur sprechen, wer mit Blindheit geschlagen ist und sich eigensinnig den Star nicht stechen lassen will. Beim Hobeln fallen nun einmal Späne; hinter diesen Spänen laufen die Sprachkritiker aller Zeiten her, sammeln sie auf und betrauern, daß sie weggeworfen wurden und nun nichts weiter als Abfall sein sollen. Diesem Schmerz geben sie sich mit solcher Ausschließlichkeit hin, daß sie das neue Werkstück nicht zu sehen vermögen, das die Arbeit des Hobels derweil herausmodelliert hat und im einzelnen immer feiner ziseliert. Und das vielleicht Erstaunlichste dabei: Die Sprache vollbringt diese Leistung, ohne dafür etwa eine wesentlich größere Substanz einsetzen zu müssen: Der untersuchte Ausschnitt umfaßte im ahd. Tatian 35 Silben; nach 1100 Jahren beansprucht er bei Menge mit 38 nur drei Silben mehr!

Wie sehr die ursprüngliche Sprachgestalt die Klarheit und Eindeutigkeit des Ausdrucks selbst da behindert und fesselt, wo die Erweiterung der Simplizien durch Bildungssilben zögernd zur Über-

windung der synthetischen Bauform ansetzt, das sei noch einmal in der Rückblende an einem ganz andersartigen Beispiel veranschaulicht: an der Eindeutschung von Hebr 8,13: *Dicendo autem novum: veteravit prius. Quod autem antiquatur et senescit, prope interitum est.* Vor der Wiedergabe der drei Verben des gleichen Sinnbezirks *vetero, antiquor* und *senesco* hat das mittelalterliche Deutsch kapituliert: in den drei ältesten Drucken der vorlutherischen Bibel lautet die Stelle: *Wann zesagen das neuw: eraltent das erst. wann daz do eraltent und eraltent: ist necher dem tod.* Dreimal ist hier die gleiche Vokabel für drei verschiedene lateinische Verben mit dem Ergebnis verwendet, daß wir das nicht verstehen. Daß daran nicht das allgemein bekannte stilistische Ungeschick der Deutschen Bibel des Mittelalters die Schuld trägt, sondern daß es damit eine Struktureigentümlichkeit des mittelalterlichen Deutsch grell ins Licht hebt, lehrt die vergleichbare Unklarheit in einer sonst weit geschickteren Übersetzung der Paulusbriefe aus dem 14. Jahrhundert: *Nu er spricht: ein newe, nu ist di erer eraldent. Daz aber eraltet und erfirnet, das ist dem ende vil nahen.* Auch sie kommt noch zweimal um das mehrdeutige *eralten* nicht herum. Die Fesselung sprengt dann der 4. Bibeldruck von 1475: *Das new gesacz hat daz erst alt gemachet. was aber eraltet unnd anfacht alt werden, das ist nachent dem tod.* Luthers Lösung führt den Prozeß zu Ende: ... *indem er saget: Ein neues, machet er das erste alt. Was aber alt und uberjaret* (1956: *überlebt) ist, das ist nahe bey seinem ende.* Die schlanke Beweglichkeit der jungen Dreiheit *alt sein, alt werden* und *alt machen* hat die ungelenke Steifheit des mittelalterlichen *eralten* überwunden und das Verbum selbst zu Ausgang des Mittelalters absterben lassen. Als sprachlichen Verfall kann man das aber nur betrachten, wenn man den Blick einseitig auf den Untergang dieses Verbums fixiert und nicht sieht, worauf dieser Verlust tatsächlich beruht und wie er wettgemacht worden ist.

8. Die Tendenz zur Substantivierung. In den Strom dieser Entwicklung gehört eine sprachliche Erscheinung hinein, die den Zorn der Sprachliebhaber und Sprachpfleger allgemein zur Siedehitze zu entflammen pflegt: die immer weiter um sich greifende Ersetzung eines Verbums durch eine (für gewöhnlich dreigliedrige) nominale Umschreibung: *eine Veranstaltung findet statt* für *veranstalten, zur Auszahlung* oder *Verrechnung bringen* statt *auszahlen* und *verrechnen, in Wegfall kommen* für *wegfallen, eine Anweisung geben* statt *anweisen, den Segen*

sprechen statt *segnen* und das erst seit vielleicht zwei Jahrzehnten besonders beliebte *unter Beweis stellen* statt *beweisen.* Auch hier zeigt besonnener geschichtlicher Um- und Rückblick, daß es sich dabei keineswegs um eine junge, der deutschen Sprache von außen angeflogene Entartung handelt, gegen die mannhaft angekämpft werden müßte – in Wahrheit liegt wiederum eine sprachliche Erscheinung vor, die älteres Deutsch durchaus nicht nur gelegentlich kennt und verwendet; allerdings wuchert sie in den letzten runden 100 Jahren mächtig und, wie so gut wie alle meinen, beängstigend. Droht sie unser Deutsch zu zerfressen und bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen?

Im St. Trudperter Hohen Lied um 1160 sind Umschreibungen des Verbums mit *haben* geradezu beliebt, z. B. *gedinge haben* statt *dingen* (hoffen), *gotes forchte haben* statt *Gott fürchten, trôst haben ze siner erbarmede* statt *sich seiner erbarmen, getrösten; wunne unde mandunge haben* statt *sich freuen und fröhlich sein;* daneben *gelaite geben* für *geleiten. Urloub nemen* ist in den Ritterromanen und Heldenepen des Hochmittelalters die ständige Formel für *sich verabschieden und fortgehen* bzw. *fortreiten.*

Wenn diese Umschreibungen der daneben weiter üblichen einfachen Verben nur alt und eingefahren genug sind, nehmen die Sprachkritiker freilich keinen Anstoß daran, bemerken sie überhaupt nicht. Ich denke an Wendungen wie *Abschied nehmen, in Obhut nehmen, zur Antwort geben* oder *bekommen, ein Ende machen, die Flucht ergreifen, ein fürchterliches Geschrei erheben, das Kreuz schlagen,* die alle spätestens aus dem Deutschen des 17. Jahrhunderts nachgewiesen sind. Nur was erst während der Lebenszeit unserer Generation in dieser Hinsicht aufgekommen ist, soll schlechtes Deutsch, ja mehr: ärgste Gefährdung unserer Sprache sein.

Die in diesem Zusammenhang nicht hoch genug zu preisende Untersuchung von Karlheinz Daniels „Substantivierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache", Düsseldorf 1963, hat die bedenkliche Einseitigkeit einer solchen Auffassung und den völligen Ungrund dieser Befürchtungen nachgewiesen. Ihr Untertitel „Nominaler Ausbau des verbalen Denkkreises" läßt erkennen, in welcher Richtung das rechte Verständnis dieser Erscheinung zu suchen ist. An einem überwältigenden Material zeigt Daniels, daß die nominale Umschreibung gegenüber dem einfachen Verbum eine besondere Färbung, einen eigenen Aspekt im Vollzug eines Geschehens sichtbar macht: *in Tätigkeit sein, sich in Bewegung setzen* läßt vor unserem

geistigen Auge eine andere Vorstellung entstehen als einfaches *tun* und *sich bewegen*. Wieder also bereichert diese Form der analytischen Auffächerung eines synthetischen Verbums die Sprache. Durch die damit gebotene Möglichkeit zu verschiedenartigen Umschreibungen wächst der Aussage eine Verfeinerung und Präzision zu, die das auf sich gestellte einfache Verbum durchaus begrenzter und also unvollkommener mittels adverbialer Zusätze andeuten könnte: *in Furcht sein, kommen, geraten; Furcht haben, hegen, fühlen, empfinden, verspüren* erschließen inhaltliche Variationsmöglichkeiten, die dem einfachen *sich* oder *etwas fürchten* notwendig abgehen. *Durst haben, bekommen, spüren, empfinden, stillen* geben jeweils andere Intensitätsgrade des Grundphänomens *Durst* wieder, die *dürsten* mitnichten auszudrücken vermag. Das ist offenbar der Grund dafür, daß uns heute dieses Verbum geziert klingt und dem Untergang geweiht ist.

Unentbehrlich ist diese Art der nominalen Umschreibung für die Sprache einer komplizierten Verwaltungsbürokratie, wie sie die moderne Massengesellschaft für ihr ordnungsmäßiges Funktionieren entwickelt hat. *Eine Verfügung, eine Verordnung, ein Gesetz erlassen, unterschreiben, gegenzeichnen, in Kraft setzen, abändern, aussetzen, zurückziehen, aufheben* falten gegenüber dem unspezifischen *verfügen* oder *verordnen* eine ganze Skala verschiedenartigster Verwaltungsvorgänge auseinander, die inhaltlich genau voneinander geschieden und voneinander zu unterscheiden sind. Und dem *Gesetz* gar fehlt eine verbale Entsprechung.

Entscheidend dabei ist die sprachinhaltliche Veränderung, die der ursprünglich verbal ausgedrückte Vorgang durch solche nominale Umschreibung erfährt. Das Substantiv kennt all jene Veränderungen des verbalen Formensystems nicht, durch die ein Tun bei seiner sprachlichen Wiedergabe dank der grammatischen Struktur unseres Deutsch zugleich zwangsläufig nach Person, Tempus, Modus, Genus verbi bestimmt wird. Soweit diese Angaben für den Einbau des zu bezeichnenden Geschehens in den übergreifenden Satzzusammenhang von der Eigenart der idg. Ausdrucksweise her notwendig sind, übernimmt sie das inhaltlich unbestimmte Allerweltsverbum; das Substantiv dagegen drückt das, worauf es in erster Linie ankommt, ohne derartige Belastungen durch hier zweitrangige grammatische Bestimmungen in eindrucksvoller Unveränderlichkeit aus. Genau analog zur Entwicklung bei der Bildung umschriebener Tempora (vgl. S. 114f.) tritt also wiederum an die Stelle der bisher synthe-

tischen verbalen Ausdrucksweise ihre analytische Auffächerung in eine semantische und eine syntaktische Funktion. Dahinter stehen – natürlich wieder unbewußt – die Forderungen der in ihren Verlautbarungen auf äußerste Exaktheit und jeden Zweifel ausschließende Deutlichkeit gewiesene Sprache des Rechts und der Verwaltung. In ihr sollen und müssen gleiche Tatbestände gleichmäßig und unverändert bezeichnet werden, damit die ausführenden Beamten wie die betroffenen Bürger die gleiche Vorstellung damit verbinden. *Eine Verfügung erlassen* ist, zumindest in diesem Bereich, eben nicht dasselbe wie *verfügen,* will und kann es nicht sein. Die Rechtskraft einer Verfügung hängt an ihrem amtlichen Wortlaut, an dem Termin, an dem sie in Kraft gesetzt, an dem Geltungsbereich, für den sie erlassen wird, an den genau bestimmten Ausnahmen und Einspruchsmöglichkeiten – das alles ist in dem Verbum *verfügen* zumindest nicht mit gleicher Eindeutigkeit enthalten.

Wiederum mißverstehe man mich nicht. Es geht bei diesem Versuch, den unaufhaltsamen Vormarsch des Substantivs im jüngsten Deutsch in den Gesamtzusammenhang der Entwicklung unserer Sprache hineinzustellen – und von daher zu verstehen und zu würdigen –, nicht darum, die Entgleisungen stilistischer Tolpatschigkeit behender Schreiberlinge und hoffnungsloser Bürokraten zu rechtfertigen oder auch nur zu entschuldigen. Aber der Mißbrauch hat noch nie etwas gegen das Recht des natürlichen Gebrauchs besagt. Es geht vielmehr um schlüssige Widerlegung und scharfe Zurückweisung des gängigen Vorurteils, das in nicht mehr zu entschuldigender Unkenntnis der übergreifenden Zusammenhänge diese Erscheinung als häßlich, unerträglich, ohrenzerreißend, sprachverderberisch brandmarkt. Naturgemäß muß das persönliche Geschmacksurteil einem jeden überlassen bleiben; aber wo es dem Blick die Einsicht in die hier vorliegende Sprachgesetzlichkeit verstellt, wird es in seiner Anmaßung gefährlich und muß energisch in seine Schranken verwiesen werden. Bevor nämlich eine Erscheinung nicht verstanden ist, kann sie überhaupt nicht zutreffend beurteilt werden. Ein Urteil, das lediglich aus dem Engagement kommt und darum weder die Fakten in ihrer Gänze berücksichtigt noch den Gesamthorizont ausschreitet, in den sie gestellt sind, darf nicht erwarten und kann nicht beanspruchen, ernst genommen, gehört und berücksichtigt zu werden – ganz abgesehen davon, daß es allein seine falsche Ausgangsstellung zu absoluter Wirkungslosigkeit verurteilt.

9. Initialwörter und Akü-Sprache. Von dieser Absicherung her wage ich mich an ein letztes heißes Eisen: an die sogenannte Akü-Sprache, die Abkürzungs- oder Stummelwörter, wie ihre Bestreiter höhnisch sagen, die Buchstaben- oder Initialwörter, wie sie die beschreibende Sprachbetrachtung nennt.

Der Sprachhistoriker kann wiederum sofort darauf hinweisen, daß es diese angebliche Entartungserscheinung schon seit mindestens 2000 Jahren gibt. Man denke an die lateinische Inschrift auf dem Kreuz Christi *INRI* für *Jesus Nazarenus rex Judaeorum* oder das *AD* für *Anno Domini* vor der Jahreszahl oder das *RIP: Requiescat in pace* auf Grabsteinen oder Bachs häufige Schlußformel *SDG: Soli Deo gloria* unter seinen Kompositionen. Schon diese Beispiele machen erkennbar, daß solche Initialwörter Hilfsmittel einer Art Fachsprache sind, um fest ausgestanzte Formeln unter geringstem Aufwand sprachlicher Mittel rasch zu erinnern.

Die immer atemberaubendere Entwicklung der Naturwissenschaften in den letzten 200 und der geradezu hektische Aufschwung der Technik in ihrem Gefolge während der letzten 100 Jahre haben für ihre Bedürfnisse zu solchen Abkürzungswörtern greifen müssen, um die geradezu unübersehbare Fülle ihrer neuen wissenschaftlichen Einsichten und deren vielfältige praktische Ausmünzung sprachlich benennen zu können. Mit Händen zu greifen ist das in der zufrühest in diesem Zusammenhang geschaffenen Formelsprache der Chemie. Die Analyse des Wassers zum Beispiel, die zur Erkenntnis führte, daß Wasser, Dampf und Eis nur drei Aggregatzustände derselben chemischen Verbindung sind, findet in der Formel H_2O ihren ebenso knappen wie exakten sprachlichen Niederschlag.

Überall da, wo eine solche Entdeckung, Erfindung oder eine darauf beruhende technische Neuerung für einen großen Teil oder die Gesamtheit des Volks zur alltäglich genutzten Lebenserleichterung wurde, übersprang ein solches Kunstwort seinen fachsprachlichen Grenzzaun und gewann in der allgemeinen Umgangssprache Heimatrecht. Aus solchen Notwendigkeiten der Ersparnis und Verknappung des Ausdrucks bei genauester inhaltlicher Bestimmung ist das vermutlich älteste Initialwort der Neuzeit, die zu *Hapag* gekürzte Telegrammanschrift der *Hamburg-Amerikanischen-Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft,* ist 1883 der *CVJM,* der *Christliche Verein junger Männer,* und 1887 die von Emil Rathenau gegründete *Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft* als *AEG* entstanden.

Mit diesen Neubildungen war allerdings eine Schleuse gezogen, durch die sich die Sturzflut der Buchstabenwörter bis heute im Westen wie im Osten unvermindert ergießt: das *BGB* von 1900, der *DGB* von 1949, das *DRK* das *Deutsche Rote Kreuz*, der *SV* der *Sport-Verein*, der *Hbf* der *Haupt-Bahnhof*, der *BTA* der *Bundes-Tarif für Angestellte* und die *BP* die *Bundespost*, die *MTS* die *Maschinen-Traktoren-Station* wie die *FDJ* die *Freie Deutsche Jugend*, der *VEB* der *Volkseigene Betrieb* wie die *ABF* die *Arbeiter- und Bauern-Fakultät*, die *DSG* die *Deutsche Schlafwagen-Gesellschaft* wie der *TÜV* der *Technische Überwachungs-Verein*.
Wie schnell sich diese künstlichen Gebilde trotz heftigster Befehdung im deutschen Sprachleben angewurzelt haben, läßt sich daraus abnehmen, daß, jünger, solche Initialwörter ein sprechbares Neuwort ergaben wie *ZOB Zentraler Omnibus-Bahnhof* oder *Gagfah* für *Gemeinnützige Aktiengesellschaft für Angestellten-Heimstätten*; um das zu erreichen, zog man die Anfangssilben oder Silbenteile der genauen Bezeichnung zusammen wie *Hertie* für *Hermann Tietz*, *Adrema* für *Adressen-Maschine*, *Atü* für *Atmosphären-Überdruck* oder *Euratom* für *Europäische Atomgemeinschaft* – auch hier liegen im *Quempas* eine aus dem Schülerjargon der Renaissance-Gymnasien stammende Kurzbildung aus den beiden ersten Silben des Weihnachtsliedes *Quem pastores laudavere* und im *Status quo (ante bellum)* eine willkürliche Kürzung der Diplomatensprache des 19. Jahrhunderts voraus, die nun – natürlich dieser Vorläufer unkundig – plötzlich mächtig Schule machen.
Daß diese Bildungen in unserem Jahrhundert nicht nur bei uns, sondern in allen Kultursprachen, oft in wechselseitiger Übernahme und Befruchtung, derart ins Kraut schießen, beweist nur, daß sie im Englischen, Amerikanischen, Französischen, aber auch im Russischen zur sprachlichen Bewältigung der immer vielfältiger und feiner sich verästelnden Zivilisationsformen des Lebens nicht minder notwendig sind als bei uns – ein Stück jenes europäischen Sprachenausgleichs, den die Sprachwissenschaft spätestens seit Beginn unseres Jahrhunderts als Folge der Tatsache beobachtet, daß die Völker Europas immer näher zusammenrücken, ob sie wollen oder nicht. Eine wirkliche Gefährdung der gewachsenen Sprache bedeuten sie schon deshalb nicht, weil die Nötigung, allgemein verstanden zu werden, ihrer uferlosen Verbreitung einen unübersteigbaren Damm aufschüttet. Aus den Fachsprachen, in denen sie eine nicht mehr wegzudisputierende wichtige Rolle spielen, treten nur jene Abkürzungs-

und Initialwörter in die allgemeine Sprache über, deren Gegenstand für die Allgemeinheit bedeutsam geworden ist – das wird naturgemäß immer nur ein kleiner Ausschnitt aus dem gesamten Fachbereich sein.

10. Das vieldeutige Gesicht. Wie sich auch die Vorgänge im deutschen Wortschatz in die bisher beobachtete Entwicklungslinie ohne Bruch einfügen, braucht nun nur noch an einem Beispiel aus neuerer Zeit aufgewiesen zu werden. Der Gebrauch der Vokabel *Gesicht* im älteren Deutsch ist für uns verwirrend vieldeutig. In Konrads von Megenberg „Buch der Natur" wie knapp 200 Jahre später in Luthers deutschen Schriften läßt sich das aufschlußreich beobachten.
Das *Gesicht* sind zunächst die *Augen* als das Organ zum (unwillkürlichen) Sehen: bei Konrad: *des menschen gesicht bedarf liehtes* (9,32); bei Luther in einer Streitschrift gegen Emser 1521: *der neyd auß seinem gesicht gleich prant und funckelt fur grosser boßheit;* 1 Sam 14,11: *da sie nu der Philister lager beide ins gesicht kamen.*
Gesicht bezeichnet aber auch den Vorgang des willentlichen *Ansehens,* den gerichteten *Blick* des Auges; besonders gern heißt es vom Basilisken, *der den menschen ertoett neur mit seinem gesiht* (Konrad 152,21; Luther: Von den Jüden 1543). Aber auch das *Vermögen* zum *Sehen,* die *Sehkraft* nennt man *Gesicht:* Konrad: *daz gesicht daz in den augen sitzet, gibt uns ze erkennen mêr ding* (9,12); Luther: Lk 7,21: *viel blinden schencket er das gesichte;* 2 Makk 3,27: *das er fur onmacht zur erden sanck und jm das gesicht vergieng.*
Gesicht heißen ferner jene visuellen Wahrnehmungen, denen nach unserer Überzeugung keine sinnliche Realität eignet: eine *Vision* also, eine *visionäre Erscheinung;* Konrad: *kain poes traum oder kain valschez gesiht* (312,4); Luther benennt so Mt 17,9 die Verklärung Christi oder Lk 1,22 die Erscheinung, die Zacharias im Tempel hatte. Von daher nimmt *Gesicht* zwei scharf umrissene Sonderbedeutungen an: a) für *Traum* steht es bei Konrad, wenn er vom Jaspis sagt: *er vertreibt diu schedleichen gesiht in dem slâf* (449,7), bei Luther Gen 15,1: *zu Abram geschach das wort des Herrn im gesicht;* b) für die als göttliche Offenbarung gefaßte *Prophezeiung* 2 Sam 7,17: *da Nathan alle diese wort und alle dis gesichte David gesagt hatte* oder zu Eingang der Prophetenbücher: *dis ist das gesichte Jesaja/Obadja.*
Diese Vieldeutigkeit, die dem Mittelalter offenbar nicht den geringsten Kummer verursacht hat, wird Luther zumindest an einer Stelle beschwerlich, wo sie im Hebräischen vorgebildet ist. Gelegentlich der

Übersetzung von Gen 29,17: *Lea hatte ein blöde gesicht, Rahel war hubsch und schön* bekennt er in den Predigten über das erste Buch der Bibel (1527): *nicht weys ich, ob er* (Mose) *von blöden augen odder vom gantzen angesicht redet* und läßt damit eine weitere, nämlich die heute üblichste Bedeutung des Worts aufscheinen – ob der Verfasser also meint: Lea habe schlecht sehen können, oder: sie sei häßlich gewesen. Diese Unsicherheit kündet die neuzeitliche Wendung zu schärferer inhaltlicher Scheidung an, obschon dem Wort die charakteristische breite Streuung seiner mittelalterlichen Verwendungen noch weit in die Neuzeit hinein bleibt. So berichtet Carl Philipp Emanuel Bach 1754 von seinem Vater Johann Sebastian: *Sein von Natur etwas blödes Gesicht, welches durch seinen unerhörten Eifer in seinem Studieren, wobei er ... ganze Nächte hindurch saß, noch mehr geschwächt worden;* das besagt doch: er konnte schlecht sehen und war schließlich fast blind. In dieser festen Verbindung kann das Wort noch über ein weiteres Jahrhundert gebraucht werden. Bei Wieland findet sich *seines blöden Gesichts wegen,* und selbst in der zweiten Fassung von Kellers „Grünem Heinrich" von 1879/80 heißt es: *Statt eines mächtigen Taschentuches ergriff sie, ihres blöden Gesichtes wegen, ein kleines rotseidenes Halstuch.*

Nur langsam und zögernd überwindet die Sprache diese Mehrdeutigkeit, indem sie die einzelnen Aspekte des Sammelworts durch Neubildungen präzisiert, die sich selbstverständlich als analytische Zusammensetzungen darstellen. *Sehekraft* ist lexikalisch zuerst 1702 in Matthias Kramers „Teutsch-Italiänischem Dictionarium", *Sehkraft* dann 100 Jahre später in Joachim Heinrich Campes „Wörterbuch der deutschen Sprache" von 1807–1811 gebucht. Erst neuerdings hat sich davon zu weiterer Verfeinerung der Bezeichnung die Bildung *Sehvermögen* abgelöst. Sie fehlt im Band X, 1 des Grimmschen Deutschen Wörterbuchs von 1905, in Lutz Mackensens „Deutschem Wörterbuch" [4]1962, in den beiden bisherigen Auflagen von „Herders Sprachbuch", Freiburg 1960 und 1964, und sogar in der gründlich erweiterten Jubiläumsausgabe des westdeutschen Duden von 1961, begegnet dort aber als Erklärung für veraltetes *Sehe,* während die spätere 15. Auflage des ostdeutschen Duden von 1964 sie auch dort nicht kennt. Als eigenes Lemma verzeichnen sie bisher nur Karl Gaigls „Deutsches Wörterbuch", Regensburg 1949, Richard Pekruns „Deutsches Wort" ([1]1934) von der 2. Auflage 1953 ab und Gerhard Wahrigs „Großes deutsches Wörterbuch" des Bertelsmann-Verlags, Gütersloh 1966; dazu seit 1934 Dornseiffs „Wortschatz" 10,15.

Seitdem ist *Gesicht* eingeschränkt und verschärft auf das menschliche Antlitz und, freilich in der säkularisierten Welt der Moderne kaum gebraucht, auf eine visionäre Erscheinung, insbesondere in der festen Formel vom *zweiten Gesicht*. Aber selbst hier hat sich wenigstens eine grammatische Differenzierung durchgesetzt: im Plural unterscheidet man gewissenhaft die *Gesichter* von den (aussterbenden) *Gesichten*, während das ältere Deutsch beim starken Neutrum nur einen einheitlichen endungslosen Plural kannte.

III. Zusammengriff

11. Wachstum, nicht Verfall! Der zusammengreifende Rückblick muß noch einmal ausdrücklich sagen, was in den Einzeldarlegungen in die Augen sprang. Das Deutsch der letzten 1200 Jahre – mehr ist uns literarisch nicht faßbar – zeigt eine imponierende Geradlinigkeit seiner Entwicklung bis in die unmittelbare Gegenwart hinein, auf welches sprachliche Gebiet man dabei auch blickt: Unmerklich, aber stetig und unwiderstehlich differenziert sich sein sprachlicher Ausdruck. Was in einem jeweils früheren Stadium ein Wort, eine Form synthetisch aussagte, das wird später analytisch in die Komponenten auseinandergelegt, die geistige Überlegung in der zunächst als unscheidbare Einheit gefaßten Wirklichkeitserfahrung mit zunehmender Klarheit erkennt.

Im Augenblick, in dem die literarische Überlieferung des Deutschen einsetzt, gelingt die abstrahierende Herauslösung des Subjektpronomens aus den verbalen und des Artikels aus den nominalen Flexionsformen. Auf der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit erobert sich die Sprache eine neue Dimension in der exakteren Erfassung und geistigen Durchdringung des Zeiterlebnisses und, als Folge des Hineinwachsens der Deutschen ins Christentum, im Eindringen und in der Durchleuchtung des menschlichen Inneren, das bisher dem Blick und damit dem sprachlichen Zugriff entzogen war, dem nunmehr stetig wachsende Aufmerksamkeit gilt und Bedeutung zukommt. Mitteninne stehen wir in der wiederum andersartigen sprachlichen Bewältigung der geradezu atemberaubend sich ausdehnenden und alles ergreifenden und durchdringenden technischen Welt, die unserem Deutsch seit dem vorigen Jahrhundert als vordringlichste neue Aufgabe gestellt ist.

Entscheidend aber in diesem unendlichen Entwicklungsprozeß ist

dies: Jede neue Weitung der Ausdrucksweise und Ausdrucksgestalt wird sprachlich mit Mitteln vollzogen, die im Deutschen seit alters in seiner germanischen wie nicht selten seiner idg. Vorstufe angelegt sind und die, nachdem sie Jahrhunderte hindurch nur eine geringe, oft überhaupt noch nicht recht wahrgenommene Rolle gespielt haben, nun auf einmal, von den Notwendigkeiten der geschichtlichen Entwicklung gerufen, zu kräftigem, kaum zu bändigendem Leben emporschießen.

Daß dabei sprachliche Ausdrucksmittel früherer Zeiten, die diesen neuen Aufgaben nicht gewachsen sind, sondern sich nun als hinderlich erweisen, abgestoßen werden, das ist entwicklungsgeschichtlichem Denken ohne weiteres einsehbar. Es mag sein – vielmehr: es ist so, daß vielen, daß den meisten diese Entwicklung nicht gefällt, daß sie den Schwund der bunten Endsilbenvokale in ihrer einstigen Klangfülle, daß sie den unaufhaltsamen Verfall des Konjunktivs betrauern und ihm mit einer Kraftanstrengung entgegenzuwirken versuchen, die in seltsamem Gegensatz zu der Vergeblichkeit steht, zu der solches Tun nun einmal verurteilt ist. Gegen den gerichteten Strom der Sprache kann auf die Dauer niemand schwimmen, der seine Kraft behalten will. Wer könnte Luthers unretuschierte Formulierungen Mt 16,26: *Was hülffs den Menschen, so er die gantze Welt gewünne und neme (= nähme) doch schaden an seiner Seele?* oder Apg 27,42: *Die Kriegsknechte aber hatten einen rat, die Gefangenen zu tödten, das nicht jemand, so er ausschwümme, entflöhe* im Ernst noch konservieren wollen?

Gewiß: der Mensch hängt nun einmal am alten, das er gern das gute Alte nennt, weil es ihn nämlich nicht mehr so beschwert wie die beunruhigende und kaum überschaubare Vielfalt des Gegenwärtigen. Aber er darf diese persönliche Gestimmtheit, dieses aus emotionalen Empfindungen aufsteigende Geschmacksurteil nicht zum Maßstab machen, an dem er die Sprache seiner Gegenwart mißt. Noch einmal sei es wiederholt: Wenn er ernst genommen, wenn er gehört werden, wenn er mitreden will, so muß er sich zwingen, in jedem Fall nach dem zu fragen und das zu sehen, was an der Stelle des von der Sprache Preisgegebenen Neues und, von der Aufgabe her betrachtet, die eine lebendige Sprache zu jeder Zeit zu erfüllen hat, Zweckdienlicheres und darum einfach Besseres, dem bisherigen Sprachausdruck Überlegeneres getreten ist. Denn wohin man bei der geschichtlichen Entwicklung unserer Sprache bis heute – und gerade in dem so viel ver-

lästerten Heute blickt: Es ist nicht wahr, daß unsere Sprache gröber würde – sie wird feiner; es ist nicht wahr, daß sie verfällt – im Gegenteil: sie entfaltet sich immer reicher!

Die Themafrage: Stehen wir in einer Zeit des Sprachverfalls? kann also nur mit einem klaren *Nein* beantwortet werden. So hat sie im Grunde bereits Jacob Grimm in seiner berühmten Rede „Über den ursprung der sprache" vor der Berliner Akademie der Wissenschaften im Jahre 1851 beantwortet, wenn er als Ergebnis seiner Ausführungen formuliert: „Es ergibt sich, daß die menschliche sprache nur scheinbar und von einzelnem aus betrachtet im rückschritt, vom ganzen her immer im fortschritt und zuwachs ihrer inneren kraft begriffen angesehen werden müsse" (Kleinere Schriften I², Berlin 1879, S. 291).

II

SPRACHWISSENSCHAFT UND SPRACHKRITIK

Sprachkritik ohne Sprachwissenschaft?

Von Karl Korn

Das Problem Sprachwissenschaft–Sprachkritik ist in den letzten Jahren mehrfach diskutiert worden. Wichtige Beiträge zu dem Thema sind in dem Buch „Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land", herausgegeben von Friedrich Handt, Berlin 1964, zusammengetragen worden. Sie stammen meist aus der Zeitschrift „Sprache im technischen Zeitalter" oder aus der Neuen Rundschau. Ich nenne außerdem folgende Äußerungen, die in dem genannten Sammelband nicht enthalten sind. Dolf Sternberger, „Gute Sprache und böse Sprache", Neue Rundschau 1963, Heft 3, und ein Sammelheft ohne Verlagsangaben, das den Titel „Sprache im technischen Zeitalter" trägt, mit der bekannten Zeitschrift aber nicht identisch ist. Dieser Privatdruck gesammelter Vortragstexte ist das Protokoll einer Tagung des Studienkreises für politische Bildung vom Januar 1965 und enthält u. a. einen Beitrag von Herbert Kolb „Entwicklungen im modernen Deutsch", worin auf unser Problem eingegangen wird, und einen weiteren Beitrag des Frankfurter Philosophen Josef Simon mit dem Titel: „Ist Kulturkritik als Sprachkritik möglich?".[1]
Diese Literaturangaben sind nicht erschöpfend. Immerhin enthalten die genannten Darlegungen den gegenwärtigen Stand der Diskussion. Aus der Lektüre dieser Arbeiten hat man nicht den Eindruck, daß aus Diskussion und Polemik bereits soviel Klarheit gewonnen wäre, das Problem für gelöst anzusehen. Im Gegenteil. So wichtig und bedeutsam die Äußerungen zu der Streitfrage sind – ob die sogenannte Sprachkritik Beiträge zur Erhellung der Sprache der Gegenwart geliefert habe und in welchem Bezug und bis zu welcher Grenze Sprachkritiker Gültiges zur Sprache, sei es der verwalteten Welt, sei es im

[1] Dieser Privatdruck wird im folgenden als „Protokoll" zitiert.

technischen Zeitalter, sei es schlicht der Gegenwart, haben leisten können –, man hat den Eindruck, daß bisher vorwiegend sprachliches Material im einzelnen behandelt wurde, daß einzelne Themen der Sprachkritik wie die Inflation der Nomina oder das Problem des Akkusativs der Erfassung oder einzelne Interpretationen der Sprachkritik wie *zur Durchführung bringen* oder *schwerpunktmäßig* oder *Anliegen* und ähnliche Paradebeispiele kritisch untersucht worden sind. Zwar sind die allgemeineren Probleme, die sich unabweisbar aufdrängen, wenn man die umstrittene Konstellation Sprachwissenschaft–Sprachkritik zur Diskussion stellt, von Peter von Polenz, Helmut Arntzen und Herbert Kolb angerührt worden. Da ist der Name Ferdinand de Saussure häufig genannt worden und mit ihm der Komplex Langue und Parole, Struktur, Sprache als Struktur auf der einen und gesprochene Sprache der Kommunikation der gesellschaftlichen Gruppen und Individuen auf der anderen Seite. Da ist auf Weisgerber und die Sprachinhaltsforschung hingewiesen und angedeutet worden, daß die Sprachkritik vielleicht irgendwie mit solcher Art von Sprachwissenschaft Berührungspunkte haben könnte. Wie das zu verstehen ist, scheint noch nicht ausreichend geklärt. Da ist z. B. bei Kolb der Ansatz einer in der Tat dringend notwendigen wissenschaftstheoretischen Untersuchung gemacht worden, wenn es heißt, die Sprachwissenschaft halte sich nicht für befugt, Bewußtseinsvorgänge aufzuklären, die im sprachlichen System Veränderungen auslösen, weil, so Kolb, diese sich nicht in der Sprache abspielen. Hierüber wäre zu sprechen. Kolb beruft sich auf das Wissenschaftsideal der Linguistik und formuliert, die Sprachwissenschaft stünde unter allen Geisteswissenschaften der Methode und den Ansprüchen der exakten Naturwissenschaften am nächsten. Die reichlich approximative Formulierung „am nächsten" bringt die Diskussion nur wenig weiter. Wem steht der Sprachwissenschaftler näher, wenn er in einem Aufsatz „Sprache des Veranlassens" im Fahrwasser einer auf allgemeine Zeitkritik eingestellten Analyse der kausativen Wendungen schreibt: „Daß die durch verschiedenartige Mittel näher bestimmte und eingegrenzte Zeitgeltung des Verbalinhalts zusammenhängt mit einer präziseren, vielfach punktualisierten Zeitauffassung der technisierten Gesellschaft – und daß also die Mobilisierung und Differenzierung der verbalen Aktionsarten zusammenhängt mit dem Perfektionismus ihrer Organisationsformen, mit ihrem Hinsehen auf Ergebnis und Erfolg, aber auch auf Antriebskraft und Initiative, das alles scheint sehr naheliegend." Danach

kommt vorsichtig eine Art Demutsformel, in der Kolb es sich versagt, „die Grenzen seines Urteilsvermögens zu überschreiten".
Das könnte uns mitten in die Auseinandersetzung führen. Bevor wir da ansetzen, muß noch einiges andere geklärt werden. Nur soviel sei gesagt, daß der Kolbsche Versuch über die Zeitauffassung der technisierten Gesellschaft eine Bestätigung dafür zu sein scheint, daß selbst entschiedene Gegner der Sprachkritik gelegentlich der Suggestion jener Betrachtungsweisen erliegen, die so gar verpönt sein sollen.
Aber zuvor muß noch einiges in Frage gestellt werden. Zuallererst die Formulierung ‚Sprachwissenschaft und Sprachkritik'. Sie scheint mindestens insofern mißverständlich, als das Begriffspaar Entsprechungen unterlegt, die tatsächlich nicht gegeben sind. Man kann zwar sagen, der eine treibe Sprachwissenschaft, der andere Sprachkritik, und schon durch diese Unterscheidung deutlich machen, daß es sich um zwei wesensverschiedene Betätigungen handle. Ich will in aller Offenheit vorwegnehmen, daß ich für meine Person die Unterstellung, Sprachkritik sei allemal im Ansatz, in der Methode, in der Praxis und den Ergebnissen unwissenschaftlich, ebensowenig akzeptiere, wie ich gelten ließe, daß Sprachwissenschaft nicht in gewissem Umfang Sprachkritik treiben könne, solle und tatsächlich betreibe. Doch das bleibe dahingestellt. Unter Sprachwissenschaft verstehen wir alle doch wohl auch einen großen Wissenschaftszweig samt seinen Vertretern und Einrichtungen. Diesem umfassenden Sammelbegriff entspricht die Entgegensetzung Sprachkritik überhaupt nicht. Man mag das bedauern oder nicht, es gibt keine Sprachkritik, wie es eine Sprachwissenschaft als Institution, Apparat, Disziplin und vielleicht gar als, wenn auch nicht organisierte Körperschaft gibt. Die paar Leute, die Sprachkritik heute treiben, lassen sich an den zehn Fingern beider Hände herzählen. Sie sind bezeichnenderweise meist Publizisten, und der Impuls zur sogenannten Sprachkritik stammt aus dem Umgang mit jener Sprache, die ihnen unversehens zur Sprache, sei es des Unmenschen, sei es der verwalteten Welt, sei es des technischen Zeitalters wird – oder wie immer die arbeitshypothetischen spekulativen Titel heißen, unter denen gewisse Phänomene heutigen Sprachgebrauchs gesehen werden oder wurden. Man wird zwar einwenden, es seien doch mehr Autoren der sogenannten Sprachkritik am Werk, und es ist in der Tat nicht zu leugnen, daß die Sache an Umfang zunimmt, daß es Mode wird, über die korrumpierte Sprache mehr oder

weniger aperçuhafte Äußerungen zu machen. Die Sammelpublikation „Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land" knüpft an zwei amerikanische Äußerungen von polemischer Schärfe an, an die von George Steiner und John McCormick, die schwerlich dem zugerechnet werden können, was heute und im Sinne des Themas, das hier gestellt ist, als Sprachkritik zählt. Ich stelle fest, daß es, auch wenn man den Bereich der sogenannten Sprachkritik etwas weiter sieht, Adorno, Enzensberger hinzurechnet und Karl Kraus und Walter Benjamin zu ihren Ahnen erklärt, keine Instanz und keine Institution und keinen irgendwie funktionierenden äußeren Zusammenhang gibt, der so etwas wie „die" Sprachkritik „der" Sprachwissenschaft gegenüberzustellen erlaubte. Es ist zwar kein Zufall, daß die Bücher von Sternberger, Storz und Süskind und das meine, daß sprachkritische Glossen in Tageszeitungen und einige Zeitschriftenaufsätze, Untersuchungen über die Sprache Heideggers wie die von Erasmus Schöfer bei aller Verschiedenheit des Ansatzes, der Methode, des Anspruchs und bei aller Divergenz der Resultate verwandte Züge tragen und wie aus einer Schule zu stammen scheinen, indem sie dieselben oder ähnliche Erscheinungen behandeln. Es hat da nie eine Verabredung gegeben, kaum den Austausch von Meinungen – und es gab und gibt schon gar nicht irgendeinen institutionellen Hintergrund. Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, daß uns, wenn ich so sagen darf, indem ich das Häuflein der Sprachkritiker einmal zusammenfasse, die Sprachwissenschaft zur Sprachkritik ernannt hat. Für die Sache, die die sogenannte Sprachkritik vertritt, ist das nicht einmal das schlechteste Indiz. Denn wenn wir schon zufällig zu ähnlichen Ergebnissen gelangten, dann könnte vielleicht in der Sache, nämlich der Sprache unserer Gegenwart, der Schlüssel für manche Übereinstimmung oder doch Verwandtschaft gefunden werden.

Die als Sprachkritik quasi verbal installierte Sprachkritik begreift sich jedenfalls nicht als Partner oder Widerpart oder was immer der Sprachwissenschaft. In einigen polemischen Auseinandersetzungen mit der Sprachkritik ist der große Name Karl Kraus bemüht worden. Helmut Arntzen hat geschrieben: „Der Name Karl Kraus muß genannt werden, wenn von Sprachkritik zu sprechen ist. Und zwar aus zwei Gründen: einmal, weil bis heute die sprachkritische Bemühung in Deutschland sich noch keinesfalls der Leistung von Karl Kraus genähert, geschweige denn sie übertroffen hat."[2] Das dürfte seine

[2] Deutsch, gefrorene Sprache, S. 92.

Richtigkeit haben. Freilich sollte man in der Zitation des Karl Kraus gegen die Sprachkritik vorsichtig sein. Es gibt allzuwenig sprachwissenschaftliche Bemühung um die eminente Leistung des Karl Kraus. Man lobt Karl Kraus und beharrt darauf, daß Sprachkritik unwissenschaftlich sei. Repliken von Kraus sind nicht mehr zu erwarten. Die Suche nach Äußerungen Kraus' über die Linguistik bleibt ohne Resultat. Mit dem Hinweis auf den längst sanktionierten großen Kraus sollte man sich die Auseinandersetzung mit Sprachkritik nicht allzu leicht machen. Lebte Kraus noch, er könnte der Kritik der Sprachwissenschaft vielleicht auch Blößen genug bieten. Kraus ist einer jener Autoren, die mehr gelobt als gelesen werden. Herbert Kolb verdankt es dem ehrlichen Inhaltsverzeichnis Kraus', daß er ihn zu *brauchen* ohne *zu* in der Zs. für deutsche Sprache bequem zitieren kann – als einen von Sprachwissenschaft unbeschwerten Mann, was im vorliegenden Falle kein Lob sein kann. Man kann sich die Schelte sparen; Kraus ist tot und ein großer Mann – der Sprachkritik natürlich, und also zu deren Lasten, wenn etwas schiefgegangen ist.

Das Thema Sprachwissenschaft–Sprachkritik hat noch eine Tücke besonderer Art. Es gibt seit Jahren einen Begriff Sprachkritik, der mit Karl Kraus und uns, seinen Epigönchen, herzlich wenig zu tun hat. Es ist Sprachkritik, wie sie von der modernen angelsächsischen Philosophie verstanden wird. Wir betreten ungesichertes, unbekanntes Gelände. Ich kann hier nur auf den im Manuskript gedruckten Vortrag des Kieler Ordinarius der Philosophie Karl Otto Apel „Sprachanalyse als Metaphysikkritik"[3] verweisen. In diesem Text findet man den zentralen, von Wittgenstein stammenden Satz „Alle Philosophie ist Sprachkritik". Der Satz steht im Tractatus logico-philosophicus (4.0031). Es gibt eine analytische Philosophie, die sich als Sprachkritik definiert. Wittgenstein geht auf Bertrand Russels logischen Atomismus zurück und betreibt durch Sprachkritik Metaphysikkritik. Wie modern das ist und welche Kreise diese Grundanschauung der Identität von Philosophie und Sprachkritik zieht, mag ein Zitat aus Professor Apel belegen:

„Nimmt man hinzu, daß die sogenannte Informationstheorie ebenso wie die linguistischen Schulen des Strukturalismus in Dänemark und in den USA ihrerseits mit den verschiedenen Phasen der sprachanalytischen Philosophie vielfältig verknüpft sind und darüber hinaus in

[3] Protokoll, S. 3ff.

den USA die populäre Bewegung der sogenannten General semantics die Motive der philosophischen Sprachkritik in einer universalen Kulturkritik auszumünzen versucht, berücksichtigt man weiter, daß die schon von W. v. Humboldt in Angriff genommene Erinnerung der spracheigenen Weltansichten in der deutschen Sprachinhaltsforschung und in der amerikanischen Metalinguistik erneuert wurde, so ergibt sich ein Gesamtbild des Zeitgeistes, das – um mit Hegel zu reden – in der sprachkritischen Philosophie in Begriffe gefaßt ist."
Das Zitat dürfte die Breite und Verwickeltheit der Probleme schlagartig beleuchten. Man könnte einwenden, daß die Berührung von Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft nicht erst aus Amerika importiert zu werden braucht, daß diese Probleme etwa bei Cassirer oder Sperber in den zwanziger Jahren behandelt worden sind. Man kann den hier angerührten Problemen nicht ausweichen. In den Vereinigten Staaten gibt es also eine populäre Bewegung, „General semantics" genannt. Diese Richtung versucht, Sprachkritik in einer universalen Kulturkritik auszumünzen. Ich bin, da ich im Vorwort zu meinem Versuch „Sprache in der verwalteten Welt" Sprachkritik und sogenannte Kulturkritik in einen Zusammenhang zu bringen versucht habe – dies noch ohne Kenntnis der von Apel erwähnten Parallelen –, gezwungen, diese Zusammenhänge zu erwähnen. Eine moderne antimetaphysische philosophische Richtung definiert Philosophie als Sprachkritik. Es geht ein Streit um das Problem, ob und in welchem Umfang Linguistik Metalinguistik sein dürfe oder müsse. Diese Probleme hängen mit Humboldt und der Sprachinhaltsforschung zusammen.[4] Eine Zeitlang hat es so ausgesehen, als ob das Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Sprachkritik einfach dadurch hinreichend bezeichnet wäre, daß die Wissenschaft den mehr oder weniger laienhaften Dilettantismus jener Außenseiter, die Sprachkritik zu treiben sich anmaßten, zu entlarven hätte. Selbstverständlich hat die Wissenschaft nicht nur das Recht, sondern die Aufgabe, Fehler und Irrwege einer spekulativen Sprachinterpretation aufzudecken und zu tadeln. Wenn denn schon die Scheidung – hier Sprachwissenschaftler, dort Sprachkritiker – gelten soll, dann soll die Kontrollfunktion der Wissenschaft um so bereitwilliger anerkannt sein, als

[4] Einen Überblick über diese meist in den Vereinigten Staaten heimischen Richtungen und ihre Zusammenhänge vermittelt das materialreiche, durch ausgiebige Zitate besonders nützliche Buch von Helmut Gipper „Bausteine zur Sprachinhaltsforschung, Düsseldorf 1963.

die sogenannte Sprachkritik ja öffentlichem Interesse begegnet und nicht wenige Leute dieser Sparte dank ihrer publizistischen Möglichkeiten ihre Theoreme und Ergebnisse unter die Leute zu bringen wissen. Andererseits kann ich mir die Anmerkung nicht versagen, daß es für einige jener Leute, die Sprachkritik getrieben haben und treiben, darunter auch mich, kein erbauliches Schauspiel war, zu sehen, wie einseitig sich einzelne Leute über unsere Versuche auslassen zu sollen glaubten. Dies mußte unsereinen um so mehr verwundern, als einige Zeit danach unsere Vorstöße in Neuland zum mindesten anregend für wissenschaftliche Einzeluntersuchungen gewesen zu sein scheinen. Es hat uns auch verwundert, daß man gelegentlich sich an einzelne, überspitzte Formulierungen gehalten hat und sowohl die Basis wie die Breite der Exempel wie die dazugehörigen Analysen und Resultate übersehen hat. Einige Vertreter der Wissenschaft haben inzwischen so etwas wie einen Ausgleich geschaffen. Dolf Sternberger hat sich in seiner im Druck vorliegenden Rede über Maßstäbe der Sprachkritik (FAZ v. 22. Nov. 62) konkret auf Herbert Kolbs Aufsatz in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung zum Thema Verben vom Beherrschungstyp, Person im Akkusativ, moralische oder sprachimmanente Deutung usw. bezogen und eine Widerlegung oder doch Berichtigung Kolbs mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Stimmigkeit erhoben. Ob dies Sternberger ganz oder teilweise gelungen ist, bleibe offen. Peter v. Polenz hat in der „Zeitschrift für deutsche Sprache" (Jg. 20, 1964, Heft 1/2) über „erfolgen als Funktionsverb substantivischer Geschehensbezeichnung" geschrieben. Er geht von meinen zu diesem Verb gemachten Ausführungen aus und bezieht sich auf die von mir zitierte Quelle eines Aufsatzes von Werner Schulze im Jahrbuch der deutschen Sprache 1, kurioserweise aus dem Jahr 1941. Der Zeitgenosse jener Jahre, in denen plötzlich allzuviel oder fast alles *erfolgte,* und der das mit erstaunlichem Freimut sarkastisch vermerkte, hatte mich inspiriert, in dem plötzlich inflationierten Wort so etwas wie eine zeitsymptomatische Sprachform zu vermuten. Von Polenz verfolgt das Verb zurück zum BGB und bis ins 18. Jahrhundert und weist nach, daß *erfolgen* seit dem wissenschaftlichen Rationalismus ein Funktionsverb substantivischer Geschehensbezeichnung sei. Erst die Sprachkritiker hätten in das semantisch unbedeutende reine Funktionswort, übrigens im Zusammenhang mit *folgen, folgsam, Gefolgschaft* usw., eine lexikalische Bedeutung gelegt, die das Wort schon lange nicht mehr habe. Es sei eben

ein typisches Bürokratiefunktionswort und habe negative Bewertung abbekommen, weil Bürokratie allgemein unbeliebt ist, dies um so mehr, als „im totalitären Staat Rechtsprechung und Verwaltung mitunter gewaltsam und willkürlich ausgeübt wurden".
Ich zitiere das Beispiel ausführlicher, weil mir daran eher das Zusammenwirken von Sprachkritik und Sprachwissenschaft als eine grundsätzliche Verschiedenheit beider Betrachtungsweisen deutlich zu werden scheint. Von Polenz hat recht, dem Funktionsverb historisch nachzugehen. Er vergißt nicht zu erwähnen, daß ich das gelegentlich und im Zusammenhang mit einer Fülle anderer Belege genannte Wort als wortgeschichtlich offenes Problem bezeichnet habe. Was nicht in meinem Text steht, sind die Assoziationen *folgsam, Gefolgschaft* usw. Da scheint mir nun von Polenz den Fehler zu machen, den er an mir rügen zu sollen glaubt, nämlich das sehr alte und populäre Verfahren der etymologischen Ableitung bei mir zu vermuten. Die auffällige Häufung von *erfolgen* hat mit dem verwandten Wortstamm in folgsam nichts zu tun. Das eigentliche Problem scheint gerade darin zu bestehen, daß *erfolgen* von den Nationalsozialisten gerade nicht als Funktionsverb in juristischem, wissenschaftlichem oder allgemein abstraktem, eher bürokratischem Zusammenhang, sondern auch und vorzugsweise in solchen Zusammenhängen gebraucht wurde, die in der Tat dem wackeren Philologen Schulze im Jahr 1941 und denen, die der Sprache der Gewalt später nachgingen, auffallen mußten. Ich habe aus Schulze zitiert,[5] plötzlich, d. h. in den nationalsozialistischen Jahren erfolgten Vorgänge, die sinnvoll bisher eben nicht erfolgten, z. B. *die Verpflegung erfolgt kostenlos, die Ausbildung im Geländespiel erfolgt kostenlos, die Leitung erfolgt ehrenamtlich.* Hier drängte sich dem Zeitgenossen von damals – welch ein seltener Glücksfall, daß ein Philologe das aufschrieb und daß es gedruckt wurde! – nicht nur die Diktatur auf, sondern das ganz andere, daß hier Sprache zum Instrument der Diktatur gemacht wurde. Hier wurde falsch gesprochen. Die sogenannten Amtswalter von damals maßten sich die Sprache der Verwaltung und des Rechts an. Dagegen anzugehen, wie es der wackere Schulze tat, ist nicht auf die Unbeliebtheit der Bürokratie zurückzuführen, sondern darauf, daß Sprache verdorben wurde. Ich behaupte nicht, daß dadurch das Wort *erfolgen* für immer unbrauchbar geworden wäre, so wenig wie man *durchführen* in der Musik entbehren kann. Beim Notar beantragt man nach wie vor, daß die Auflassung eines

[5] Sprache in der verwalteten Welt, 2. Aufl. 1959, S. 54 u. 69.

Grundstücks *erfolge,* und beim Staatsanwalt, daß die Verfolgung einer Straftat *erfolge.*

Es sei nun der Versuch einer Begriffsbestimmung dessen, was ich unter Sprachkritik verstehe, unternommen. Der thematische Ansatz, ob bei Wustmann oder bei Sternberger, Storz, Süskind, bei Nietzsche oder bei Adorno, bei Karl Kraus, bei Korn oder Enzensberger, ist allemal die Sprache einer jeweiligen Gegenwart, die gedruckte, geschriebene, gesprochene. Die Sprache der Sprachkritik ist oft polemisch, gelegentlich aggressiv, pointiert, heftig. Ausgangspunkt ist oft diese oder jene Entdeckung sprachlicher Neuerungen oder dessen, was dafür gehalten wird. Zum Unterschied von den amerikanischen General Semantics ist die Sprachkritik hierzulande oder scheint doch eher darauf aus zu sein, alten, tradierten, in einer Tradition wie immer festgelegten Sprachgebrauch zu erhalten oder zu retten. Die General Semantics gehen von der Antiquiertheit des, wie sie sagen, aristotelisch-ptolemäischen sprachlichen Weltbilds aus und versuchen Sprachbegriffe kritisch so von altem und veraltetem Vorstellungsballast zu reinigen, daß eine modernen Tatbeständen angepaßte, logisch gereinigte sprachliche Begrifflichkeit geläufig wird. Der Ansatz der mit solchen Vorstellungen verbundenen Kulturkritik ist ganz anders als der unsere und möge hier außer Betracht bleiben. Es ist richtig, was oft kritisch und gelegentlich polemisch gegen die Sprachkritik eingewandt wurde, daß sie sich zunächst vom sogenannten Sprachgefühl leiten läßt, daß sie induktiv vorgehe, an das anknüpfe, was dank jenem Organ erfaßt wird, das man auch in der Sprachwissenschaft Sprachgefühl heißt. Ich darf auf den vierten Band von Friedrich Kainz „Psychologie der Sprache" verweisen. Hugo Steger hat in seinem Beitrag zu dem mehrfach zitierten Werk „Deutsch – gefrorene Sprache" formuliert, daß es sich beim Sprachgefühl um erfahrene, gewußte, wenn auch nicht als grammatisches System gewußte Sprachmuster und Denkschemata handelt, die mit gefühlsähnlicher Unmittelbarkeit reproduziert werden. Doch würde man die Realität Sprachkritik, ihre Urheber und ihre Leistungen, wie immer man sie beurteilen mag, doch wohl verkennen, wollte man sie als konservativ bis reaktionär gestimmte, ewig Gestrige ansehen und abtun. Es berührt unsereinen komisch, wenn man sich gelegentlich von Sprachwissenschaftlern moniert sieht, man möge doch etwas mehr Sinn für modernes Massen- oder Verwaltungsleben und die dazugehörigen Formen samt den sprachlichen haben. Kann man es als einen bloßen

Zufall ansehen, daß die Versuche mit Sprachkritik durchweg von Publizisten oder Journalisten stammen? Der Tagesschriftsteller ist in mehrfacher Hinsicht geradezu darauf angewiesen, Sprache kritisch zu reflektieren, wenn er sich gegenüber dem Strom der sprachlichen Schablonen und der beständigen Gefahr, selbst durch Sprache manipuliert zu werden, entziehen will. Schablonen und Manipulierung sind freilich bereits Werturteile.

Doch wie immer man das beurteilen mag, in den Redaktionen und Korrespondenzbüros, den Agenturen und vor den Mikrophonen wird der vielleicht höchste Umsatz an Sprache erzielt. In diese Stationen läuft ein Strom von Sprache ununterbrochen ein, und aus ihnen fließt ein Strom von Sprache beständig hinaus. Da wird Sprache in ungeheuren Mengen hereingenommen und als Fabrikat hinausgegeben. Nicht wenige der Menschen, die an diesen Umschlagplätzen tätig sind, entwickeln seismographische Empfindlichkeit, vielleicht auch Hysterien. Nicht wenige auch stumpfen ab und funktionieren als Routiniers. Sie machen das, was die andern erregt und zum Widerspruch reizt. Man kommt bei diesem Betrieb mit dem guten alten Begriff des Sprachgefühls nicht mehr aus. Mancher unserer Kritiker, der nicht in diesem Betrieb steht, mag schon recht haben, wenn er der Sprachkritik hier und da oder überhaupt Idiosynkrasien vorhält. Sternberger wird böse, wenn ihm *wissen um* unter die Augen kommt. Da vermutet er billige, mit fadenscheinigem Getue verbrämte Dunkelmännerei und verlangt strikt den Akkusativ Ich weiß etwas oder weiß nichts, übersieht gar, daß es normalerweise *wissen von* gibt. Ich für meine Person, wenn ich die einführen darf, reagiere empfindlich, wenn Funktionäre, wer immer es sei, in Abwehr konkreter Journalistenfragen, erklären, dies Problem oder das Thema und jene sattsam ausgelaugte Frage, als da sind die Berlin-, Deutschland- und die Europa-, die Abrüstungs- und die Sicherheitsfrage, seien nicht *angesprochen* worden. Dies *Ansprechen,* das einem wie ansägen ins Ohr klingt! Warum sagen die nicht, davon sei nicht gesprochen worden? Diese gespreizte Arroganz, hinter der sich Unsicherheit verbirgt, diese verräterische Floskel *Thema angesprochen!* Oder es reißt einen vom Stuhl, wenn *20 Millionen für das Sonderbauprogramm schwerpunktmäßig zum Einsatz kommen.*

Ist das die Sprachkritik? Natürlich nicht. Aber das ist einer ihrer Ansatzpunkte. Aus diesen unmittelbaren Anregungen oder Erregungen entsteht häufig das, was hier und da geringschätzig die Glosso-

lalie der Tageszeitungen genannt worden ist. Der überaus gescheite Chefredakteur des „Berliner Tageblatts," Paul Scheffer, hatte damals um 1935 so etwas wie eine Allergie gegen das harmlose Wort *grundsätzlich* und wußte es dank seiner Autorität einigermaßen innerhalb der eigenen Blattspalten zu verpönen. Es war damals ein Wort der politischen Lebenslüge geworden. Wenn schon einer der Amtswalter *grundsätzlich* sagte, dann wußte man, daß die Praxis sozusagen grundsätzlich anders gehandhabt wurde. Die bloße Tatsache, daß am Umschlagplatz der Sprache kritisch geprüft und reagiert wird, sollte man nicht unterschätzen. Vermutlich gibt es in den Werbeagenturen Leute, die genau wissen, was mit Sprache gemacht und bewirkt werden kann, wenn sie Sprüche hinausgeben wie *Diplona, das Haarwasser mit der größten Wirkungsbreite.*

Aber die sogenannte Sprachkritik speist sich keineswegs nur aus zufälligen Impulsen oder gar Affekten. Überblickt man das Feld dessen, was in der Sprachkritik bis heute sichtbar geworden ist, dann könnte man eine grobe Sacheinteilung etwa nach folgenden drei Prinzipien vornehmen. Sprachliche Neubildungen, seien es nun Wörter oder Wendungen oder syntaktische Gewohnheiten, gliedern sich nach den Sinnbezirken

1. der Organisation
2. der Statistik
3. der Funktion im weitesten Sinne dieses vieldeutigen Begriffs.

Eine Liste von Belegen zu jedem der so vorläufig bezeichneten Sinnbezirke mag die Sache verdeutlichen. Zum Sachbezirk der Organisation: die *Durchführung,* die *Veranstaltung,* die *Ausrichtung,* die *Aufbauplanung,* die *Bestandsaufnahme,* zahllose Wendungen mit dem Funktionsverb *bringen,* also *in Anrechnung, Anregung, Anwendung, in Vorschlag, zum Abschluß, zum Vorschlag, zur Abschaltung, Anschauung, Anwendung, Ausführung, Darstellung, Entlassung, Formulierung, Wirkung bringen* usw. usw. Zum Vokabular der Organisation ist die *Daseinsfürsorge,* die Jaspers, und die *Daseinsvorsorge,* die Forsthoff erfunden hat, zu rechnen, der *Direktwerbedurchspruch,* die *Einsatzbereitschaft,* die *Endlösung,* der *Erzeugerdirektverkehr,* die *Europajahresbestzeit,* die *Fertigungspläne, -planung, -ingenieure* und *-programme,* die *Finanzierungsentwürfe,* viele Zusammensetzungen mit *-mäßig,* das bekanntlich wie ein Suffix funktioniert, also etwa *gebietsmäßig, versorgungsmäßig, maschinenmäßig, schwerpunktmäßig, ernährungsmäßig, ideen-*

mäßig, Wortfügungen mit dem Funktionsverb *kommen,* also *zum Tragen, zur Auslosung, zur Entscheidung, Erfüllung, Versendung, Wiedervorlage, Gegenzeichnung, Ablage, Wiedervorlage kommen.* Organisation scheint mir *Großhandel, Großgewerbe, Jugendgemeinschaftsdienst, Öffentlichkeitsarbeit, Lenkungsmaßnahmen* und *Soforthilfe,* alles, was mit *Planung* zusammengesetzt wird, etwa die *Betriebsmittelplanung* oder die *Werkstoffbedarfsplanung* samt den *Planungsstäben* und *-gemeinschaften,* alles, was mit *Rahmen* und *Rationalisierung* zusammengesetzt wird, die *Erfassung* aller Grade und Besonderheiten von der *Bedarfserfassung* zur *Streuerfassung.*

Dies und unendlich viel mehr, das man sammeln könnte, ist nicht die Organisation. Aber es macht sie im einzelnen aus oder, sprachlicher ausgedrückt, es bezeichnet Organisation und Organisationstatbestände. Man kann und darf nicht behaupten, das habe es alles vor dreißig oder fünfzig Jahren noch überhaupt nicht gegeben. Obwohl sowohl Sternberger wie ich bei einzelnen Lieblingssteckenpferden, z. B. bei *wissen um* oder bei *Anliegen,* uns die Mühe gemacht haben, die Vorfahren auszumitteln, sind wir bei anderen hereingefallen, und der eifrige Sprachwissenschaftler hat uns triumphierend etwa *erfolgen* als viel älter nachgewiesen. Ich vermute aber, zur Vorsicht durch Schaden gewitzigt, doch immer noch, daß das hier vorgetragene, ganz und gar nicht erschöpfende Vokabular zur Organisation als Ganzes von eminenter spezifisch moderner Prägung sei und daher der Untersuchung und Analyse im Zusammenhang mit den, was Organisation in unserer Welt und Gegenwart heißen kann, bedürfe.

Zu Punkt 2 soll auch eine Liste von Wörtern vorgelegt werden. Thema ist Statistik. Wörter, die eine Person, Sache oder Angelegenheit speziell als Fall statistischer Befunde oder allgemein innerhalb der Statistik oder der Registratur oder Lagerkartei, kurz innerhalb von Sektoren benennen und meinen. Es sei dem von Sprachkritikern geförderten Mißverständnis begegnet, als ob die Perspektive der Statistik oder der Lagerhaltung oder der Sektoren in der Sprache quasi mit einem Bannfluch belegt werden sollte. Einschlägige sprachkritische Versuche sind gelegentlich bis ins Pamphlet getrieben worden. Der literarische Begriff Pamphlet kann im Kreise von Germanisten ohne Mißverständnis gebraucht werden. Der Zorn soll aber nicht einzelnen Wörtern gelten, von Ausnahmen abgesehen, die man nun einmal nur als Erfindungen des Unmenschen bezeichnen kann und die so benannt zu haben das auch wissenschaftlich nicht gleichgültige

Verdienst Sternbergers, Süskinds und Storz' bleibt. Der Zorn oder das Eifern galt und gilt dem Vordringen des Roboterwortschatzes in Sprachzonen, in denen das Leben Alleinrecht haben sollte. Hier eine kleine Auswahl von statistischen Wörtern. Das mittlerweile in ausgiebigen Diskussionen bereits berühmt gewordene *Kleinkind,* der *Selbstversorger,* der *Jungbuchhändler,* das *Krankengut,* der *Jahreshektarertrag,* der *Tagesausstoß* und der *Jahresumsatz,* der *Verkehrsteilnehmer, Rundfunkteilnehmer, Gewerbestrombezieher, Wahlberechtigte, Körperschaftssteuerpflichtige* usw.

Man hat denen, die zu solchen Vokabularen kritische Ausführungen gemacht haben, vorgeworfen, sie heimsten durch effektvolle Kombinationen billige Lacher ein und verkennten sowohl die sachlichen Notwendigkeiten wie die einwandfreie sprachliche Bildung solcher und ähnlicher Wortbildungen. Da es um eine Klärung von Standpunkten geht, sei wiederholt, daß die Sprachkritik gelegentlich im Affekt Dinge und Wörter verlästert hat, die ebenso normal wie richtig sind. Aber man hat die Ausführungen der Sprachkritiker gelegentlich auch im Affekt gelesen und interpretiert. Unsere moderne Welt der Massenerhebung, der Steuerung und Fabrikation kommt nicht ohne ein entsprechendes Vokabular aus. Was aber auch von der Sprachwissenschaft und gerade von ihr bejaht und vielleicht sogar mit wissenschaftlichen Mitteln geleistet werden sollte, ist die kritische Reflexion auf den Sinn solcher Wörter und auf ihre damit gegebene Gültigkeit samt deren Grenzen. Wenn eine Bevölkerungs-, Sozial- oder Gesundheitsstatistik die Wörter wie *Krankengut* oder *Klein-* und *Kleinstkind* benötigt, so ist doch davor zu warnen, solche ominösen Wörter ins Schullesebuch und in die tägliche Familiensprache zu übernehmen. Man hat dem *Kleinkind Jungfrau* und *Jungknecht* entgegengehalten. Dazu sei Helmut Arntzen, S. 90ff., zitiert:

„*Kleinkind* als Analogie zu *Jungfrau, Kleinknecht, Altherr* sagt im Grunde nicht mehr als dies, daß derartige Kompositbildungen in der deutschen Sprache möglich sind, eine lediglich formale Bestimmung. *Kleinkind* wäre jedoch nur dann eine den andern dreien entsprechende, d. h. gerechtfertigte, wenn die Bedeutungsanalogie, die die formale erst ermöglicht, aufgezeigt werden könnte. Die Bedeutungsanalogie liegt darin, daß das Kompositum *Jungfrau* wie *Altherr* und *Kleinknecht* nicht eine quantitative Differenzierung des Grundworts *(Frau)* leistet (als handle es sich um eine *junge Frau).* Vielmehr wird durch das ins Substantiv hereingeholte und es ver-

ändernde adjektivische Attribut eine qualitative Differenzierung erreicht: Ein neues, ganz anderes Substantiv erscheint. Und genau dies gilt – schlimm genug – für *Kleinkind.* Nicht das *kleine Kind* ist gemeint und kann gemeint sein (was so lange keine Tautologie war, als der Begriff des Kindes noch den jungen Menschen schlechthin in seiner Abhängigkeit von den Eltern bezeichnete), sondern *Kleinkind* unterscheidet sich substantiell von *Kind.* Es handelt sich um völlig verschiedene Wörter und damit um völlig verschiedene Wesen. Das aber kann natürlich in diesem Fall nur dort geschehen, wo das Rubrizierende, Statistische zur Sache selbst wird. Denn der Erfahrung nach gibt es kein *Kleinkind* (sondern nur ein *Kind* und allenfalls *kleine und größere Kinder),* wohl aber gibt es neben der *Frau* die *Jungfrau.* Also ist mit dem Wort *Kleinkind* gar nicht mehr das Kind gemeint, sondern dessen Klassifizierung als Lebensmittelkartenempfänger z. B., als statistische Größe. Wo immer nun das Kind X als Kleinkind X auftaucht, ist es nichts mehr als diese statistische Größe. Dies übersieht der Linguist, dies vermag der Sprachkritiker zu zeigen, weil ihm Sprache weder zufälliges Zeichen noch die Sprache selbst ist, sondern weil Sprache (und nur Sprache) die Sache vermittelt (und nur vermittelt)." Soweit Arntzen. Ich hatte in „Sprache in der verwalteten Welt" (S. 101) geschrieben: „Ein *Kleinkind* ist eine Nummer im Geburtenregister oder in der Statistik der Hygiene oder sonst einer Statistik... Daß die Benennung menschlicher, d. h. individueller Wesen wie *kleiner und kleinster Kinder* in Analogie zu *Frischfleisch* nur gerade der Statistik erlaubt sein kann, sollte sich von selbst verstehen."

An dem instruktiven Beispiel wird deutlich, daß es da nicht um moralisch-humanitäre Werturteile geht, wie Herbert Kolb meint, und die er darum anzweifelt, weil es darin in einer Pluralität von Wertbezogenheiten keine Allgemeingültigkeit gebe (Protokoll, S. 29). Bei mir sowohl, der ich zuerst von dem Bezugspunkt der Statistik, auf den hin das Kleinkind Wort wird, und von nichts anderem gesprochen habe, wie noch eingehender bei Arntzen, handelt es sich nicht um humanitäre Gefühle für das Kind, deren ich mich nicht schämen würde, sondern um das Problem der Sprachrichtigkeit. Erst dann, wenn ein statistisches Wort in der Individualsphäre gebraucht wird, sprechen sachliche Gründe, die in diesem speziellen Falle mit, wie Kolb sagt, humanitären, man würde lieber sagen, Gründen der Achtung vor dem Menschen und des Takts zusammenhängen oder gar

zusammenfallen, gegen die falsche Anwendung eines formal einwandfreien Wortes.

Der Fall scheint für die Bestimmung dessen, worauf Sprachkritik eigentlich aus ist oder aus sein sollte, so bedeutsam, daß noch ein anderer Autor zum gleichen Wort *Kleinkind* zitiert sei. Es ist der Frankfurter Philosoph Josef Simon, dessen Vortrag „Ist Kulturkritik als Sprachkritik möglich?" im Protokoll S. 42ff. gedruckt vorliegt. Simon sagt: „Daß sich Neubildungen, die die Technik notwendig macht, analog zu bestehenden grammatischen und syntaktischen Formen bilden, ist zu erwarten. Daß es das Wort *Jungfrau* schon gibt, ist z. B. aber keineswegs eine Rechtfertigung dafür, unbefangen von einem *Kleinkind* auch außerhalb der Statistik zu sprechen. Die analoge Betrachtung solcher Wörter, von denen das eine der Statistik entstammt und eine äußerliche Rubrizierung nach dem Lebensalter ausdrückt, das andere der Sittlichkeit, also einer Form des Verhaltens von Menschen zueinander, ist selbst schon eine Betrachtung aus dem Blickwinkel der Sprachstatistik. Es handelt sich um eine abstrakte Sprachbetrachtung, weil in ihr der formale Gesichtspunkt abstrahiert ist."

Der Philosoph Simon geht weiter. Er formuliert, daß Sprachkritik selbstverständlich nicht Kritik an den Tatsachen des modernen Lebens sein könne. Niemand wird ernsthaft bestreiten, daß die moderne Entwicklung eine Sprache der Ebenen, Sektoren, kurz eine Sprache des Systems entsprechend den Tatsachen der Technik, der Gesellschaft, der verwalteten Welt erfordert. Diese Sprache ist da. Die Sprachkritik hat einiges dazu getan, auf sie aufmerksam zu machen, sie in unvollkommenen Ansätzen zu sammeln und zu sichten. Vor allem im technischen und administrativen Sektor – ich spreche hier bewußt die Sprache der verwalteten Welt – ist diese neue Sprache da, die nach den Sinngruppen Organisation, Statistik und Funktion hier vorgeführt wird. Die Probleme dieser neuen rubrizierenden Sprache sind nicht damit erschöpft, daß man entweder zeigt, einzelnes sei schon länger im Gange – das bestreitet niemand – oder das Wort *Kleinkind* sei analog zu *Jungfrau* formal in Ordnung. Da fängt das Problem erst an. Ich zitiere Simon, der das Problem philosophisch scharf umreißt: „Soweit etwas nur als das gelten gelassen wird, als was es im System bestimmt ist, kann es eindeutig bezeichnet werden. Es fügt sich unter den Oberbegriff. Indem das Individuum selbst die Sprache des Systems spricht, drückt es aus, daß der Ge-

sichtspunkt des Systems zugleich sein eigener ist und es ihm von sich aus nichts entgegenstellt, etwa wenn jemand von sich selbst nur noch als *Verkehrsteilnehmer* spräche oder, um ein anderes Beispiel Korns zu nehmen, sein Kind ohne Widerstreben als *Kleinkind* eingruppiert. Solchen Wörtern ist gemeinsam, daß sie dem Verlangen nach Übersichtlichkeit entspringen, die sich immer nur herstellen läßt, wenn gleichzeitig etwas übersehen wird. Es ist richtig, daß es neue Sachverhalte waren, die viele dieser Bildungen, vor allem im technischen und administrativen Sektor, erforderlich machten. Die Einteilung des Lebens in solche Sektoren gehört selbst dazu. Die Frage ist nur immer, ob sich in solchen Sachverhalten nicht schon dokumentiert, was zu befürchten ist, nämlich daß der Mensch sich in sie wie eine Sache schon der Sprache nach, an der er Freiheit erfahren könnte, fügt. Er ‚verhielte' sich dann nicht mehr sprachlich, sondern eben sachlich zu seiner Umwelt, in einem ‚Verhalten', auf das selbst dies Wort schon nicht mehr zuträfe. Es wäre dann besser nur noch von ‚Reaktion auf Ereignisse' die Rede. Die Sprache entspräche nicht einmal mehr den Sachverhalten, weil *entsprechen* dem Wort *antworten* entspricht. Ein *entsprechendes* Verhalten ist freies Verhalten. Das ist unter Umständen nicht die Assimilation, sondern der Protest."

Wollte jemand einwenden, das sei Sprachphilosophie, nicht Linguistik, so wäre zu antworten, daß die Tatbestände der Sektorensprache, der statistischen Sprache, oder wie immer man sie nennen will, der Sprache philosophisch auf den Grund zu gehen zwingen. Hier scheint unanhängig von bestimmten Folgerungen, die eine sogenannte Sprachkritik etwa ziehen könnte, ein zentrales wissenschaftliches Problem vorzuliegen. An unserm Programmpunkt 2 – Sprache der Statistik – ist im Anschluß an *Kleinkind* das semantische Problem aufgeworfen worden, was und wie Sprache in diesem Modellfall und andern verwandten benenne oder bezeichne oder „worte". Solche Wörter sehen von dem, was Wort im Vollsinn Humboldts bis hin zu Weisgerber und seiner Schule war und ist, ab. Sie machen aus dem Wort eine eingeengte Bezeichnung, sozusagen in Hinsicht eines vorgegebenen Schemas oder Sektors. Solches Wort antwortet nicht, es ist nicht freies Wort. Mit solchem Wort fügt sich der Mensch dem Schema. Eine der Hauptaufgaben der Sprachkritik scheint zu sein, solche Unterscheidungen zu formulieren. Man kommt praktisch aus der Analyse zu dem Ergebnis, daß Sprachkritik und Sprachwissenschaft keine Gegensätze sein können.

In der Praxis mögen beide Betrachtungsweisen auseinandergehen. Da kann die Sprachkritik darauf aus sein, so etwas wie ein breiteres Sprachbewußtsein zu wecken, dies mit publizistischen oder literarischen Mitteln bis hin zum Pamphlet. Aber man möge das doch nun wieder nicht allzu billig abwerten, indem man spottet: Sie sprechen und schreiben selbst die korrumpierte oder domestizierte Sprache, die sie verdammen. Oder: Sie wollen einzelne Wörter indizieren und wissen nicht, was für ein ohnmächtiges und nutzloses Unternehmen sie sich anmaßen. Die Sprachkritiker drücken Stimmungen des Mißbehagens und Meinungen aus, die sehr viel allgemeiner verbreitet sind, als vielleicht manche wissen oder Wort haben wollen. Wenn die Sprachkritik auch vielfach wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügt, mangels entsprechender Ausbildung, mangels des dazugehörigen Rüstzeugs, nicht selten mangels Zeit, vor allem aber, weil die öffentliche Funktion dessen, was sich da als Sprachkritik langsam einspielt, eine andere ist als die der Wissenschaft, so scheint doch folgendes klargeworden zu sein: Die Sprachkritiker, auch wenn sie wie Sternberger, dem ich mich darin nicht anschließen kann, gute und böse Sprache unterscheiden, sind nicht so naiv zu glauben, sie könnten den Unmenschen oder den Ungeist oder den Schlendrian austreiben. Wozu sie aber einiges beitragen wollen und zu können glauben, das ist, die Reflexion auf Sprechen und Sprache in weiten Kreisen anzuregen und zu befördern. Man mag uns nachweisen, daß neben der Sprachglosse in der gleichen Zeitung gegen das gesündigt wird, was wir tadeln oder als falsch nachzuweisen suchen. Was beweist das? Man mag uns nachweisen, daß wir selbst die Sprache der verwalteten Welt schreiben oder reden. Was beweist das? Haben wir nicht in unsern Versuchen oft genug gesagt, daß es eine Sektorensprache gibt und daß sie in den zugehörigen Sachbereichen eine begrenzte Geltung hat, daß man sie sprechen muß? Haben wir uns nicht gerade dadurch Tadel zugezogen, daß wir zuviel Soziologie oder Kulturkritik oder zeitkritische Spekulation getrieben haben? Also haben wir doch zum mindesten jene allgemeinen Tatsachen ernst genommen und formuliert, denen gewisse Tatsachen in der Sprache unserer Zeit entsprechen. Die Leute im Land schreiben dem Zeitungsredakteur zu kaum einem Sachgebiet des allgemeinen kulturellen Teils so viel und so passioniert Leserbriefe wie zu den Sprachanalysen. Es scheint so etwas wie eine durch unseren Sprachzustand verursachte Unruhe zu geben. Es sei über eine Zuschrift eines Zeitungslesers berichtet, die

für viele andere stehen könnte. Aus Düsseldorf schrieb ein Schulrat vor einiger Zeit folgenden wahren Vorfall. Der Schulrat kommt auf einer belebten Straße der Stadt des Wegs, hört plötzlich das bekannte Geräusch kreischender Bremsen und quietschender Autoreifen auf Asphalt, sofort darauf den unguten Knall von Blech auf Blech. Dann einen Augenblick Stille, Menschen eilen zu einem Klumpen an den Unfallort. Unser Leser auch. Er berichtet. Es ist nicht viel geschehen. Blechschaden. Zwei Wagen der Mittelklasse. Aus jedem steigt ein Mann in jüngeren bis mittleren Jahren. Sie gehen, den bekannten verdrossen-grimmigen Blick wechselnd, auf den Schaden zu, besehen ihn. Nummer I redet auf Nummer II ein. *Sie können doch nicht mitten in der Stadt eine Vollbremsung durchführen.* Darauf Nummer II: *Sie irren, gerade mitten in der Stadt muß ich sagar eine Vollbremsung durchführen, wenn* usw. Darauf wieder Nummer I über *Vollbremsung durchführen.* Und Nummer II über *Vollbremsung durchführen.* Das Ganze zur Erheiterung und zum Entsetzen unseres Zufallsberichterstatters. Als die Polizei gekommen sei, habe auch die noch von *Vollbremsung durchführen* geredet. Natürlich ist der Vorfall harmlos. Es ist mir noch nicht berichtet worden, bei solchem Unfall habe jemand gesagt, ein *Kleinkind* sei totgefahren worden. Das Exempel zeigt eines: Wie weit diese Sprache in die Bezirke des Lebens, in denen ein menschlich empfindendes Wesen doch wohl anders sprechen sollte, eingedrungen ist. Vielleicht wendet man ein, die beiden Herren wüßten, daß man in dem typischen Falle, in dem es darum geht, wessen Versicherung zahlt, die Sprache der Versicherung spreche. Das ist es gerade! Daß erkannt wird, was für eine Sprache das ist und wo ihre Grenzen liegen!

Sprache der Funktion und des Funktionierens! Gemeint ist die technologische und die administrative Funktion im weitesten Sinne. Auch hier muß gesagt werden, daß es eine entsprechende Semantik gibt, wie es diese Realien gibt. Die Frage ist, wie die entsprechende Sprache aussieht, wie sie im einzelnen zu deuten ist und wo ihre Grenzen liegen. Der Funktionsbegriff der Sinnes- und Nervenphysiologie sowie der grammatische Sinn der Funktion von Sprachelementen sei ausgeschaltet. Wir meinen den logischen und mathematischen Sinn von Funktion, d. h. das Abhängigkeitsverhältnis zweier variabler Größen bzw. Größengruppen und die Tatsache, daß eine Veränderung immer eine Veränderung der anderen zur Folge hat. Auch dies Verständnis von Funktionen ist nicht speziell modern in dem

Sinne, daß es solches nicht vor dem Industriezeitalter gegeben hätte. Freilich sind speziell moderne Sachverhalte funktionaler Zusammenhänge gemeint. Es gibt eine allgemeine Entwicklung vom Substanzbegriff weg zum Funktionsbegriff hin. Das Wesen von etwas wird seit der modernen Entwicklung mehr und mehr als Funktion erfaßt denn als Substanz. Die alte Sprache benennt Umwelt substanziell. Eine neuere Sprache benennt sie funktionell, d. h. mit Beziehung auf eine andere Größe und von dieser abhängig. Wollte man als Beleg dafür Wörter wie *funktionieren* oder *Funktionär* oder *umfunktionieren* anführen, so bliebe das an der Oberfläche. Ich meine Sach- oder Vorgangsbenennungen und dazugehörige syntaktische Gefüge, in denen das Funktionelle der eigentliche Aussageinhalt ist. Das hat mit dem vorangegangenen Kapitel Mengenstatistik, Erfassung des Konkreten in statistischem Zusammenhang zu tun. Der Typus des Worts, das eine Person oder Sache in Funktion zu etwas bezeichnet, nimmt zu. Zum Beispiel: *Bedarfsträger, Unterhaltsträger, Werbeträger, Umsatzträger.* Die zusammengesetzten Wörter mit den Grundwörtern *Teilnehmer, Angehöriger, Mitglied* bezeichnen auch Funktionszusammenhänge, nicht nur Zugehörigkeiten. Wir kennen alle die Wendung *in meiner Eigenschaft als* z. B. Abgeordneter, Beamter, Versorgungsberechtigter. Sie bezeichnet nicht nur Zugehörigkeit und Zuständigkeit, sondern auch den Sprecher in funktionaler Relation zu diesem oder jenem Zusammenhang. Besonders für dieses Kapitel gilt, daß es kaum durch ein spezifisches Vokabular zu belegen ist, vielmehr durch Strukturen. Freilich kommt man der Sache nicht nur grammatikalisch bei. Ein in kritischer Absicht angelegtes Wörterbuch des technischen Funktionalismus, ein Unternehmen also, das nur zur Verdeutlichung bestimmter sprachlicher Sachverhalte oder Vorgänge dienen soll, wird alsbald als eine Art Index verborum prohibitorum mißverstanden und kritisiert. Mit dem richtigen Argument, daß der Sprachkritiker ja gerade der Versachlichung von Sprache Vorschub leiste, gegen die er im Namen der Freiheit des Sprechers angehe. So mögen die Exempel mit Vorbehalt verstanden werden. Man kann nicht anders als sich ans Wort halten. Die philosophische Analyse und Deutung hinge ohne Exempel in der Luft.

Eine wahre Geschichte, für die der Verfasser selbst bürgen kann, möge eingeschaltet sein: Mein Sohn Martin, zehn Jahre alt – er besucht die vierte Grundschulklasse (ich habe mein Kind nicht einfach, wie das heute so üblich ist, als *viertes Grundschuljahr* rubriziert) –,

Sohn Martin also kommt eine Stunde später aus der Schule, weil er zur Strafe für Lachen nachsitzen mußte. Auf die Frage, warum Martin dumm gelacht habe, erhalten die Eltern folgende Erklärung: Die Lehrerin erzählte in der hessischen Heimatkunde von Schloß und Herkules in Kassel. Als sie von den Kaskaden sprach, mußte Martin lachen. Warum lachte das Kind? Weil *Kaskade* der Name eines Waschmittels ist, das im Fernsehen regelmäßig vorkommt, und zwar mit Werbeslogan *Zwingt Grau'raus, zwingt Weiß'rein.* Dieses komische Verschen hatte der Junge im Sinn und fand *Kaskade* als Name eines Massenprodukts mit dem albernen Witzchen so besetzt, daß ihm die Wasserfälle des Kasseler Herkules oder vielmehr das neue Wort *Kaskade* verbaut war. Nun wird das Elternhaus in diesem Falle wohl in der Lage sein, Wort und Begriff und Anschauung *Kaskade* für das Kind doch noch frei zu machen.

Aber das wahre Histörchen könnte doch etwas zeigen, was ernst genommen werden muß. Daß wir im Zeitalter der Überproduktion, der Werbung und der Konsumenten, wie man unsere Gegenwart in diesem Zusammenhang charakterisieren muß, vor der Tatsache einer Inflation von Waren- und Produktnamen stehen. Josef Simon (Protokoll, S. 49) hat gesagt, kennzeichnender als einzelne Wörter aus einem fragwürdigen Wörterbuch des Konsumenten sei der Umstand, daß der Konsument in seiner Sprache nichts mehr ausdrückt.

„Wie die Dinge für ihn (den Konsumenten) ihre Erfüllung finden, indem sie ‚zum Verschwinden gebracht' werden (Simon setzt die Floskel in ironische Anführungszeichen!), so ist er verlegen, sie zu bezeichnen. Zuerst sagte man *Automobil.* Man verwendete einen technischen Ausdruck. Selbst die reduzierte Form *Auto* paßt nicht zu dem Verhältnis dessen zu diesem Gefährt, der es in kurzen Zeiträumen *abstößt.* Der *fahrbare Untersatz* ist Verlegenheit. *Wagen* hat sich gehalten, weil das Bezeichnete von Anfang an mit diesem Wort eher verkleidet als benannt war. Aus solcher Verlegenheit lösen sich Modewörter für dieselbe Sache gegenseitig ab (natürlich ist es nur dieselbe Sache, wenn man sie von dem Zweck ihrer Herstellung im Sinne der Befriedigung eines Bedürfnisses her und nicht im Sinne ihres Absatzes versteht). Es werden Wörter für ein Lebensalter, z. B. *Teenager,* und damit gewiß auch ein ‚neues Selbstgefühl' der entsprechenden Altersgruppe kreiert. Längst schon sprechen nicht nur Werbefachleute so. Daß vieles hier nur ironisch gemeint ist, ist gerade der tierische Ernst. Die Werbung hat bemerkt, daß die Abnehmer genau

an dem Punkt ihrer sich ironisch gebenden Verlegenheit gegenüber dem Verhältnis zwischen Sache und Name, in dem nichts deutlicher wird, erfaßt werden können."

Nun möge man nicht einwenden, daß es doch wohl die schiere Narretei und Donquichotterie sei, gegen die Warenwelt und die Produktnamen ankämpfen zu wollen. Dieser Einwand träfe das Problem nicht. Es geht darum, diese Art von Sprache, wenn denn solches überhaupt Sprache genannt werden darf, zu erkennen. Es geht darum, diese Unsprache, die nichts spricht, weil sie nichts deutlich macht, durch Reflexion aufzuheben. Wenn Sprachkritik und Sprachwissenschaft der Sprache der Überproduktion ihre Aufmerksamkeit zuwenden, dann wird es vielleicht möglich sein, die verheerenden Wirkungen, die von dem Warendeutsch ausgehen, einzugrenzen. Es geht hier nicht um einzelne Wörter. Es geht um eine Verdinglichung des Sprechens, die das aufhebt, was Sprache ist, Freiheit. Ich finde hierzu wichtige philosophische und anthropologische Gesichtspunkte bei Simon. Obwohl der Sprachkritiker gerade durch die Philosophen gewarnt sein sollte, diese Probleme philologisch zu behandeln, weil er sich dadurch den vielfältigsten Mißverständnissen aussetzt, muß er am Wort und am Satz bleiben, um deutlich zu machen, was gemeint ist. Freilich muß so viel Allgemeines referiert werden, daß das Sprachliche Exempel beweiskräftig werde. Ich zitiere (Protokoll, S. 51f.): „Freiheit kann eigentlich nicht verteidigt werden. Freiheit kann nur erfahrbar sein. In einer durch und durch genormten Sprache gibt es keine Freiheit... Die Kritik an der Sprachlosigkeit des Konsums impliziert die Forderung nach einer Sprache, die die Passivität des Konsums durchbricht. Das Hervortreten von Handlung ist das Hervortreten eines bestimmten Sprechens. Zurücktreten der Sprache ist auch Zurücktreten der Handlung. Die Kritik an der Sprache in der verwalteten Welt ist zugleich Kritik an der Sprachlosigkeit des Handelns: der Umwandlung der Handlung in Manipulation... Die Sprache der verwalteten Welt determiniert das Verhalten der Menschen. Nur in der Sprachreflexion können wir erfahren, wie determiniert wir sind... Die Technik hat in sich die Tendenz, sich absolut zu setzen. Daß die Reflexion darauf ebenso lebensnotwendig ist, zeigt sich erst in dieser Situation. Weil die technische Sprache den Menschen von der Wirklichkeit abdichtet, was auf seine Vernichtung hinausläuft, bedürfen die Menschen der konkreten Wirklichkeit, die das freiere Wesen der Sprache eröffnet."

In solchen Sätzen erblicke ich wohl nicht ganz ohne Grund mannigfaltige Bestätigungen der Konzeption, die meinem Buch „Sprache in der verwalteten Welt" zugrunde liegt. Daß die Probleme inzwischen auf das philosophische Gleis gekommen sind, scheint von hohem Nutzen zu sein. Doch wird noch viel Arbeit von denen zu leisten sein, die das Sprachmaterial selbst entscheidend aufarbeiten. Zwar bietet jedes einzelne Beispiel offene Flanken, einfach darum, weil ja das einzelne Wort erst im modernen Zusammenhang modern ist und in der Isolierung eine Abstraktion und lexikalische Fiktion ist und aus dem modernen Zusammenhang gelöst, sich gleichsam historische Blößen gibt. Die aus vorgestanzten Schablonen, aus Matrizen, aus Plakatsprüchen Werbeslogans und vorgefertigten, warenähnlichen Prägungen entstandenen Vokabulare und das Wörterbuch der politischen Manipulation liefern hervorragendes Material. So hat etwa Höllerer in seinem zusammenfassenden Referat „Zur Sprache im technischen Zeitalter"[6] das Beispiel der Sprache des Kulturbetriebs der SED angeführt. Es dürfte eine Verkennung des Problems sein, wenn Peter von Polenz solche Betrachtungsweise damit abtun will, daß die also operierende Sprachkritik die Gebrauchssprache der rationalisierten Welt mit den Maßstäben höherer Stilarten messe.[7] Was von Polenz die Gebrauchssprache der rationalisierten Welt nennt, ist – nicht an höherem Stil, wie Polenz meint, sondern am Kriterium der Freiheit von Sprache überhaupt zu messen. Wir haben in allen Stilregionen, unteren und oberen, eine Gebrauchssprache der Gebrauchsanweisung, anders ausgedrückt der Wortformeln, der Wortschablonen oder eine Sprache, die deshalb keine Sprache mehr ist, weil sie nichts mehr ausdrückt. Die Konsumentensprache dringt in die Politik, in das Feuilleton, in eine fragwürdige Literatur, die ehrlicher Feature genannt wird. Dem Sprachwissenschaftler Herbert Kolb ist zu danken, daß Beispiele für die monotone Aneinanderreihung von Wortplakaten im seriellen Satz bereits aus dem Jahre 1897 nachgewiesen werden können. Ich habe die Bildungen mit *-mäßig* in Verdeutschungswörterbüchern des Deutschen Sprachvereins aus dem Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen. Was folgt aus solchen historischen Aufweisen? Daß die verwaltete Welt oder das technische Zeitalter oder das der Industrie mit ihren Anfängen in das 19. Jahrhundert hineinreichen! Wird damit die Deutung dessen, was da vorliegt, entwertet? Es schiene eine

[6] Deutsch, gefrorene Sprache, S. 195. [7] Ebd., S. 111.

lohnende Aufgabe dieses Instituts, in dem Maschinen zur Datenverarbeitung zur Verfügung stehen, die Häufigkeit von Wendungen und Strukturen ermitteln zu lassen, die auf Verbalschwund, Substantivierungstendenzen, plakathafte Formeln und ähnliches deuten. Man könnte die Sprache der Werbeslogans statistisch nach bestimmten Mustern sortieren. Vielleicht könnte man die Ausstrahlung dieser suggestiven Sprache in die Umgangssprache, in den Schulaufsatz, in die Sprachschablonen der Journalistik und vielleicht gar in Regionen, die gewöhnlich als die höheren gelten, untersuchen. Das alles gehört in das Kapitel Konsumentensprache oder Sprache, die nicht spricht, sondern manipuliert.

Es ist mehrfach mit guten Gründen darauf hingewiesen worden, daß Sprachkritik sich selbst desavouiere, wenn sie bestimmte Vokabulare zusammenstelle. Damit mache sie sich selbst jener Verdinglichung von Sprache schuldig, die sie aufzudecken und einzugrenzen suche. Der Ansatz der Untersuchung am einzelnen Wort ist ein methodischer Zwang. Hier nun betreten wir ein Feld, das sich mit dem linguistischen im traditionellen Sinne kaum überdeckt. Dabei haben wir uns der großen Leistung des Karl Kraus zu erinnern. Für das, was dieser Mann vollbracht hat und wofür man ihn gefürchtet und gehaßt hat – nicht die Professoren haben ihn gefürchtet und gehaßt, sondern die Journalisten –, dafür finde ich bei Helmut Arntzen eine ebenso klare wie treffende Bezeichnung. In seinem Beitrag zu „Deutsch, gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land," schreibt Arntzen:

„Sprachkritik, die weder Interpretation noch Linguistik ist, fragt nicht, was hier denn gesagt werden solle, noch erklärt sie, was es grammatikalisch-syntaktisch zu sagen habe. Sprachkritik sucht einzig so exakt als möglich zu bestimmen, was gesagt sei. Das ist nur dann kein Pleonasmus, wenn vor Augen steht, daß ein mit sich identischer Text keiner sprachkritischen Betrachtung bedarf." Im Anschluß daran untersucht Arntzen an drei Beispielen Texte, die nicht mit sich identisch sind. Man hat richtig bemerkt, daß an der Sprachkritik die Tendenz des Entlarvens auffalle. Entlarven ist ein Wort mit einem Unterton von Bosheit: sagen wir also mit Arntzen lieber aufdecken, was an einem Text oder einer Sprache nicht mit sich identisch ist. Einiges sei unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses Sprachwissenschaft – Sprachkritik zusammengefaßt. Die Fragestellungen der Sprachkritik, so ausgreifend und so spekulativ sie und so unbefriedigend ihre bisherigen Ergebnisse sein mögen, scheinen

wissenschaftlicher Überprüfung dringend zu bedürfen. Ich kann mich nicht damit begnügen, daß der Linguist strenger Observanz erklärt, philosophische oder soziologische oder andere Probleme, mit denen sprachliche Vorgänge zusammenhängen, lägen außerhalb seines Forschungs- und Fachgebiets. Wenn in diesem Institut Datenverarbeitung und Maschinen zur Datenverarbeitung in Dienst gestellt werden, dann könnte man zunächst einmal genaue Erhebungen über die Häufigkeit von solchen sprachlichen Erscheinungen anstellen, die bisher mehr oder weniger versuchsweise als spezifische Neuheiten bezeichnet worden sind. Ein schwacher Punkt vieler sprachkritischer Bemühungen war der Versuch, sprachlichen Ausdruck oder sprachliche Symptome linguistisch zu untermauern. Die Sprachkritik ist durch die Sprachwissenschaft zu größerer Vorsicht bei linguistischen Ausflügen ermahnt worden. Ich meine, der Zeitpunkt sei gekommen, daß die Sprachwissenschaft die Arbeit der Sprachkritik mit übernimmt. Sie hat dazu die Zeit, den Auftrag, die Arbeitsmöglichkeiten, die Berufungen. Von Sternberger, Süskind und anderen habe ich schon lange keine neuen sprachkritischen Arbeiten mehr gelesen. Der Elan ist zwar ungebrochen. Die von einigen ausgelöste Bewegung geht, wie Höllerers Zeitschrift „Sprache im technischen Zeitalter" zeigt, weiter. Da scheint die wünschenswerte Zusammenarbeit von Sprachkritik und Sprachwissenschaft bereits versucht zu werden. Es kann doch nicht richtig sein, daß eine so respektable und alte Wissenschaft wie die Linguistik sich den merkwürdigen Phänomenen eines Unbehagens an der Sprache verschließt. Wenn aus den Vereinigten Staaten Stimmen von Leuten der Emigration zu uns dringen, worin unser Unbehagen in Ressentiment umschlägt, dann ist es richtig, diese mehr stimmungshaften Auslassungen scharf und genau zu untersuchen und ihren geringeren Erkenntniswert festzustellen. Das berechtigte Mißtrauen der Sprachwissenschaft gegen solche verschwommenen Erklärungen sollte aber nicht dazu führen, daß man sich nun in der Linguistik einmauert. Von der Hinzuziehung einiger Sprachphilosophen könnten wertvolle Klärungen der Probleme kommen, die die Sprache der Gegenwart uns aufgibt. Es kann doch wohl nicht sein, daß man das Thema mit dem Spruch ad acta legt: „Alles schon mal dagewesen. Nichts Neues unter der Sonne".

Sprachkritik und sprachwissenschaftliche Methodik

Von Peter v. Polenz

In einer Zeit, in der das allgemeine Interesse für gegenwartbezogene Sprachbetrachtung so erfreulich gewachsen ist und die Probleme des heutigen Sprachlebens so dringend geworden sind, ist eine Auseinandersetzung zwischen Sprachkritik und Sprachwissenschaft unumgänglich, zumal dieser Gegensatz sich als These und Antithese schon fruchtbar ausgewirkt hat auf die Beschäftigung mit Bereichen der deutschen Sprache, die in der traditionellen deutschen Philologie vernachlässigt worden sind. Diese Auseinandersetzung rührt an die Grundfragen der Sprachentwicklung und an die Grundfragen des Verhältnisses zwischen Sprechen und Denken und des Verhältnisses zwischen Sprache und Sprachgemeinschaft. Man könnte in dieser Streitfrage von der Sprachphilosophie her eine Lösung erhoffen. Aber solche Versuche scheinen mir vorerst nicht sehr fruchtbar zu sein, denn beide Seiten könnten sich so oder so auf ihren Plato oder auf ihren Humboldt, auf den energeia-Begriff oder auf die Humanität berufen, oder auf den soeben von Herrn Korn aufgerufenen Begriff der Freiheit. Viel wichtiger und gerade für die künftige Arbeit des Instituts für deutsche Sprache nützlicher scheint es mir zu sein, die methodologischen Verfahrensweisen der Sprachbetrachtung im Zusammenhang mit der wissenschaftsgeschichtlichen Situation zu überdenken. Ich möchte deshalb nicht von Theorien ausgehen, sondern von einigen Beispielen der Sprachkritik, deren Fragestellungen und Denkweisen sich mit sprachwissenschaftlicher Methodik nicht vereinbaren lassen.

I.

Gerhard Storz hat in seinem Aufsatz „Mißtrauen gegen die Sprache?"[1] über die „Macht des Schlagwortes" gehandelt und über die „Bereitschaft zur hurtigsten Übernahme neu auftauchender und meist recht ungeklärter Redeweisen", und zwar u. a. am Beispiel des Wortes *Schnulze*. Er bezeichnet dieses neue, aber populäre Wort als ein „mir unbekanntes Wort aus einem von mir nie vernommenen Dialekt oder Jargon. Ich weiß nicht, was *Schnulze* genaugenommen bedeutet oder was es bisher bedeutet hat, und ich preise mich glücklich, daß mein Beruf, jedenfalls bis jetzt, zu seinem Gebrauch mich nicht verleitet. Wohl aber sehe ich mit Betrübnis, daß einige Freunde, deren Nichtwissen wahrscheinlich dem meinigen gleicht, es wieder und wieder in ihren letzten Kritiken schreiben."

Es geht hier nicht um die Frage, ob ein Kultusminister über eine weitverbreitete kultursoziologische Erscheinung unserer Zeit und über die musikalischen Bedürfnisse eines großen Teils seiner Wähler Bescheid wissen muß oder nicht. Storz spricht hier als Sprachkritiker, und als solcher verwendet er nur einen beliebten Topos der Sprachkritik, nämlich die Denkfigur: Ein neues Wort in aller Munde, also ein Schlagwort, also ein schlechtes Wort, noch dazu ein Wort für eine moderne, kulturlose Sache, die ich ablehne; also lehne ich auch das Wort ab.

Die Antipathie gegen das neue Wort wird hier noch dadurch verstärkt, daß seine Herkunft und Bildungsweise unbekannt ist. Das Wort scheint nicht etymologisierbar zu sein, und sein Sinn ist nicht aus einer bestehenden Wortfamilie ableitbar. Die etymologische Forschung hat bisher drei verschiedene Möglichkeiten der Herleitung angeboten:

1. Sprechfehler des Leiters der Musikabteilung im NWDR, H. H. Spitz, in Anlehnung an *Schmalz*, 1948 (F. Kluge – W. Mitzka, Etymologisches Wörterbuch d. dt. Sprache, 18. Aufl. 1960, S. 673, mit weiterer Literatur).

2. Um 1950 wohl nach dem Familiennamen *Schulze* mit sentimentalisierendem n-Infix, als männliches Pendant zu *Lieschen Müller;* als Name eines Kritikers billiger Lieder schon 1892 (H. Paul – W. Betz, Dt. Wb., 5. Aufl. 1963, Sp. 567, mit weiterer Literatur).

3. Verhochdeutschende Substantivbildung aus niederdt. *snulten* ‚überschwenglich reden, gefühlvoll tun', verwandt mit *snulle* ‚nett, angenehm, lieb'; schon gegen 1930 in Berlin oder 1941–1945 in Norwegen gehört

[1] Neue deutsche Hefte 1957/58, H. 4; Neuabdruck in: Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land?, hrsg. von Fr. Handt, Berlin 1964, S. 114ff., Zitate S. 118f.

(H. Küpper, Wb. d. dt. Umgangssprache, Bd. II, 1963, S. 259; ähnlich: Duden, Etymologie, 1963, S. 618).

Wir brauchen uns zwischen diesen drei Möglichkeiten nicht zu entscheiden, denn Etymologie ist eine gelehrte diachronische Denkweise, die bei der Frage nach Wert oder Unwert eines Wortes nicht weiterhilft. Das Wort *Schnulze* hat sich gerade wegen seiner etymologischen Unmotiviertheit so schnell überall verbreitet, nicht anders als ein halbes Jahrhundert vorher das sinnbenachbarte Wort *Kitsch,* dessen Herkunft ebenfalls nicht ganz geklärt und dem normalen Sprachteilhaber unbekannt ist und das uns doch längst unentbehrlich geworden ist. Die semantische Leistung eines Wortes hängt keineswegs von seiner Ableitbarkeit ab. Das sprachliche Zeichen ist beliebig und kann deshalb unmotiviert sein; die etymologische Motiviertheit kann, aber muß nicht hinzukommen.[2] Wir nehmen ja auch keinen Anstoß an Wörtern wie *Lied* oder *Arie: Lied* ist etymologisch dunkel und im heutigen deutschen Wortschatz völlig isoliert; und die Bedeutung von *Arie* ist, weil das Wort aus dem Italienischen entlehnt ist, innerhalb des Deutschen nicht weiter ableitbar und braucht es auch nicht zu sein. Im Leben der Sprache spielt die diachronische Frage nach der Herkunft keine Rolle.

Die ablehnende Haltung vieler Sprachkritiker gegenüber neuen, nicht ableitbaren Wörtern ist beeinflußt von der zu einseitig diachronischen Blickrichtung der älteren, der historisch-philologischen und vergleichenden Sprachwissenschaft und von der uralten Überschätzung der Etymologie, die auf sprachmythische Vorstellungen der Antike zurückgeht. Im Bereich des Deutschen kommt noch die Kompositions- und Ableitungsfreudigkeit hinzu. Seit langer Zeit sind, besonders im wissenschaftlichen und amtlichen Sprachbereich, neue Wörter fast immer nur durch Zusammensetzung oder Ableitung aus alten Wortstämmen gebildet worden; oder neue Bedeutungen alter Wörter sind durch metaphorischen Wortgebrauch entstanden. Die Folge davon ist, daß die Wörter immer länger, die mehrgliedrigen Zusammensetzungen immer zahlreicher werden und daß die alten Wortstämme mit einer großen Zahl von Bedeutungen überlastet sind. Man denke nur an die vielfältige Polysemie des Wortes *Gesellschaft* und seiner Ableitungen und Zusammensetzungen. Der besorgt in die Zukunft blickende Sprachbetrachter sollte es durchaus positiv werten, daß

[2] Vgl. F. de Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, 1931, S. 79ff.

hier einige Lehnwörter und Lehnwortableitungen, wie *sozial, Soziologie, Sozialismus, Partei, Club, Zirkel, Party, Team,* eine lexematische Bereicherung dieses Wortfeldes gebracht und uns die Notwendigkeit erspart haben, alles dies von wenigen deutschen Wörtern wie *Gesellschaft, Verein* oder *Gruppe* ableiten zu müssen.

Daß in einer modernen Kultursprache ständig neue Wörter entstehen müssen, bestreitet niemand. Aber Sprachreiniger, die die Sprache gegen Neuerungen glauben schützen zu müssen, wollen diese lexikalische Anreicherung der Sprache auf die Ableitung von alten, gewohnten Wortstämmen beschränken, wollen der Sprachgemeinschaft also zumuten, sich mit dem doch begrenzten und weithin überalterten Vorrat an Wortstämmen aus dem urzeitlichen Indogermanischen zu begnügen. Sie lassen allenfalls noch gelten, was etwa bis zum 18. Jahrhundert zu diesem Erbwortschatz durch Entlehnungen hinzugekommen ist. So bekämpfen sie das, was den modernen Verfahrensweisen des menschlichen Geistes angemessen ist, nämlich die Einführung neuer Wortstämme durch Entlehnung aus anderen Sprachen, aus Fachsprachen, aus Dialekten oder aus der Umgangssprache, und die Einführung neuer Wortstämme durch Bildung von Abkürzungswörtern. Die Entlehnung aus der Fremde hat man als ‚volksfeindlich' verketzert, die Entlehnung aus der Unterschicht als eine ‚Vulgarisierung' oder ‚Nivellierung' der deutschen Sprache, und die Abkürzungsmode hat man nacheinander den Juden, den Bolschewisten und dann den Nazis in die Schuhe geschoben. Die Bildung von Abkürzungswörtern ist aber die einzige produktive Möglichkeit moderner Sprachen, ohne Entlehnung neue Wortstämme zu bilden, da die uralte Art der Wortschöpfung, die Entstehung von Onomatopoetika, kaum mehr vorkommt oder von dem auf die Ableitung eingeschworenen normativen Sprachgefühl der modernen Sprachkultur abgelehnt wird. Der heutigen deutschen Sprache wird die spontane onomatopoetische Wortschöpfung offenbar nicht mehr zugestanden. So ist es kein Wunder, wenn Sprachkritiker mit kulturbewußter Entrüstung ein Wort wie *Schnulze* ablehnen, weil es aus der sprachsoziologischen Unterschicht stammt und nicht ableitbar ist. Die lautsymbolische Wirkung[3] dieses Wortes wird dabei nicht bemerkt

[3] Das Wort kumuliert artikulatorisch-akustische Merkmale eines körperlich-sinnlichen Wohlbehagens, ähnlich wie *schnalzen, schnarchen, schneuzen, schnüffeln, Schnuller, schnuppern, schnurren, schmatzen, schmauchen, schmausen, schmecken, schmeicheln, schmunzeln, schmusen.* Unabhängig von ihrer jeweiligen Herkunft bilden alle diese Wörter heute ein lebendiges onomatopoetisches Wortfeld.

oder aber als urtümlich emotionale Art der Wortmotivierung ebenso verdächtigt, wie sein rascher Erfolg verdächtigt wird.
Nun berechtigen aber die Lautsymbolik und der Erfolg des Wortes allein noch nicht zu einer Bewertung. Die eigentliche Ursache, die Vorbedingung für ein solches wortgeschichtliches Ereignis, ist im Bereich des Wortinhalts zu suchen. Im Falle der Schnulze war ein allgemeines Bedürfnis der Sprachgemeinschaft nach Benennung eines bis dahin nur ungenügend bezeichneten aktuellen Begriffs entstanden. Dieses starke Bedürfnis zeigt sich schon äußerlich in der reichen Produktivität, die das Wort schon in den fünfziger Jahren entfaltet hat. Küpper verzeichnet (a. a. O. II, S. 259, 303) eine große Zahl von Ableitungen und Zusammensetzungen aus dem Wort *Schnulze,* von denen nur die wichtigsten genannt seien: *schnulzen, verschnulzen, Verschnulzung, schnulzig, schnulzenselig, Schnulzer, Schnulzistin, Schnulzenkönigin, Schnulzenseele, Schnulzival, Schnulzomat, Schnulzenvitrine, Schnulzenorgel, Schnulzenbunker, Schnulzenstreifen, Schnulzenrolle, Schnulzensender* usw.
Wer der Sprachgemeinschaft[3a] vorwerfen wollte, sie habe dieses Wort nur deshalb so rasch angenommen und wortbildungsmäßig weiterwirken lassen, weil sie willenlos der Macht des ‚Schlagwortes' ausgeliefert sei, der entmündigt die Sprachgemeinschaft und verkennt völlig, daß solchen wortgeschichtlichen Vorgängen dringende Benennungsbedürfnisse zugrunde liegen, die nicht vom Wort geweckt werden, sondern von der Sache. Die Sache ‚Schnulze' war längst vorhanden; sie hatte in den letzten Jahrzehnten in Rundfunk und Kino derart überhandgenommen, daß es höchste Zeit war, sie mit einem kurzen, gegenüber verwandten Erscheinungen deutlich differenzierenden Wort zu benennen.
Für diese typisch deutsche süßlich-rührselige Gattung musikalisch-sprachlicher Gebrauchskunst in der Form des Liedes, des Films oder Theaterstücks gab es vorher, besonders in den dreißiger Jahren, nur die vulgärsprachlichen Metaphern *Schmalz* und *Schmachtfetzen.* Ihr Bildgehalt ist noch heute so stark und wirkt so peinlich konkret, daß sie nur scherzhaft verwendet werden können. Wenn eine Metapher in unserer von Metaphern übersättigten Sprache durch ein kurzes und

[3a] Um aus gegebenem Anlaß einer Unterstellung zu begegnen, sei darauf hingewiesen, daß *Sprachgemeinschaft* keineswegs ‚Volksgemeinschaft' bedeutet, sondern wie in der internationalen linguistischen Terminologie *(communauté de langue / language community)* zu verstehen ist; vgl. F. de Saussure, a. a. O., S. 16f., 267ff.; A. Martinet, Grundzüge der allg. Sprachwiss., 1963, S. 133ff.

etymologisch unmotiviertes neues Wort wie *Schnulze* ersetzt werden kann, so ist das zweifellos ein Gewinn für die Wortschatzstruktur. Die Sache kann nun auch direkt und ohne störende bildliche Nebenvorstellungen benannt werden. Aus dem gleichen Grund hat sich das moderne Lehnwort *Hobby* so schnell und erfolgreich gegen die heute sinnlos gewordene Metapher *Steckenpferd* durchgesetzt.

Die traditionelle schriftsprachliche Möglichkeit der Zusammensetzung aus vorhandenen Wortstämmen hätte bei der Benennung dieser Massenproduktion von Rührseligkeit sicher nicht so durchschlagenden Erfolg gehabt. Als sinnverwandte Wörter hätten sich zwar *Schlager* und *Kitsch* angeboten, die aber beide einen viel weiteren Bedeutungsumfang haben (es gibt Schlager und Arten von Kitsch, die nicht rührselig sind), also Komposita mit dem Bestimmungswort *Rühr-, Rührselig-* oder *Rührseligkeit* erfordern würden. Aber ein Kompositum wie *Rührschlager* (etwa nach dem Vorbild von *Rührstück*) hätte den Begriff zu sehr auf die formale Gattung des Liedes beschränkt;[4] die bei *Schnulze* inzwischen eingetretene Ausweitung auf rührselige Filme und Theaterstücke wäre dabei nicht möglich gewesen. *Schnulze* hatte den Vorteil, Produkte einer inhaltlich-stilistischen Gattung unabhängig von der formalen Gattung zu bezeichnen. Ein Kompositum mit *Kitsch* (etwa *Rührkitsch*) hätte sich für dieses Benennungserfordernis ebenfalls weniger geeignet, da *Kitsch* als kollektives ‚Massenwort'[5] (wie *Sand, Holz, Geld,* teilweise auch *Kunst, Prosa, Musik,* übrigens auch die erwähnte Metapher *Schmalz*) nicht als ‚Individuativum'[6] mit unbestimmtem Artikel und im Plural verwendet werden kann, also nicht das einzelne Produkt bezeichnen könnte; man kann nicht sagen: *er singt einen Rührkitsch, er singt Rührkitsche.* Das einstämmige, etymologisch unmotivierte Wort *Schnulze* hatte den sprachökonomischen Vorteil, einen gemeinsamen Wesenszug mehrerer formaler Gattungen und zugleich das einzelne Produkt zu bezeichnen. Eine Lücke im Begriffsfeld ist kurz und prägnant ‚gewortet' worden.

Ein Bedürfnis nach Benennung dieser kultursoziologischen Massenerscheinung des technischen Zeitalters hatten aber nicht nur und

[4] So z. B. im Englischen, wo *to croon, crooner* und *croon song* auf das Singen sentimentaler Lieder beschränkt ist. Etwas dem dt. *Schnulze* oder *Schmachtfetzen* Entsprechendes gibt es im amerikanischen Slang: *tearjerker* „Tränendrücker".

[5] Vgl. E. Leisi, Der Wortinhalt, seine Struktur im Deutschen und Englischen, 2. Aufl. 1961, S. 32f.

[6] a.a.O., S. 26ff.

nicht einmal so sehr ihre Verbraucher, sondern die Gegner der Sache, z. B. die Kritiker, über deren Sprachgebrauch Storz sich entrüstet. Tatsächlich wird das Wort auch heute weniger von denen verwendet, die eine Schnulze einen *schönen* oder *ergreifenden* Schlager oder Film nennen, als vielmehr von denen, die solche billige Unterhaltung ablehnen oder sich über sie lustig machen.[6a] Und wer die Schnulze etwa bekämpfen will, sollte dankbar sein, daß ihm die noch immer nicht ganz abgetötete wortschöpferische Kraft der deutschen Sprache mit dem Wort die Möglichkeit gegeben hat, das Objekt seiner Bemühungen wenigstens zu benennen. Eine Kulturkritik, die unter der Maske der Sprachkritik die Benennung ihres Gegenstandes verdächtigt oder zu verhindern sucht, irrt an den sprachlichen Problemen unserer Zeit vorbei.

Eine sprachwissenschaftliche Objektivität erstrebende Sprachbetrachtung hat jedenfalls keinerlei Anlaß, einem Wort wie *Schnulze* einen Minderwert zuzuerkennen. Maßstab für die Sprachwertung ist allein die inhaltliche Leistung und sprachsoziologische Geltung. Neuheit und etymologische Unmotiviertheit eines Wortes sind kein Kriterium für seine Bewertung. Der konventionelle außersprachliche Minderwert der bezeichneten Sache darf nicht auf die Bewertung ihrer Bezeichnung übertragen werden. Sprache ist kein Luxusgegenstand; sie dient nicht nur der Benennung des Schönen und Guten, dient nicht dem Verschweigen des Häßlichen und Schlechten, sondern steht als Mittel zur Erschließung der Welt in ihrer Ganzheit jenseits dieser ästhetischen und moralischen Kategorien.

II.

Nun ein anderes Beispiel verfehlter Sprachkritik. Hans Magnus Enzensberger hat in seiner ausführlichen Besprechung des zweiten Bandes von Heinz Küppers ‚Wörterbuch der deutschen Umgangssprache'[7] ein „unsanftes Erwachen" prophezeit, das uns – „den gebildeten Kreisen" – bevorstehe, nachdem der von philologischer Lexikographie bisher meist ignorierte Wortschatz der heutigen deutschen Umgangssprache in diesem „ersten plebiszitären Wörterbuch

[6a] Vgl. J. Stave, Die Schnulze, Muttersprache 68, 1958, S. 305f. („Ein Wort der Abwehr und Polemik" – „Wohlan – wir haben es, und alle Kulturkritiker schwingen es wie eine Keule über ihrem Haupte").

[7] Der Spiegel, Nr. 14/1963, S. 84f.

der Welt" gebucht worden ist. Der Terminus ‚Umgangssprache' trifft allerdings für Küppers Wörterbuch nicht zu; der größte Teil seines Materials kann nur als ‚Vulgärsprache' (im Sinne von gröbstem Sprachgebrauch auf niederster und intimster Stilebene) bezeichnet werden. Erst durch Küppers Werk, meint Enzensberger, erhielten wir einen „Begriff von der Farbigkeit, dem fadenscheinigen Witz, der Arroganz, der erfinderischen Phantasie, der Bösartigkeit, der Vulgarität und der Roheit, deren die deutsche Sprache heute fähig ist". Er verallgemeinert also ‚Vulgärsprache' zu ‚deutsche Sprache', und mit dem „heute" scheint er anzudeuten, daß es früher einmal nicht so war, zumal er auch in seinem Hinweis „Ähnliche Zustände sind allerdings auch in anderen Ländern eingerissen" diese Zustände für neu erklärt.

Vor dieser Vorstellung einer Abwärtsentwicklung der deutschen Sprache muß gewarnt werden, denn sie ist nicht beweisbar. Wir haben aus früherer Zeit, etwa aus dem beginnenden 19. Jahrhundert, leider keinen ‚Küpper', können also nicht sagen, wie „arrogant", „bösartig", „vulgär" oder „roh" man etwa zur Zeit Goethes auf der Gasse oder im Wirtshaus gesprochen hat. Wenn man die Bewertung der heutigen Vulgärsprache in zeitkritischer Absicht mit dem uralten Mythos vom ständigen ‚Sprachverfall'[8] verbindet, so hat das bedenkliche, ja sogar politisch gefährliche Folgen. Das zeigt sich unübersehbar in Enzensbergers Schlußbemerkung:

„Deswegen bin ich froh darüber, daß Küpper die Sprache unseres Umgangs ans Licht gebracht hat. Diese Sprache verzichtet auf Halbtöne. Sie hat ein gußeisernes Gewissen. Sie ist keiner Verstellung fähig. Sie sagt die Wahrheit über die Verfassung, in der sich unser Land befindet. Deutsche, lernt Deutsch! Ach, wir können es schon. Das Wörterbuch des Unmenschen ist unser eigenes."

Enzensberger scheint damit sagen zu wollen, die Vulgärsprache sei der wahre Spiegel des Sprachgeistes der heutigen Deutschen, und da sie dem ‚Wörterbuch des Unmenschen' zuzurechnen sei, denken die Deutschen, wenn sie so sprechen, unmenschlich. Die Wirkung einer solchen sprachkritischen Ansicht wäre nun kaum (im Sinne der vermutlichen Absicht des Sprachkritikers) in einer Besserung dieses Zu-

[8] Vgl. Fr. Tschirch, Wachstum oder Verfall der Sprache?, Muttersprache 75, 1965, S. 129ff., 161ff.; A. Borst, Der Turmbau zu Babel, Bd. I, 1957; ders., Die Geschichte der Sprachen im abendländischen Denken, Wirkendes Wort 10, 1960, S. 129ff.

standes zu erwarten, denn die Vulgärsprache lebt in einer soziologischen Schicht und in Gesprächssituationen, auf die Sprachpflege und Spracherziehung noch niemals einen wesentlichen Einfluß gehabt haben und auch niemals haben werden. Auch die strengsten gesellschaftlichen Verbote können nicht verhindern, daß selbst der Tabuwortschatz weiterlebt und weiterwächst. Sprachpflege und Spracherziehung haben nur die Möglichkeit, die große Mehrheit der Sprachteilhaber dazu zu bringen, den Vulgärwortschatz in öffentlichen Gesprächssituationen und im Schreibgebrauch zu meiden. Daß der Vulgärsprache immer ein gewisser Restbereich verbleibt, kann nicht moralisch – etwa mit dem privaten Dualismus ‚menschlich/unmenschlich' – erklärt werden, sondern nur anthropologisch und gruppenpsychologisch, und zwar über die Nationalitätsunterschiede hinweg.

Eine Wirkung solcher Art von Sprachkritik – ob beabsichtigt oder nicht – ist vielmehr im Bereich der Kulturpolitik zu erwarten oder wenigstens als möglich anzunehmen, vor allem eine Wirkung auf das Bild, das man sich im Ausland über die Mentalität und die politische Moral der Deutschen macht. Wenn sich im Nachkriegsdeutschland die traditionelle Geringschätzung der Gebildeten für die niederen, geistlosen Sprachschichten mit politischer Gesinnungskritik verbindet, könnte daraus die Meinung entstehen, die deutsche Katastrophe der Jahre 1933–1945 sei von einer Unmenschlichkeit und einem Ungeist verursacht worden, die im Bereich des niederen Alltagslebens gewisser Bevölkerungsschichten geherrscht hätten und womöglich noch heute herrschten. Damit würde die Tatsache verschleiert, daß die Verführung zu Rassenstolz und nationalistischer Überheblichkeit ja gerade von ‚oben' her über uns gekommen ist: von den hochtönenden Reden und Schriften der politischen Ideologen und der mythisierenden Verkünder einer neuromantischen Auffassung des Volksbegriffes und der Geschichte.

Die Sprachkritiker suchen die ‚Verführungsmacht' der Sprache mit Vorliebe in den niederen Sprachschichten, im zur Formel erstarrten Sprachgebrauch der Bürokraten (Sternberger, Storz, Süskind, Korn) und der Leute „in jedem Vorortzug" (Enzensberger), die sich gegen Unterstellungen nicht wehren können. Sie sollten sie lieber dort suchen, wo wirklich mit Sprache getäuscht und verführt wird, zum Beispiel in den großen Schlagwörtern von Politikern in Sonntags- und Wahlreden. Die Absichten der Sprachkritiker sind sehr moralische

und ehrenwerte: Sie wollen zur Demokratisierung beitragen. Aber weil sie – ohne es zu wissen – noch von der aristokratischen Sprachnormung des 17. bis 19. Jahrhunderts beeinflußt sind, in der die nichtliterarische Sprache und die Sprache des ‚Pöbels' abgewertet wurde, ist ihre Perspektive verzerrt.

Wegen solcher möglichen politischen Wirkungen darf die deutsche Germanistik zu dieser Art von Sprachdeutung nicht schweigen. Sie hat dringenden Anlaß, ja die Pflicht, solche in sprachkritischer Publizistik geäußerten Ansichten über den heutigen Zustand der deutschen Sprache kritisch zu überprüfen und den eigenen methodologischen Standort deutlich zu erklären. Zu Enzensbergers Urteil über die deutsche Vulgärsprache sind zunächst zwei allgemeine Einwände zu erheben:

1. Der Sprachkritiker urteilt über einen Wortschatz, den er selbst und die meisten seiner Leser nicht verwenden bzw. nicht kennen („unsanftes Erwachen"). Sie gehören also im allgemeinen nicht zu der Gruppe von Sprachteilhabern, zu deren Sprachbesitz und Sprachgebrauch dieser Wortschatz gehört. Autor und Leser sind hier also in der Gefahr, in diese Sprachschicht Assoziationen, Wertungen und Motive hineinzudeuten, die den Sprechern selbst fremd sind und die sie deshalb als Unterstellungen ablehnen würden.

2. Als Quelle für seine Sprachwertung benutzt er ein Wörterbuch, das in der herkömmlichen Weise die Wörter und Wendungen als aus der Sprachstruktur isolierte Einheiten in alphabetischer Reihenfolge darbietet. Da der eigene Sprachbesitz und das eigene Sprachgefühl des Autors und der meisten Leser aus den unter 1. angeführten Gründen nicht ausreichen, um den strukturellen Zusammenhang, in diesem Falle die sprachinhaltlichen Bindungen und Trennungen dieser Einzelwörter und Wendungen zu erkennen, berechtigt die alphabetisch-isolierende Anordnung der Quelle allein nicht zu Urteilen über die mit den Wörtern und Wendungen verbundenen Inhalte.

Diese methodologischen Einwände seien an einem Beispiel aus Enzensbergers Artikel, dem schwierigsten und politisch gefährlichsten, erläutert:

„In jedem Vorortzug des Landes ist, zwanzig Jahre nach Auschwitz, die Redensart zu hören: *bis zur Vergasung etwas üben (tun)* o. ä."

Enzensberger bringt die Redensart also mit den Judenvergasungen in den Konzentrationslagern der Nazis in Verbindung. So wird es auf

den ersten Blick vielen von uns ergehen, die wir gewohnt sind, über die Sprache zu reflektieren und zu einzelnen Wörtern historische Querverbindungen zu finden. Diese KZ-Assoziation läßt ihn auch die inhaltliche Deutung der Redensart kritiklos von Küpper übernehmen: „Man ist der Sache so überdrüssig, daß man sich lieber durch Giftgas töten ließe."[9]

Die entscheidenden, naheliegenden Fragen läßt Enzensberger aber offen. Sie müssen aber gestellt und beantwortet werden:

1. Stammt die Redensart aus dem SS-Jargon oder stammt das darin verwendete Wort *Vergasung* aus der geheimen Verwaltungssprache der nazistischen Konzentrationslager oder aus dem Sprachgebrauch der antifaschistischen Aufklärung der Nachkriegszeit?
2. Verbindet sich mit dieser Redensart im Bewußtsein der Sprecher und ihrer intimen Gesprächspartner in den Vorortzügen der Gedanke an die Judenvergasungen, verwenden sie sie also etwa als zynische Reminiszenz an jene Verbrechen?
3. Hat die Redensart im Sprachgebrauch der betreffenden Gesprächspartner wirklich die Bedeutung ‚sich lieber durch Giftgas töten lassen', die Küpper angibt?

Diese drei Fragen, die sich dem nachdenklichen Leser durch Enzensbergers Hinweis „zwanzig Jahre nach Auschwitz" aufdrängen, müssen verneint werden. Sie sind schon von einem Mitarbeiter der Gesellschaft für deutsche Sprache in einer kurzen Notiz im ‚Sprachdienst' verneint worden mit der abschließenden Bemerkung: „Von Enzensberger als Germanisten hätte man ein sachlicheres Urteil erwartet."[10]

Es ist nötig, dieses verführerische Beispiel exemplarisch zu Ende zu diskutieren, damit deutlich wird, welche Art von Sachlichkeit und methodologischer Sorgfalt jedem Urteil über Sprachprobleme der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit vorauszugehen hat. Da die mögliche Interpretation von Enzensbergers Bemerkung eine diachronische (Herkunft) und eine synchronische Seite (Bedeutung) hat, muß im Folgenden der – weitaus wichtigeren und entscheidenden – synchronischen Analyse eine diachronische vorangestellt werden.

Die Redensart *bis zur Vergasung etwas tun* ist nicht erst in der Nazizeit entstanden. H. Küpper (a.a.O.) hat sie bereits 1925 im Soldatenjargon der Reichswehr nachgewiesen. Und die Wörter *vergasen* und

[9] H. Küpper, Wb. d. dt. Umgangssprache, Bd. II, 1963, S. 298.
[10] Spricht das deutsche Volk unmenschlich?, Der Sprachdienst, hrsg. von d. Gesellschaft f. deutsche Sprache, 7, 1963, S. 88f.

Vergasung sind mindestens seit 1884 in Nachschlagewerken belegt,[11] bedeuten aber etwas ganz anderes, als Küpper für die Redewendung annahm: nicht die ‚Tötung von Menschen durch Gas', sondern das ‚Verwandeln (oder Sich-Verwandeln) einer Materie in Gas', wie beim *Vergaser* des Verbrennungsmotors, der die Entstehung unserer Redensart wahrscheinlich beeinflußt hat. Das letztere wird dadurch nahegelegt, daß die physikalischen Vorgänge im Verbrennungsmotor in der Vulgärsprache auch anderweitig zu metaphorischem Wortgebrauch Anlaß gegeben haben:

Vergaser für „After", *einen Vergaserschaden im Gehirn haben* für „nicht recht bei Verstande sein" (Küpper, a.a.O.); *Vergaserdefekt* für „dicke Luft im Unterstand" (S. Graff – W. Bormann, Schwere Brocken, 3000 Worte Front-Deutsch, 1925, S. 157); *hohe Verdichtung* für „heftiges Verliebtsein", hergenommen vom Motor, in dem das Gemisch aus Luft und Benzin unter besonders explosiven Erscheinungen verbrennt, Soldatensprache seit 1940 (Küpper, a.a.O.); ferner die bekannten umgangssprachlichen Verwendungen von *Gas geben* und *mit Vollgas*.

Küppers Erstbeleg der Redensart aus dem Soldatenjargon der Reichswehrzeit ist kein Beweis dafür, daß die Redensart (wie Küpper meint) ursprünglich die Vorstellung ‚sich töten lassen durch Gas' enthielt. Die Wendung ist nur zufällig in der Soldatensprache zuerst nachzuweisen, weil das Kasernen- und Schützengrabenmilieu der sprachsoziologische Ort ist, wo Sprachbetrachter aus der gebildeten Bevölkerung am intensivsten mit der Vulgärsprache in Berührung kamen, weshalb es (auch aus anderen Gründen) in den zwanziger Jahren weitaus mehr Literatur über Soldatensprache als etwa über die Umgangssprache der Industriearbeiter gab. Daß die Redensart im Soldatenjargon entstanden wäre, ist nicht nachgewiesen. Es muß eher damit gerechnet werden, daß sie, der frühestbelegten Bedeutung von *vergasen* entsprechend, aus dem Bereich der Technik stammt und ursprünglich (und wie lange noch?) bedeutete: ‚etwas so lange tun, bis etwas in Gas verwandelt wird (oder sich verwandelt)'. Die sicher schon früh eingetretene Lexikalisierung dieser Metapher mußte aber zu der verblaßten Bedeutung führen: ‚etwas so lange tun, bis ein be-

[11] M. Heyne, Dt. Wb., 3. Bd., 2. Aufl. 1906, Sp. 1194 („*vergasen:* in Gas verwandeln, Kohlen"); Brockhaus' Conversationslexikon, 13. Aufl., 1884, Bd. 7, S. 569, 573, 14. Aufl. 1893, Bd. 7, S. 565, 571f.: *vergasen, Vergasung, gasifizieren, Gasifizierung, entgasen, Entgasung,* mit Brennstoffbezeichnungen als Objekt, bei der Beschreibung der Herstellung von Leuchtgas und der Gasfeuerung oder Gasbeleuchtung.

stimmter Endzustand erreicht ist, bis es nicht mehr weitergeht, bis es geschafft ist, bis man nicht mehr kann'; und dies meint Küpper ganz richtig mit seiner synchronischen Bedeutungsangabe ‚bis zum Überdruß'[11a].

Die sprachwissenschaftliche Analyse dieses Herkunfts- und Bedeutungsproblems hat nun für diese im Wörterbuch isolierte Einzelerscheinung den Zusammenhang innerhalb der Wortschatzstruktur festzustellen, zunächst das Wortfeld, in dem die Redensart ihren Platz hat. Küpper hat schon den ersten Schritt dazu getan, indem er in seinem onomasiologischen Index (Bd. III, S. 149) unter dem Begriff ‚bis zum Überdruß' neben *bis zur Vergasung / zum Vergasen* auf *bis zur kalten Verdampfung* hinweist, eine synonyme Redensart, die er aus der Soldatensprache des letzten Krieges bucht (Bd. II, S. 297). Schon hier wird deutlich, daß es sich bei *bis zur Vergasung* wie bei *bis zur Verdampfung* erstens um eine Metapher aus der Technik und zweitens um einen Vorgang handelt, der nur einen einzigen ‚Mitspieler' hat, also mit einwertigen[12] Verben bezeichnet wird: nicht, jmd. vergast (verdampft) etwas', sondern ‚etwas verdampft (vergast)'. Dieser intransitive Typus ‚bis zu einer sich selbst vollziehenden Zustandsveränderung' ist in diesem Wortfeld in noch mehr Beispielen vertreten, als Küpper sie aus seinem Material nachweisen kann. Folgende in den Wörterbüchern meist noch nicht gebuchten Varianten der Redensart sind mir (vor allem aus der Umgangs- oder Vulgärsprache) bekannt:

bis zum Überdruß (zuerst belegt bei Luther: *bisz zum überdrusz predigen,* DWb 11, II, Sp. 164);

bis zur Erschöpfung (sich bis zur Erschöpfung anstrengen, Duden, Synonymwörterbuch, 1964, S. 60);

bis zum Zusammenbruch;

bis zum Vergehen;

bis zum Umfallen / Umsinken (bis zum Umfallen ermüdet / müde sein, ab 1791 belegt, DWb 11, II, Sp. 857; vgl. auch Duden, Synonymwörterbuch, S. 460; Duden, Stilwörterbuch, 5. Aufl. 1963, S. 646);

bis zum Erbrechen / Kotzen;

bis zur Raserei / Ekstase;

[11a] So auch bei W. Friederich, Moderne deutsche Idiomatik, 1966, S. 381 (Beispiel: „Diese französischen Verben habe ich jetzt bis zur Vergasung gepaukt").

[12] Zu den Kategorien „Mitspieler" und „Wertigkeit" (Valenz) vgl. J. Erben, Abriß der dt. Grammatik, 1958, S. 165; 5. Aufl. 1962, S. 175; L. Tesnière, Eléments de syntaxe structurale, 1959, S. 238ff.; H. Brinkmann, Die dt. Sprache, 1962, S. 223ff., 511; ferner in neuer Systematisierung: H. J. Heringer, Wertigkeit und nullwertige Verben, demnächst in Zs. f. dt. Sprache.

bis zum Weißbluten (wir wurden bis zum Weißbluten [auf das äußerste] *ausgepreßt,* a.a.O., S. 738; *Kampf bis zum Weißbluten,* 1935, DWb 14, I, 1, Sp. 1203);

bis zur Weißglut (jemanden bis zur Weißglut reizen, Wörter und Wendungen, Wb. z. dt. Sprachgebrauch, hrsg. v. E. Agricola, Leipzig 1963, S. 728; Duden, Stilwörterbuch, S. 738); W. Friedrich, a.a.O., S. 786);

bis zum Siedepunkt, bis zur Siedehitze (die ganze Stadt regte sich bis zur S. auf, Duden, Stilwörterbuch, S. 556);

bis zur Verdünnung (im „Sprachdienst", a.a.O., als Synonym zur Deutung von *bis zur Vergasung* benutzt);

bis zur Verdunstung;

bis zum Platzen.

Die meisten von diesen Wendungen können sich mit mehreren Verben für ‚angestrengte Tätigkeit' verbinden: *tun, machen, arbeiten, schaffen, sich anstrengen, üben, auswendiglernen, marschieren* usw. An bestimmte andere Verben phraseologisch gebunden sind dagegen *bis zur Weißglut (reizen, ärgern), bis zum Platzen (gespannt sein).* Viele von diesen Beispielen sind nur sehr selten zu hören; sie gehören eben nicht zum sprachlichen Gemeinbesitz. Es sind meist freie, okkasionelle Varianten eines analogisch weiterwirkenden Typus. In allen Fällen dieses formal und inhaltlich gleichartigen Typus ergibt sich der Endzustand oder -vorgang als Steigerung und Resultat folgerichtig aus dem Zuendeführen einer vorangehenden Tätigkeit: ‚sich anstrengen' → ‚erschöpft sein', ‚erhitzen' → ‚sieden', ‚verdunsten', ‚verdampfen', ‚weißglühen', ‚platzen'. In der metaphorisch-hyperbolischen Verwendung wurden dann die Bereiche vermischt, so daß analog zu ‚sich anstrengen' → ‚erschöpft sein' auch Vorstellungskombinationen entstehen konnten wie ‚sich anstrengen' → ‚verdampfen'. Und in allen Fällen ist beim Endzustand nur ein einziger Mitspieler vorstellbar: das Subjekt des einwertigen Verbs (‚etwas/jemand ist erschöpft, siedet, verdunstet, verdampft, glüht, platzt'). Noch dazu handelt es sich bei *Weißglut, Siedepunkt, Siedehitze, Verdünnung, Verdampfung, Verdunstung, Platzen* um Metaphern aus dem technischen Bereich der physikalischen Zustandsveränderungen, so daß *bis zur Vergasung* ohne Zweifel hier eingeordnet werden muß.
Der offensichtliche inhaltsstrukturelle Zusammenhang, in dem die Redensart *bis zur Vergasung etwas tun* steht, verbietet es, *Vergasung* hier (mit Küpper und Enzensberger) von *vergasen* im Sinne von ‚jemanden durch Gas töten' abzuleiten, denn das wäre weder eine folgerichtige steigernd-resultative Zustandsveränderung noch eine einwertige Vor-

gangsbezeichnung (*X vergast Y* ist zweiwertig!), noch eine Metapher aus jenem technischen Bereich. Es kann sich also nur um einwertiges *vergasen* im technischen Sinne von ‚sich in Gas verwandeln', ‚in den Gaszustand übergehen' handeln. Das ist ein physikalischer Vorgang, von dem die Menschen im Zeitalter des Verbrennungsmotors und der städtischen Gasanstalten eine konkrete Vorstellung haben. Man hat diese technische Vorstellung auf Endzustände angestrengter menschlicher Tätigkeit übertragen, weil man im affektischen Sprechen über das Gefühl des Überdrusses immer wieder nach neuen übertreibenden bildlichen Ausdrucksmöglichkeiten greift. Vielleicht wird der Küpper des 21. Jahrhunderts noch modernere Redensarten wie **bis zur Atomisierung, *bis zur Spaltung, *bis zur Reaktion, *bis zur kritischen Phase* buchen müssen.

Wenn wir nun die Redewendung *bis zur Vergasung etwas tun* mit dem Wort *Vergasung* vergleichen, das uns in der Nazizeit durch Flüsternachrichten über die Konzentrationslager und vielen Sprachteilhabern erst nach dem Krieg aus den Berichten über die Naziverbrechen bekannt geworden ist, müssen wir feststellen, daß es sich um zwei sehr verschiedene Bedeutungen des Grundverbums *vergasen* handelt, ja sogar um zwei (oder gar drei) verschiedene Wörter, wenn auch mit gleichem Lautkörper. Nach der Wortfeldbetrachtung, die den paradigmatischen Standort der Redensart festgestellt hat, ist eine wortbildungsmäßige Analyse des Wortkörpers *vergasen* notwendig. Nach L. Weisgerbers Lehre von den Inhaltstypen der Wortbildung, die er ‚Wortstände' nennt,[13] hat der Wortkörper *vergasen* seinen Platz in drei verschiedenen Strukturzusammenhängen:

Ia. *vergasen*[1]*:* einwertig, mit der Bedeutung ‚zu Gas werden', ‚sich in Gas verwandeln', z. B. *Benzin ist eine leicht vergasende Flüssigkeit* (synonym zu *verdunstende*). Dieses *vergasen* gehört in einen Wortstand von Verben, die das Sich-Verwandeln einer Sache in den im Wortstamm genannten Zustand bezeichnen (eine Art der Inchoativa). Es steht hier neben parallelgebildeten Verben wie *verdunsten, verdampfen, versumpfen, vertorfen, verlanden, verstädtern, bröckeln* usw. Der Vorgang des *Vergasens* wird hier rein naturwissenschaftlich als sich selbst vollziehende Zustandsveränderung beschrieben. Dieses einwertige *vergasen* hat sich in der Gemeinsprache nicht durchgesetzt, da die technische Verwertung des Naturvorgangs dem Menschen wichtiger ist. Der *Vergaser* des Verbrennungsmotors, in dem

[13] Vgl. L. Weisgerber, Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen, 1958, S. 14ff.; W. Henzen, Inhaltbezogene Wortbildung, Betrachtungen über Wortnischen und Wortstände, Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 194, 1957, S. 1ff.

der Kraftstoff zu Gas wird, ist, objektiv gesehen, eine Vorrichtung, in der sich der Vorgang vollzieht, aber in der technischen Betrachtungsweise des Vorgänge bewirkenden Menschen ein Instrument, das diesen Vorgang bewirkt, weshalb das einwertige *vergasen* im Sprachgebrauch fast völlig hinter dem zweiwertigen (Ib) zurückgetreten ist.

Ib. *vergasen*[2]*:* zweiwertig, mit der Bedeutung ‚etwas in Gas verwandeln', z. B. *der Vergaser vergast den Kraftstoff.* In dieser Verwendung gehört *vergasen* zu einem Wortstand von Verben, die das Verwandeln einer Sache in den im Wortstamm genannten Zustand bezeichnen (eine Art der Effektiva).[14] Hier hat *vergasen* Wortstandnachbarn wie *verstäuben, zerstäuben, verpulvern, pulverisieren, verkoken, versaften, zerstückeln, zersplittern, zertrümmern, zerfasern, atomisieren, substantivieren* usw.

II. *vergasen*[3]*:* zweiwertig, mit der Bedeutung ‚etwas durch Anwendung von Gas vernichten bzw. unbrauchbar machen", z. B. *Ungeziefer, Menschen vergasen* bzw. *die Luft vergasen.*[15] Dieses *vergasen* gehört zu einem Wortstand von Verben, die das Vernichten, Unbrauchbar- oder Unzugänglichmachen eines Objekts durch ein im Wortstamm genanntes Mittel bezeichnen. Es handelt sich um eine Abart von Weisgerbers Ornativa,[16] nur ist hier nicht ein bloßes ‚Versehen mit etwas' (wie bei *füttern, bewaffnen, beglückwünschen*) gemeint, sondern zugleich ein Verwandeln des Objekts mit einem negativen Resultat, das die Existenz oder das Wesen des Objekts aufhebt. In diesem Wortstand steht *vergasen* neben Verben wie *vergiften, verpesten, verseuchen, verschmutzen, verwässern, versalzen, vernebeln, verbarrikadieren* usw.

Die jeweilige Zugehörigkeit des Wortkörpers *vergasen* zu einem dieser drei Wortstände ist im Sprachsystem durch syntagmatische Bindungen an bestimmte Klassen von Kontextpartnern[17] festgelegt: Die Alternative zwischen Ia und Ib (‚sich in Gas verwandeln', ohne Objekt – ‚in Gas verwandeln', mit Objekt) ist nach der syntaktischen Wertigkeit geregelt. In der Redensart *bis zur Vergasung etwas tun* ist das Substantiv *Vergasung* gegenüber diesem Wertigkeitsunterschied neutral. Ein mögliches Objekt der *Vergasung* kann hier wegen der phraseologischen Bindung nicht genannt werden. Die zugrunde liegende Einwertigkeit kann hier nur aus dem paradigmatischen Vergleich mit den oben behandelten synonymen Redewendungen erschlossen werden. Die inhaltlich viel wichtigere Alternative zwischen Iab und II (‚Verwandlung in Gas' – ‚Vernichtung durch Gas') wird durch die inhaltliche Klasse des Subjekts bzw. Objekts gesteuert: Materie in festem

[14] L. Weisgerber, a.a.O., S. 37f.
[15] Zum Beispiel: *die Luft durch üble Gerüche vergasen,* „verpesten", 1915 (H. Küpper, a.a.O. II, S. 298).
[16] L. Weisgerber, a.a.O., S. 21ff.
[17] Vgl. W. Porzig, Wesenhafte Bedeutungsbeziehungen, PBB 58, 1934, S. 70ff.; P. Grebe, in: Duden-Grammatik, 2. Aufl. 1965, S. 456f., 508f. („Syntaktische Höfe" bzw. „Sinnkoppelungen" der Wörter).

oder flüssigem Aggregatszustand (Kohle, Benzin) als Subjekt bei Ia, als Objekt bei Ib, dagegen Lebewesen oder Materie in gasförmigem Zustand (Ungeziefer, Mensch, Luft) als Objekt bei II. Es kann also kein Mißverständnis darüber geben, wie man *vergasen* jeweils aufzufassen hat. Der Kontext legt die Zugehörigkeit zu I oder II fest.

Die Zugehörigkeit eines Wortkörpers zu zwei oder mehreren Wortständen ist nichts Außergewöhnliches. Die Existenz von Wortständen und Wortbildungsmustern[17a] bewirkt, daß es (bei den noch produktiven Bildungstypen) jederzeit möglich ist, in Analogie zu üblichen Wortbildungen neue Wörter des gleichen Wortstandes zu bilden, auch wenn der gleiche Wortstamm und das gleiche Ableitungsmittel schon einmal in einem Wort eines anderen Wortstandes vorkommen. So kommt es zu Homonymien wie *Schnitzer*[1] ‚Handwerker, der schnitzt', *Schnitzer*[2] ‚Schnitzwerkzeug', *Schnitzer*[3] ‚Fehler', oder *verbauen*[1] ‚so bauen, daß etwas unzugänglich wird', *verbauen*[2] ‚Mittel durch Bauen verbrauchen'. In solchen Fällen ist nicht etwa die Bedeutung eines Wortes gewandelt oder erweitert worden, sondern es ist unabhängig von dem bereits bestehenden Wort ein neues Wort von einem anderen Wortstand her gebildet worden. Es liegt also nicht Polysemie (ein Wort mit zwei Bedeutungen) vor, sondern Homonymie (zwei Wörter mit gleichem Lautkörper).

Auch in synchronischer Sicht sollte man das Verhältnis zwischen den drei *vergasen* als Homonymie auffassen. Die Vorstellung ‚Gas' hat als semantische Konstituente des Wortinhalts bei Iab eine ganz andere Funktion als bei II: ‚Gas als zu erreichender Zustand' bei Iab und ‚Gas als anzuwendendes Mittel' bei II. Auch die anderen Konstituenten sind verschieden: ‚(sich) verwandeln in' bei Iab, ‚versehen mit' und ‚vernichten' bei II. Für die beiden Inhalte ‚(sich) in Gas verwandeln' (Iab) und ‚mit Hilfe von Gas vernichten' (II) läßt sich keine gemeinsame Allgemeinvorstellung (Archisemem[18]) finden, der man beide Inhalte unterordnen könnte. Gemeinsam ist beiden Wortinhalten (Sememen) nur das Bedeutungselement (Sem) ‚Gas', das aber in der Struktur der Semkombination jeweils eine ganz verschiedene

[17a] ‚patterns' in der Strukturlinguistik; vgl. H. Marchand, Synchronic Analysis and Word-formation, Cahiers F. de Saussure 13, 1955, S. 7ff.; W. Motsch, Zur Stellung der Wortbildung in einem formalen Sprachmodell, Studia Grammatica I, 1965, S. 31ff.

[18] Zu den Kategorien „Sem," „Semem", „Archisemem" vgl. Kl. Heger, Die methodologischen Voraussetzungen von Onomasiologie und begrifflicher Gliederung, Z.f.romPh. 80, 1964, S. 502f.

Rolle spielt (‚zu Gas' und ‚mit Gas'). ‚Gas' ist hier nicht unterordnende gemeinsame Allgemeinvorstellung beider Wortinhalte, sondern nur untergeordnete gemeinsame Teilvorstellung. Wenn man Polysemie im inhaltlich-synchronischen Sinne definieren darf als Wortkörper mit zwei (oder mehreren) Bedeutungen und einer gemeinsamen subsumierenden Allgemeinvorstellung, dann kann es sich bei den drei *vergasen* nur um Homonymie handeln.

In der vulgären Redensart *bis zur Vergasung etwas tun* und der Bezeichnung *Vergasung* für die Tötung von Menschen in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches werden also zwei verschiedene Wörter *vergasen* verwendet, die inhaltlich nur sehr wenig miteinander zu tun haben. Das ist der sprachstrukturelle Tatbestand, der allerdings zunächst nur die systembedingten Bindungen und Trennungen beider Wörter beim Sprecher berücksichtigt, noch nicht die möglichen Assoziationen, die bestimmte Sprachteilhaber als Hörer zu einer sekundären Querverbindung verleiten können.

Bevor wir diese sprachsoziologische Störung des lexikalischen Strukturverhältnisses berücksichtigen können, muß noch eine wichtige synchronische Tatsache erörtert werden. Wir haben bisher nur das semantische Verhältnis zwischen den drei Verben *vergasen* behandelt. Im gegenwärtigen Sprachgebrauch haben wir es aber mit ganz anderen lexematischen Einheiten zu tun: mit der festen Redewendung *bis zur Vergasung (etwas tun)* und mit dem syntaktisch frei verwendbaren Wort *Vergasung*. Der Wortkörper *Vergasung* in der Redensart kann nicht frei verwendet werden. Er kann in diesem Zusammenhang nicht durch ein Attribut ergänzt werden, und die Präposition *bis* kann hier nicht mit einer anderen ausgetauscht werden (z. B. *mit, aus, von*). Die ganze Wortgruppe *bis zur Vergasung* bildet eine untrennbare Einheit. Die kleinste unteilbare lexikalische Einheit (das Lexem) ist hier nicht das Wort *Vergasung*, sondern die ganze Fügung. Das Wort fungiert hier nicht als Lexem, sondern ist phraseologisch gebunden in einem Wortgruppenlexem[19]. Dieses sprachimmanente Gliederungsprinzip wird in den herkömmlichen alphabetisch-isolierenden Wörterbüchern noch viel zu wenig beachtet. Die Wortgruppe *bis zur Vergasung* ist nicht (wie die freie Fügung) eine Summe aus den Bedeutungen der Einzelwortlexeme, sondern hat nur eine komplexe Bedeutung, nämlich die Bedeutung ‚bis zum Überdruß', ‚bis es nicht mehr geht', ‚bis es

[19] Vgl. H. Wissemann, Das Wortgruppenlexem und seine lexikographische Erfassung, Indogerm. Forschungen 66, 1961, S. 225ff.

geschafft ist', genauso wie bei den synonymen Wortgruppenlexemen *bis zur Verdünnung, bis zur Weißglut* usw., bei denen ebenfalls die zugrunde liegenden phraseologisch-metaphorisch aufgehobenen Einwortlexeme *Verdünnung* und *Weißglut* keine eigenen (der sonstigen, freien Verwendung der Wörter entsprechenden) Bedeutungen mehr haben.
Metaphern verblassen auf dem Wege der phraseologischen Bindung sehr schnell und oft vollständig. In der ebenfalls inhaltlich benachbarten umgangssprachlichen Wendung *bis in die Puppen*[19a] weiß heute kein Sprecher oder Hörer mehr etwas mit dem Lexemteil *Puppe* anzufangen. Nur der über die Sprache reflektierende, diachronisch denkende Sprachbetrachter, der das Einzelwort aus seiner phraseologischen Bindung isoliert, fragt danach und kann durch Nachschlagen in Wörterbüchern die Auskunft erhalten, daß damit ursprünglich die Statuen am Großen Stern vor den Toren der Stadt Berlin gemeint waren.[20] In der sprachlichen Wirklichkeit spielt diese historische Einzelwortbedeutung überhaupt keine Rolle mehr. Und das gilt für hunderte von phraseologischen Bindungen, die geradezu ein Stilcharakteristikum der niederen Umgangssprache sind. Wenn man an die Umgangssprache mit der lexematischen Segmentierung der Schriftsprache herangeht, wird man vieles nicht oder falsch verstehen.
Was schon für den Wortgebrauch in der freien Fügung gilt, sollte bei der Deutung phraseologisch gebundener Wendungen erst recht eine selbstverständliche methodologische Forderung sein: Das Einzelwort darf nicht aus seinen Kontextbindungen gelöst und isoliert betrachtet werden. Die vielbemühte allgemeine, umfassende ‚Grundbedeutung' oder ‚Hauptbedeutung' des Wortes ist nur eine Abstraktion der Lexikographie, die nicht unbesehen auf die Deutung bestimmter Wortverwendungen angewandt werden darf. Das Wort ist eine morphosyntaktische Einheit, die erst durch seine verschiedenen Kontextbindungen diese oder jene Bedeutung erhält[21] oder als Teil einer größeren lexematischen Einheit gar keine eigene Bedeutung hat.
Zur Kontextbindung der Wörter gehören aber auch die Situation des Gesprächs und der geistige Horizont der jeweiligen Sprecher.[22] Wenn wir als Sprachwissenschaftler oder Sprachkritiker uns über das

[19a] Verwendungsbeispiele bei W. Friederich, a.a.O., S. 406.
[20] Fr. Kluge–W. Mitzka, Etymologisches Wb. d. dt. Sprache, 18. Aufl. 1960, S. 570 f.
[21] Vgl. W. Schmidt, Lexikalische und aktuelle Bedeutung, 1963. H. Weinrich, Linguistik der Lüge, 1966, S. 15ff.
[22] Zu den Begriffen „Horizont" und „Situation" vgl. H. Brinkmann, Die Konstituierung der Rede, Wirkendes Wort 15, 1965, S. 158.

Wort *Vergasung* als Bestandteil jener vulgären Redensart Gedanken machen, dann haben wir weder den Horizont der betreffenden Gesprächspartner, noch stehen wir in der Situation eines solchen intimen Gesprächs, wie es sich etwa zwischen Arbeitern in einem Vorortzug abspielt. Als über die Sprache reflektierende Sprachteilhaber mit besonderer Geistesbildung erliegen wir einer außerordentlichen Assoziationsbereitschaft. Wir finden vom Einzelwort her zwischen den verschiedenen Wortverwendungen Querverbindungen, die wir aber bei den Partnern jener vulgären Gesprächssituation nicht als gegeben voraussetzen dürfen. In den Fällen, in denen es mir bisher möglich war, die Sprecher unmittelbar nach der Verwendung der Redensart *bis zur Vergasung* nach deren Bedeutung zu fragen, ergab sich, daß sie sich entweder überhaupt nichts dabei dachten oder daß ihnen nur der Begriff ‚vollständig, bis zu Ende, bis man es satt hat' vorschwebte und daß sie auf die Rückfrage nach einem Zusammenhang mit der Judenvergasung nur ungläubig, verwundert, erschrokken oder beleidigt reagierten. Bis zum statistischen Beweis des Gegenteils muß an folgender Voraussetzung festgehalten werden: Wer jene KZ-Assoziation beim Gebrauch dieser Redensart nicht hat, dem darf man sie nicht unterstellen und von dem darf man sie auch nicht fordern. Zwar wird jeder an die beschämenden Verbrechen der Nazis denken, wenn er das Wort *Vergasung* als selbständiges Lexem mit persönlichem Objekt verwendet, aber kaum, wenn es sich etwa um die Vergasung eines Brennstoffes, und schon gar nicht, wenn es sich um jene Redensart des Überdrusses handelt. Die Neutralisierung der Einzelwortbedeutung in festen phraseologischen Verbindungen ist ein in allen Sprachen gültiges Strukturgesetz, das keine noch so ernsthafte Gesinnungsforschung und Gesinnungskritik aufheben kann.

Wie unsinnig und gefährlich das herkömmliche Verfahren der Isolierung des Einzelwortes von seinem sprachlichen und sozialen Kontext ist, wird noch deutlicher an einem ähnlichen, aber geradezu absurden Beispiel: Der Amerikaner George Steiner hat uns 1960 in der Wochenschrift ‚The Reporter' folgendes sprachkritische Urteil zugemutet: „Wie sollte das Wort *spritzen* jemals eine vernünftige Bedeutung wiedererlangen, nachdem es für Millionen das ‚Spritzen' jüdischen Blutes, das durch Messerspitzen verursacht wurde, bedeutet hatte."[23] Eine solche ungeheuerliche Art von Sprachbetrachtung bedarf keiner Widerlegung. Hier – wie in anderen Behauptungen

[23] Nach dem Bericht von Fr. Handt in: Deutsch – gefrorene Sprache, S. 12f.

Steiners – wird Sprachkritik zu politischer Sprachschmähung.[23a] Mit der gleichen dilettantischen Methode könnte man Hunderte von Wörtern verdächtigen, nur weil sie die Nazis einmal mißbraucht haben.
Da das Beispiel *bis zur Vergasung* wegen seines komplizierteren sprachstrukturellen Charakters nicht so eindeutig zu sein scheint wie Steiners *spritzen,* war eine eingehende Erörterung notwendig, und es erfordert eine sprachpolitische Stellungnahme. Wie sollen sich Sprachkritik, Sprachpflege und Spracherziehung zu einem solchen Fall verhalten? Die sprachgeschichtliche und sprachstrukturelle Analyse hat gezeigt, daß die Redensart nach ihrer Herkunft wie nach ihrem tatsächlichen heutigen Gebrauch nichts mit den Judenvergasungen des Dritten Reiches zu tun hat. Die Sprachkritik hat also nicht das Recht, aus diesem vulgären Sprachgebrauch ein Urteil über die moralische und politische Gesinnung der Sprecher oder gar der Sprachgemeinschaft abzuleiten. Wohl aber besteht aus Gründen der sprachsoziologischen Inkongruenz dringender Anlaß, vor dem Gebrauch dieser Redensart zu warnen, aber nicht weil sich in ihr etwa eine Gesinnung offenbart, sondern allein weil bei einem zufälligen Zusammentreffen unterschiedlicher sprachsoziologischer Voraussetzungen, unterschiedlicher Assoziationsfähigkeiten und -neigungen der Gesprächspartner ein politisch gefährliches Mißverständnis möglich ist. Störende Homonymien sind nicht Sprach- oder Sprechsünden, sondern Unglücksfälle im Sprachsystem. Die Bindungen und Trennungen des Sprachsystems werden in diesem Falle dadurch gestört, daß die Sprachgemeinschaft in sich nicht einheitlich ist, eine Tatsache, die von der Sprachkritik ebenso wie der strukturalistischen Sprachwissenschaft künftig mehr beachtet werden sollte.

III.

In der gleichen Weise wie die sprachsoziologische Gruppierung muß auch die (oft mit ihr verbundene) sprachstilistische Schichtung bei jeder Sprachwertung berücksichtigt werden. Gegen diese Regel verstößt publizistische Sprachkritik häufig, wenn sie pauschale Urteile über den Zustand der Gegenwartssprache fällt. Der erwähnte George Steiner schrieb über das, was er das ‚Zugrundegehen' der deutschen Sprache nennt:

[23a] Vgl. auch die Kritik an G. Steiner und M. Walser von H. Drube, Wie anfällig macht die deutsche Sprache für die Diktatur?, Muttersprache 75, 1965, S. 50ff.

„Wir brauchen nur die Tageszeitungen aufzuschlagen, die Magazine, die Flut der allgemein gelesenen und der wissenschaftlichen Bücher, die sich aus den neuen Druckerpressen ergießen; wir brauchen nur ein modernes deutsches Theaterstück anzusehen oder der Sprache zuzuhören, wie sie über den Rundfunk oder im Bundestag gesprochen wird. Das ist nicht mehr die Sprache Goethes, Heines oder Nietzsches. Das ist nicht einmal die Sprache Thomas Manns. Irgend etwas unermeßlich Zerstörendes ist ihr widerfahren."[24]

Steiners Hinweis auf die Sprache des modernen deutschen Theaters kann man hier beiseite lassen. Steiner mag das Recht haben, Goethes Dramen mit modernen deutschen Dramen zu vergleichen und zu bedauern, daß die modernen Stückeschreiber nicht mehr im Iphigenie- oder Faust-Stil schreiben. Das ist eine Frage des ganz persönlichen literarischen Geschmacks. Aber die anderen Teile seines Vergleichs können nur als böswillige Verfälschung der sprachgeschichtlichen Entwicklung bezeichnet werden. Fritz Tschirch hat kürzlich in seiner Auseinandersetzung mit Karl Korn[25] mit Recht vor der „perspektivischen Blickverzerrung" gewarnt, mit der viele Sprachkritiker aus dem Vergleich zwischen Unvergleichbarem einen Beweis für den angeblichen ständigen ‚Sprachverfall' ableiten wollen. Würde es etwa ein Kunsthistoriker wagen, einen klassizistischen Prunkbau der Zeit um 1800 mit einem Atomreaktor oder einem Autobahnrasthof unserer Tage architekturgeschichtlich zu vergleichen und daraus den Verfall der deutschen Baukunst nachweisen zu wollen? Nur bei der Sprachbetrachtung glaubt man sich solche schiefen Perspektiven erlauben zu können.

Es ist in der heutigen methodologischen Situation der Sprachbetrachtung in Deutschland leider nötig, auf die Selbstverständlichkeit hinzuweisen, daß heutige Zeitungstexte nur mit Zeitungstexten früherer Zeit verglichen werden dürfen, oder heutige Bundestagsreden nur mit Parlamentsreden, heutige Rechts- und Verwaltungstexte nur mit gleichartigen Texten aus früherer Zeit. Und wer über den heutigen Sprachgebrauch im Rundfunk ein sprachgeschichtliches Werturteil fällen will, hat überhaupt keine Vergleichsmöglichkeit, denn er dürfte nur mit der damaligen öffentlichen Sprechsprache vergleichen, wie sie auf dem Marktplatz, am Stammtisch oder in Versammlungen gesprochen worden ist, wovon uns aber nichts überliefert ist.

[24] A.a.O., S. 10f.

[25] A.a.O. (vgl. Fußnote 8), S. 129f.

Wenn es schon in der synchronischen Sprachbetrachtung sinnlos und irreführend ist, ein Werturteil über die Sprache des öffentlichen Alltagslebens aus dem Vergleich mit der Literatursprache abzuleiten, so ist dies erst recht beim diachronischen Sprachvergleich methodisch falsch. Die Gewohnheit, die so glänzend überlieferte und philologisch aufbereitete Literatursprache vergangener Epochen als repräsentativ für einen historischen Sprachzustand zu nehmen, ist freilich sehr verführerisch, zumal man sich in der herkömmlichen Philologie vorwiegend mit hochliterarischen Texten beschäftigt hat und die Grammatiken und Wörterbücher überwiegend mit Beispielen aus der Schönen Literatur aufgebaut worden sind. Solange aber nicht auch Zeitungs- und Verwaltungstexte des 18. und 19. Jahrhunderts sprachwissenschaftlich genügend erschlossen sind, hat niemand das Recht, von der heutigen öffentlichen Gebrauchssprache zu behaupten, sie sei vom ‚Sprachverderb' gekennzeichnet.

Die Materialien und Methoden der traditionellen deutschen Philologie sind jedenfalls für eine Erforschung und Wertung moderner Sprachzustände des öffentlichen Alltagslebens unzureichend. Die vorwiegend schöngeistige und normative Sprachbetrachtung, die Generationen lang im Gefolge der Literaturgeschichte und der literarischen Bildung im Vordergrund stand, hat das Wunschbild einer deutschen Sprache vorgetäuscht, die eine absolute Einheit sei, die man mit dem literarischen Stil identifizieren könne. Aber keine Kultursprache ist eine solche Einheit. Der Begriff ‚die deutsche Sprache' ist im Grunde nur eine abstrakte Vorstellung der Summe aus verschiedenen Sachstilen und Gruppensprachen.[26] Wir sind zwar heute durch die Vereinheitlichung in Schreibung, Lautung und Flexion und durch die weitgehende Zurückdrängung des landschaftlich gebundenen Wortschatzes dem Ideal einer Einheitssprache scheinbar schon sehr nahe gekommen; aber wir dürfen nicht vergessen, daß gerade im Bereich der Sprachinhalte, in der Syntax und im Wortschatz, nach wie vor – und im Zeitalter der beruflichen Spezialisierung und geregelten Abstufung des Bildungslebens erst recht – wesentliche stilistische und sprachsoziologische Unterschiede innerhalb der deutschen Sprache bestehen, deren Wesen, deren Abgrenzung und Verhältnis zueinander noch gar nicht richtig erkannt sind.

Es ist eine der wichtigsten Grundregeln gegenwartbezogener Sprach-

[26] Vgl. H. Steger, Gruppensprachen, ein methodisches Problem der inhaltsbezogenen Sprachbetrachtung, Zs. f. Mundartforschung 31, 1964, S. 125ff.

betrachtung, die sach- und gruppenbedingten Unterschiede zu beachten und nicht voreilig aus methodologischen Grenzüberschreitungen Werturteile abzuleiten. Solche Grenzüberschreitungen drohen besonders dann, wenn Kulturkritik mit Methoden der Stilkritik den Anspruch erhebt, Sprachkritik zu sein. Wer nur nachweisen will, daß z. B. ein Gesetzestext geringeren kulturellen Wert habe als ein Roman, der sollte dafür nicht die Sprachbetrachtung mißbrauchen; denn diesen kulturellen Wertunterschied der Sachen selbst kennt man ohnehin. Stilkritik hat innerhalb der jeweiligen Gattung eine notwendige Aufgabe. Sobald sie verschiedene Gattungen vergleicht, ist sie auf Deskription und Didaktik beschränkt. Sprachpflege und Spracherziehung haben nicht die Aufgabe, die eine Gattung gegen die andere abzuwerten, sondern haben deutlich zu machen, daß verschiedene Gegenstände und verschiedene Zwecke die ihnen angemessenen verschiedenen Sprachgestalten fordern. Viel notwendiger als das einseitige Werten von der höchsten Sprachschicht her ist in der heutigen Sprachsituation das Unterscheidenlernen im Bereich der oft allzusehr vermischten mittleren und niederen Sprachschichten.
Auf aktuelle Erscheinungen dieses nichtliterarischen Sprachlebens unserer Zeit nachdrücklich hingewiesen zu haben, ist das Verdienst der publizistischen Sprachkritik. Der ethische Ernst, mit dem über diese Erscheinungen Urteile gesprochen worden sind, muß von seiten der Sprachwissenschaft einer ebenso ernsthaften und konsequenten Antikritik gewürdigt werden. Dies erfordert nicht nur die Gerechtigkeit gegenüber der Sprachgemeinschaft, die die vielfältigen neuen Benennungsaufgaben der modernen Alltagswelt ohne wesentliche Hilfe der traditionellen Spracherziehung auf meist ungebahnten Wegen hat bewältigen müssen, sondern auch die wissenschaftsgeschichtliche Situation, in der die deutsche Sprachforschung heute steht.

IV.

Die deutsche Sprachwissenschaft ist stärker als die Sprachwissenschaft in vielen anderen Ländern der philologisch-historischen Tradition des 19. Jahrhunderts verhaftet geblieben. Sie hat die von Ferdinand de Saussure angebahnte methodologische Wende zur synchronisch-strukturbezogenen Sprachbetrachtung zu spät oder nur zögernd mitgemacht, infolge ihres Traditionsbewußtseins und infolge der Isolierung von der ausländischen Forschung während der Nazi-

zeit. Außerdem hat in der älteren Sprachwissenschaft die formbezogene Forschungsrichtung in Laut- und Formenlehre, Syntax und Etymologie zu lange im Vordergrund gestanden. Die großartigen Leistungen der deutschen Lexikographie und Wortgeschichte dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Methoden für die Erforschung der Wortschatzstruktur einer modernen Sprache eigentlich erst in unserer Zeit entwickelt werden.[27] Ein auf die deutsche Sprache bezogenes wissenschaftliches Methodenhandbuch für die synchronisch-strukturelle Lexikologie gibt es noch nicht. Daß aber gerade die Lexikologie als wichtigste Disziplin der Sprachinhaltsforschung in der Auseinandersetzung mit der Sprachkritik aufgerufen ist, zeigt sich ganz offensichtlich in dem überwiegend lexikalischen Gegenstand der Sprachkritik.

Die deutsche Sprachwissenschaft hat also in dieser Situation zunächst nichts nötiger als eine methodologische Besinnung. Da nun die Sprachkritik aus der philologisch-literarischen Bildungswelt des 19. Jahrhunderts erwachsen ist und noch heute vielfach mit den einseitig diachronischen, struktur- und kontextfernen Methoden und den sprachästhetischen Wertungen dieser Tradition arbeitet, kann die Standortbestimmung der Sprachwissenschaft gegenüber der Sprachkritik heute nicht konsequent genug sein. Die Auseinandersetzung mit der Sprachkritik ist nur ein Teil der Auseinandersetzung mit veralteten Methoden der Sprachwissenschaft selbst. Sprachkritik ist vielfach nichts anderes als die publizistische Anwendung traditioneller Methoden der Philologie und Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts auf einen Gegenstand, dem diese Methoden nicht angemessen sind.

Die Sprachwissenschaft darf sich allerdings nicht jeglicher Sprachwertung enthalten. Sie bleibt ihr letztes Ziel in der Anwendung sprachwissenschaftlicher Ergebnisse in Sprachpflege und Spracherziehung. Aber angesichts der vielen Fehlurteile und Mißerfolge der

[27] Die methodologische Vielfalt und Bewegung auf diesem Gebiet zeigt sich etwa in folgenden neueren Arbeiten: E. Leisi, Der Wortinhalt, seine Struktur im Deutschen und Englischen, 2. Aufl. 1961; H. Glinz, Grundbegriffe und Methoden inhaltbezogener Text- und Sprachanalyse, 1965; H. Schwarz, Leitmerkmale sprachlicher Felder, in: Sprache – Schlüssel zur Welt, Festschrift L. Weisgerber, 1959, S. 245ff.; G. Kandler, Die „Lücke" im sprachlichen Weltbild, ebd., S. 256ff.; Kl. Baumgärtner, Zur strukturellen Semantik, Zs. f. dt. Sprache 20, 1964, S. 79ff.; Kl. Heger, a.a.O. (s. Fußnote 18); E. Coseriu, Pour une sémantique diachronique structurale, Travaux de Linguistique et de Littérature 2, 1964, S. 139ff.; A. J. Greimas, Sémantique structurale, 1966.

Sprachkritik und Sprachpflege seit Georg Wustmann[28] und dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein[29] ist es dringend geboten, zuerst die von Generationen überkommenen Vorurteile zu überwinden, die herkömmlichen Wertungen zu überprüfen und erst nach einer gründlichen und sachlichen sprachwissenschaftlichen Untersuchung aller Strukturzusammenhänge kritische Werturteile zu wagen, die geeignet sind, einen gewissen Einfluß auf die Sprachentwicklung zu nehmen. Eine Sprachpflege auf sprachwissenschaftlicher Grundlage ist durchaus möglich. Aber sie wird wesentlich anders verfahren müssen als die vorlinguistische Sprachpflege und Sprachkritik. Sie darf sich keinesfalls darauf beschränken, die Sprache gegen den Willen der Sprachgemeinschaft und gegen die Benennungserfordernisse der modernen Welt zu konservieren, sondern hat allenfalls der Sprachgemeinschaft dabei zu helfen, veraltete Normen und gewisse Unstimmigkeiten des Sprachsystems zu überwinden[30] und die sich neu entwickelnden sprachlichen Verfahrensweisen vor falschen und systemwidrigen Verwendungen zu schützen. Nachdem die deutsche Sprache seit dem 17. Jahrhundert durch gelehrte Sprachnormung und literarische Kanonisierung in die Gefahr einer schriftsprachlichen Erstarrung geraten ist, fällt heute den Sachkundigen die Aufgabe zu, ihre lebendige Weiterentwicklung für die Sprachgemeinschaft zu fördern.[31] Keine moderne Kultursprache darf bei dem einmal gesetzten Kanon der traditionellen Norm stehenbleiben, wenn es ihr nicht ergehen soll wie dem Latein in seinem Verhältnis zum Vulgärlatein und den romanischen Sprachen.

[28] Vgl. H. Henne, Punktuelle und politische Sprachlenkung, zu 13 Auflagen von G. Wustmanns „Sprachdummheiten", Zs. f. dt. Sprache 21, 1965, S. 175ff.
[29] Dazu demnächst P. v. Polenz, Sprachpurismus und Nationalsozialismus, in der Sammelpublikation der Vorträge der Münchener Germanistentagung, Oktober 1966.
[30] Vgl. z. B. H. Kolb, Über *brauchen* als Modalverb, Zs. f. dt. Sprache 20, 1964, S. 64ff.
[31] Vgl. P. v. Polenz, Sprachnormung und Sprachentwicklung im neueren Deutsch, Der Deutschunterricht 16, 1964, H. 4, S. 67ff.; P. Grebe, Sprachnorm und Sprachwirklichkeit, Wirk. Wort 16, 1966, S. 145ff.

Sprachwissenschaft und Sprachkritik

Ergebnisse einer Diskussion

(Leitung: Walter Höllerer)

Höllerer hebt hervor, daß beide Referenten eine historische Abschirmung der Sprachkritik ablehnten, und daß sie eine nicht bloß formbezogene, sondern auch inhaltbezogene Sprachbetrachtung zugrunde gelegt hätten. Er fragt Karl Korn, ob in einer veränderten Wirklichkeit eine Sprache, die sich nicht verändern solle, nicht Mißbehagen hervorrufen müsse. Peter von Polenz hält er vor, daß bei der Beurteilung des Wortgebrauches wohl nicht nur das individuelle Empfinden des Sprechers, sondern auch das Kollektivbewußtsein der Sprachgemeinschaft zu berücksichtigen sei.

Schöne bezweifelt den Wert von Häufigkeitsuntersuchungen für die Sprachkritik; jedes Phänomen müsse aus seinem Kontext heraus interpretiert werden. Wenn der alte Goethe in einem Brief an einen Naturwissenschaftler davon spreche, daß er noch weitere Probleme hätte „zur Anfrage bringen" können, so sei diese „mühsame und angestrengte" Wendung in dem für Goethe ungewohnten Zusammenhang eben doch richtig. – Karl Korns kritische Wertungen – z. B. beim *Kleinkind* – würden Sprachsektoren voraussetzen, hinter denen die Vorstellung bestimmter allgemeiner Weltordnungen stehe. Letzten Endes betreibe Korn eher Zivilisations- oder Ideologiekritik als Sprachkritik. Gewisse Übertragungen aus einem Sprachsektor in den anderen bezeichne Korn als falsch; aber von solchen Übertragungen lebe z. B. die Poesie. – Korn habe recht mit seiner These, daß menschliches Verhalten sich in der Sprache spiegele; aber die Parallelität habe Grenzen. – In Korns Ziel, mit seiner Sprachkritik zur Reflexion über die Sprache anzuregen, stecke ein Rest von Wirkungswillen; er wolle eben doch ändern, nicht nur feststellen. Diese Absicht scheine ihm indessen achtenswerter als der Verzicht

auf jegliche Sprachkritik. – Korlén stellt sich auf die Seite Karl Korns. Dessen sprachkritisches Pathos könne er als Schwede wohl besser würdigen; in Schweden sei die statistische Erfassung der Menschen, sichtbar in Ausdrücken wie *Schülermaterial* u. a., besonders weit fortgeschritten. – Bei der Wendung *bis zur Vergasung* gebe die Etymologie nicht viel her; das Wort löse auf Grund seiner sachlichen Verflechtung in jedem Falle Unbehagen aus. Dieser Beurteilung stimmt auch Baumgärtner zu, der Korns Sprachkritik, ähnlich wie Schöne, als zufälligen Ausschnitt aus einer umfassenden Kultur- und Gesellschaftskritik versteht.

Glinz fordert, daß die Sprachwissenschaft die Stilkritik mit einschließen solle. Formalisierung und Statistik hätten ihren Sinn, aber auch ihre Grenzen; Sprachwissenschaft müsse immer auch Beziehung zum Sprachkunstwerk wie zu Fachsprachen haben. Zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik bestehe keine Opposition im Grundsätzlichen. Der Zwiespalt komme einfach daher, daß die Sprachwissenschaft sich lange Zeit zu wenig um Sprachkritik gekümmert und diese den Dilettanten überlassen habe. Erst mit Karl Korn und anderen komme außerhalb der Sprachwissenschaft wieder ernsthafte Sprachkritik zu Wort. Schließlich: In der Sprachkritik geht es nicht um falsch oder richtig – „eine Sprachlogik gibt es nicht" –, es gehe um Angemessenheit und Deutlichkeit des Ausdrucks. Bei der Beurteilung von Sprachmitteln erweise sich die Unterscheidung von Morpho- und Nomosphäre als nützlich.

Maurer bekennt sich zur Notwendigkeit von Normen, hier seien neben „schön" und „häßlich" auch die Bewertungskategorien „falsch" und „richtig" legitim. Das Institut für deutsche Sprache werde seiner Überzeugung nach nicht ohne diese normierende und Werte setzende Tätigkeit auskommen. Natürlich dürfe die Sprachkritik nicht nur auf historischen Fakten aufbauen. So sei es zwar wesentlich zu wissen, daß transitives *vergasen* mindestens seit dem ersten Weltkrieg vorkomme – man kann einen feindlichen Frontabschnitt, man kann auch einen Fuchsbau vergasen –, aber trotzdem sei das Wort mit seinem gräßlichen Inhalt heute in gutem Deutsch nicht mehr möglich.

Moser begrüßt, daß Sprachwissenschaft wie Sprachkritik sich in der Notwendigkeit breiter Grundlagen einig seien. Wertung sei eine wichtige Aufgabe der Sprachwissenschaft; er verweist auf die gegenwärtige Entwicklung zum Einheitskonjunktiv, die die Schule noch

ablehne, während er ihn zulassen würde. Es gebe „falsche“ und „richtige“ Formen. Die Anstöße der Sprachkritik seien für die Wissenschaft äußerst wertvoll.

Korn bestätigt, daß seine Intentionen tatsächlich über das Nur-Sprachliche hinausgehen, aber sie bezögen sich immer nur auf das, was sich in Sprache manifestiert, „weil die Sprache das Feld der Freiheit ist“. Wer menschlich spreche, wer frei spreche, könne kein Unmensch sein. Er gibt zu, daß reine Sprachstatistik zu falschen Ergebnissen führen könne. Worum es ihm geht, erläutert er kurz an dem Ausspruch eines zeitgenössischen Politikers: „Eigenverantwortung ist im Wirtschaftsgeschehen ein unabdingbarer Wert.“ Was hier fehle, sei die Angemessenheit des Ausdrucks. Dieser Angemessenheit lägen in der Tat Sprachsektoren zugrunde, denn „wir leben ja in Sektoren“.

Von Polenz betont, daß er den Gebrauch der Wendung *bis zur Vergasung* keinesfalls habe rechtfertigen wollen; er habe nur vor einer Gesinnungskritik an den Sprechern gewarnt. Gefährlich sei auch Korns Begriff der Freiheit. Man dürfe keinesfalls sagen, wer nicht frei spreche, sei ein Unmensch: die Masse der Bevölkerung spreche ohnehin im wesentlichen unfrei, nach vorgeprägten Klischees. Im übrigen betreibe auch er, wie bemerkt worden sei, linguistique engagée. Seine manchmal überspitzten Formulierungen seien aus der Tatsache zu erklären, daß die gegenwärtige deutsche Sprachwissenschaft sich in methodologischem Dilemma befinde. Beim Setzen und Verwerfen von Normen empfiehlt er äußerste Behutsamkeit.

Winter will Kategorien wie „Angemessenheit“, „falsch“ oder „richtig“, „schön“ oder „häßlich“ aus der Sprachwissenschaft verbannen. Die Sprachwissenschaft könne nur ein – eventuell spezifiziertes – Normalverhalten und Abweichungen von solcher „Norm“ konstatieren. Das Normalverhalten sei empirisch festzustellen, nicht zu setzen. Abweichungen von der Norm seien linguistisch besonders interessant, in ihnen manifestiere sich das Leben der Sprache. Ihn beunruhige es, daß das Institut für deutsche Sprache wertende Normen setzen wolle.

Basler gibt weiteres Material zur Etymologie des Wortes *Vergasung*, das schon in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in den Großstädten für die Ungeziefervertilgung aufgekommen sei. Den Kampf gegen die ursprünglich und vor allem in der Mystik sinn-

vollen *ung*-Bildungen erklärt er aus dem Mißbrauch seit dem 19. Jahrhundert. Im übrigen fordert er die historische Betrachtungsweise als Grundlage der Sprachkritik.

Brinkmann fragt, woher man die Normen nehmen solle. Beim Wortschatz gebe es verschiedene Bereiche, „Zuständigkeitszonen", zwischen denen Übertragungen stattfänden. Die Legitimität solcher Übertragungen hänge von ihrem Aufschlußwert ab.

Schöne gibt zu bedenken, daß mit den Argumenten der heutigen Sprachkritik auch Geistliche gegen die Poeten vorgegangen seien. Manche sprachlichen Schiefheiten *(zur Anfrage bringen)* seien aus dem Kontext heraus zu verantworten.

Für Betz gibt es keinen Gegensatz zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik. Eine sprachliche Änderung sei legitimiert, wenn a) größere Informationsmenge und b) Funktionsleichtigkeit gewährleistet seien. Sprachlenkung habe indessen gemeinhin wenig Erfolg: Fast alle Wustmannschen „Sprachdummheiten" hätten sich durchgesetzt.

Von Polenz hält Abkürzungen für legitim, wenn sie sich ins phonologische System einer Sprache einfügen.

Süskind fordert eine Typologie der Abkürzungen. Er wünscht ferner eine Untersuchung darüber, welche Sprachregelungen der Nationalsozialisten sich nicht durchgesetzt hätten.

III

SPRACHPFLEGE UND SPRACHWISSENSCHAFT

Gedanken zur Sprachpflege

Von W. E. Süskind

Lassen Sie mich entgegen allem akademischen Brauch beginnen mit einer Captatio Malevolentiae: mit dem Geständnis nämlich, daß ich mit dem Begriff Sprachpflege nicht viel anzufangen weiß. Es macht mich immer zusammenzucken, wenn mich ein wohlmeinender Mitmensch apostrophiert, ich sei ein Sprachpfleger („Pfleger und Heger", füge ich dann in Gedanken hinzu), und ich komme mir eingestuft vor in ein lindgrün uniformiertes Korps von Landesschützen der deutschen Sprache. Fern sei das von mir. Was ich vielleicht besitze, ist ein gewisses Maß von Sprachempfindlichkeit, aber gewiß nicht mehr, als man eben mitbekam in einem Kindesalter, in dem Elternhaus, Standesbewußtsein und Kinderstube noch wirkende Größen waren. Eine solche mittlere Sprachempfindlichkeit ist einem so angeboren und anerzogen wie die vergleichbare Musikalität – und so wenig ich deren Anwendung etwa in Gestalt von Hausmusik als „Musikpflege" bezeichnen würde, ist mir das Wort „Sprachpflege" geheuer.

Was ich damit bemängle, ist die Lostrennung von Sprachsinn und Sprachverantwortung vom Individuum und deren Delegierung an kollektive Instanzen, an den Staat, an Akademien, an die Schule, an die Presse, an die Kirchen. Ich will gar nicht leugnen, daß ein gewisses Maß an Sprachfürsorge zu den Angelegenheiten dieser Instanzen gehört, einfach weil sie in ihrer Praxis von der Sprache und in der Sprache leben, der Staat in Gestalt seiner Rechtspflege und seiner administrativen und vertraglichen Äußerungen, die Kirche in Gestalt von Predigt und Verkündigung, die Schulen sowieso, da sie sich nicht anders als im Wort mitteilen können. Als Sprachpflege denominiert, nehmen aber alle diese Verhaltensweisen etwas, ich

möchte sagen, Vorlautes an, als ginge es bei der Sprachpflege um ressortmäßige Verwaltungsangelegenheiten, als wären Staat, Kirche, Schule sozusagen als Urphilologen dazu berufen und in der Lage, gute Sprache auszuteilen und die Sprache sauberzuhalten, so wie die Körperpflege den Körper.

Vielleicht kommen wir von dem Parallelfall der Körperpflege aus weiter. Vielleicht verstehen wir Sprachpflege richtig, wenn wir sie wie die Körperpflege als ein der Öffentlichkeit und dem Einzelnen gemeinsames Desideratum ansehen, für das die Öffentlichkeit bestimmte Einrichtungen bereithält, während es an dem Einzelnen liegt, ob er sich ihrer bedient. Aber ganz zieht die Parallele für mein Gefühl doch nicht durch. Es fehlt das Moment der Empfindlichkeit, wie ich vorhin gesagt habe, das Moment der liebhaberischen Passion, das meiner Meinung nach aller Sprachpflege zugrunde liegt. Es muß jene Verletzlichkeit hinzukommen, die für den musikalischen Menschen falsches oder buchstäblich taktloses Plärren zur wirklichen Qual macht. Oder denken Sie an die Qual, die es einem empfindlichen Menschen auch schon bereiten kann, wenn er in einem öffentlichen Lokal die Katarakte eines frechen, brülligen, wie auf ständige Zoten reagierenden Gelächters vernehmen muß, aus denen sich so eine mittelbürgerliche Sonntagabendkonversation vorzüglich zusammenzusetzen scheint. Ich spreche von Qual – es ist auch Verzweiflung dabei, nämlich die trostlose Erkenntnis, was alles sich an Rohheit und frechem Neureichentum in unserer Gesellschaft laut- und breitmacht. Und solcher Verzweiflung, mutatis mutandis, müßte auch einer Sprachpflege heute einiges innewohnen – Verzweiflung darüber, daß Ordnungen gestört sind.

Es ist eine alte Streitfrage (und wir können sie vielleicht in der Diskussion wieder aufrollen), ob solche Störungen nur an der Wurzel oder auch am Symptom bekämpft werden können. Ich neige sehr zu der ersten Auffassung – aber ich würde ja unsere Position hier aufgeben und einen Teil meiner ganz persönlichen Position dazu, wenn ich nicht auch der symptomatischen Therapie einen bestimmten Wert zuerkennte. Ich meine nur, daß die symptomatische Sprachpflege, wie wir sie allein vornehmen können, sich ihrer Machtlosigkeit bewußt sein sollte. Sie genießt zwar allgemeinen Beifall und ist schon beinahe zu einer Zugnummer in der Publizistik geworden, aber sie gilt als Schrulle und eigensinniger Korrektheitsdünkel und wird nicht gewürdigt als Passion und Ordnungstrieb. Vor allem,

sie ist, selbst wenn sie institutionell begründet ist, ohne Autorität. Sie hat keine Art von Exkommunikationsgewalt, nicht einmal eine papierene. Sprachkritik, selbst von einer Akademie ausgehend, würde keinen Werbechef, keinen Minister, keinen Redakteur, keinen Parteisekretär um seinen Posten bringen – was sage ich, auch nur um einen Strich in seinem Posten herabstufen.

Ich behaupte das nicht ins Blaue hinein. Im Jahre 1961 habe ich vor der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung einen Vortrag gehalten über „Die Akademie als Institution" und darin den Vorschlag gemacht, die Akademie solle aus eigener Souveränität Rügebriefe hinausgehen lassen etwa an Boulevardblätter oder an Industriefirmen, an Parteiredner oder an die Steuerbehörde, wann immer sprachliche Veranlassung dazu gegeben sei. „Diese Mißbilligungen", sagte ich, „müßten jedesmal knapp und schlüssig begründet sein, und sie würden zwar nicht sofort befolgt werden, aber es entstünde doch unter den Marodeuren der Sprache ein Gefühl, daß eine Autorität vorhanden ist und die Dinge überwacht. Diese Überwachungsfunktion sollten wir uns nicht zuerkennen lassen, wir sollten sie von uns aus in Angriff nehmen, und ich sehe auch keine Handhabe, wie man es uns auf rechtlichem Wege verwehren sollte, denn die Rügen hätten vertrauliche Form, würden keine Geschäftsschädigung bedeuten und stünden zweifellos unterm Schutz der freien Meinungsäußerung aus berechtigtem Interesse." Ich muß mich entschuldigen, daß ich mich so ausgiebig selbst zitiere. Aber der Vorschlag scheint mir heute noch gut, und ebenso scheint mir heute noch charakteristisch, daß er damals weit mehr belacht als beachtet worden ist. Ein Journalist, ich will seinen Namen nicht nennen, schrieb statt eines Berichts ein recht gelungenes Feuilleton, etwa so: Da müsse er also künftig jeden Morgen vor dem Briefträger zittern, denn womöglich werde der einen blauen Brief der Akademie bringen, in dem diese oder jene Redewendung von ihm gerügt werde. Das Feuilleton, wie gesagt, war gelungen, aber mich hat es gekränkt, weil ich alles andere im Auge gehabt hatte als eine literarische Stilkritik mit akademischer Vollmacht. Erlauben Sie, daß ich mich noch etwas weiter zitiere und von meinem Trauma befreie. Ich sagte damals ausdrücklich: „Ich finde, daß man nicht da als Institution auftreten soll, wo schon andere Institutionen vorhanden sind, in diesem Fall die freie Kritik, deren Elan man nicht verkürzen sollte, indem man mit der geballten Autorität einer Akademie auftritt. Ein Eingreifen der Aka-

demie", sagte ich weiter, „ist nicht in solchen Fällen wünschenswert, in denen ein einzelner der Übeltäter ist, sondern da, wo wirklich eine Macht gegen uns steht, z. B. die Macht des Zeitgeists, die Macht der Wirtschaftsinteressen, die Macht der Tabus." Durfte man eine so expresse Willenserklärung ins Lächerliche ziehen durch die Vorstellung, es seien literarisch-kritische Tadelsbriefe gemeint?
Ausgegangen war ich in meinem Vortrag damals von einem Beispiel, das Ihnen vielleicht im Augenblick ebenfalls vorschwebt, nämlich von dem der Französischen Akademie. Die hat ja meinen Gedanken von vornherein verwirklicht, wenn auch nicht in Gestalt von Rügebriefen, sondern autoritativer durch ihr Wörterbuch. Ebenso haben die Engländer ihren festen Begriff von The King's oder The Queen's English. The King's English ist zwar von keiner Akademie aufgezeichnet, sondern vor genau 60 Jahren von zwei englischen Lexikographen, aber es entscheidet doch bis heute mit wahrhaft akademischer Gewalt, wo ein Mensch, wenn er den Mund auftut, hingerechnet wird. Eine ähnliche Wirkung müßte auch bei uns und heute von dem ausgehen, was wir mit dem von mir beargwöhnten Wort Sprachpflege meinen: eine ins Gesellschaftliche, ganz allgemein ins Politische ausstrahlende Wirkung.
Müßte also auch bei uns die Herausgabe eines Wörterbuchs das Ziel der Sprachpflege sein? In diesem Punkt ist die Welt bereits weggegeben. Wir haben den Grimm, wir haben, auf einer anderen Ebene, den Duden und wieder auf einer anderen den inzwischen auf fünf Bände angewachsenen Küpper, der im Englischen in den Arbeiten von Eric Partridge sein Gegenstück hat. Den gesellschaftlich-politischen Effekt üben alle diese Werke nicht aus, auch der Grimm nicht – es fehlt ihnen der selektive, akademische Nimbus. Ich veruneinige mich ungern mit der Duden-Redaktion, unserer Gastgeberin von heute abend, aber ich möchte doch gern für unsere Aussprache die Frage vormerken, ob es den Duden nicht von einer hohen sprachpflegerischen Funktion ausschließt, daß er als praktisches Wörterbuch das Selektions- und Wertungsprinzip des King's English außer acht läßt und von Auflage zu Auflage ganz bewußt eine Angleichung an die Umgangssprache, wie sie eben geworden ist, gut oder böse, vornimmt. Als praktisches Wörterbuch müssen wir vornehmlich registrierend sein, werden die Duden-Leute antworten. Wenn ihr nur wüßtet, würde ich antworten, welche magische Gewalt ihr über die Seelen der Menschen, vornehmlich der Setzer und Korrektoren,

ausübt! So daß es z. B. unmöglich war, bei den Beratungen zur Rechtschreibreform den freiheitlichen Gedanken einer vorübergehenden Freigabe von Groß- und Kleinschreibung in den strittigen Fällen *(im wesentlichen, aufs äußerste, autofahren* und *Rad fahren* – Sie kennen diese Fälle) durchzusetzen, einen Gedanken, der wirklich demokratisch die Entwicklung sich selber überlassen, einem sprachlichen Plebiszit anvertraut hätte. Nein, das war nicht möglich, Ordnung und Regel müßten sein, erklärten Deutschlands sämtliche Fachverbände, und wenn aus dem Duden nicht die amtliche Rechtschreibung hervorginge, sei das sprachliche Chaos da. Und nun frage ich, könnte eine Institution, die so viele Gläubige oder gar Hörige hat, könnte eine solche Institution in ihrem Wörterbuch nicht etwas selektiver sein, etwas mehr Widerstände gegen terminologische und grammatikaliche Neubildungen der Umgangssprache aufbieten? Zum Beispiel bei der Präposition *dank* die Verfehltheit des Wesfalls noch energischer betonen. Oder umgekehrt bei der Präposition *trotz* dem Dativ etwas mehr Recht einräumen gegenüber dem angeblich allein richtigen Genitiv und beide nicht nur zwischen den Zeilen, sondern rundheraus als gleichberechtigt behandeln mit leichter Bevorzugung sogar des älteren Dativs, allein schon weil er der ältere und sinnvollere Gebrauch ist. Und überhaupt Betrachtungen anstellen über die internen Machtkämpfe zwischen den Kasus, wobei sich der Genitiv oft vordrängt aus Gründen vermeintlicher Feinheit, auf der anderen Seite bei der Apposition mehr und mehr (und ungerügt) verdrängt wird vom Dativ: *Und die Sozialdemokratie ist zum Sturz Erhards, dem Gegner der Großen Koalition, bereit,* schrieb ein so angesehener Wissenschaftler wie Theodor Eschenburg in einer so angesehenen Zeitung wie der *Zeit,* ohne zu erbleichen.

Nun haben wir allerdings auf einer Tagung unseres Instituts im vorigen Frühjahr die lebhafte Polemik der Herren Korn und von Polenz vernommen, bei der ungeklärt blieb, ob es so etwas wie böse Sprache überhaupt gebe. Der eine der beiden Kampfhähne ging so weit, das rückhaltlos zu verneinen und sogar die Redensart „bis zur Vergasung" von der Disqualifizierung auszunehmen; es handle sich da um Umgangssprache aus dem Bereich des ersten Weltkriegs, und diese unverfängliche Entstehungszeit sichere das Wort vor dem Verdacht, „böse Sprache", Nazisprache zu sein. Ich glaube, das Exempel kann uns lehren, daß es der Sprachpflege nicht guttut, wenn man gewisse vogelfreie Zonen des Sprachverfalls postuliert und die

Sprache des Unmenschen zeitlich und sachlich einfach gleichsetzt mit der Sprachregelung des Dritten Reichs. Ich hebe hier absichtlich auf unseren Buchtitel ab, der so mißverstanden werden kann, aber beileibe nicht so gemeint ist. Sternberger hat es im Vorwort zu der Buchausgabe unseres Versuchs ausdrücklich gesagt, ich zitiere: „Das Wörterbuch des Unmenschen ist das Wörterbuch der geltenden deutschen Sprache geblieben, namentlich wie sie im Munde der Organisatoren, der Werber und Verkäufer, der Funktionäre von Verbänden und Kollektiven aller Art ertönt." Das ist wohl deutlich genug. Sprachpflege symptomatischer Art ist nach wie vor am Platze und wird sich auch auf die gleichen Ziele richten müssen, nämlich gegen die Tendenz, die Sprache zu reglementieren und mehr und mehr als bloßes Signal, als Verhaltensanweisung für den Untertan erstarren zu lassen, wobei der Untertan nicht nur als Höriger der Staatsgewalt, sondern auch „von Verbänden und Kollektiven aller Art" zu verstehen ist, vor allem auch als Seine angebliche Hoheit, der umschmeichelte und gegängelte Konsument. Auch gegen diese Auffassung von Sprachpflege gibt es Opposition. Eine Opposition, die sagt, ohne die bewußt reglementierte und signalhaft gemachte Sprache (einschließlich ihrer Neigung zur Substantivierung des Satzbilds) sei das Massenzeitalter administrativ nicht mehr zu bewältigen. Das ist ein Felsblock von einem Einwand. Wir werden uns damit beschäftigen müssen, ob angesichts einer solchen Einrede unsere ganze Bemühung um Sprachpflege nicht zu einem müßigen Unterfangen würde, vergleichbar der Aufstellung von Reiterregimentern für einen Atomkrieg. Aber dann müßten wir ja auf der Stelle die Hände in den Schoß legen.

Kehren wir zurück zu unserer Eingangsfrage, ob Sprachpflege sein soll und sein kann, und ob sie, im bejahenden Fall, von Institutionen oder punktuell von Einzelnen ausgehen soll. Ich glaube schon angedeutet zu haben, daß sie meiner Meinung nach immer punktuell sein muß, immer am einzelnen vorkommenden Fall ausgerichtet, auch wenn sie von einer Institution ausgeht, denken Sie an meinen Vorschlag mit den Rügebriefen, und daß ich nichts von einer wie immer gearteten Zentralisierung der Sprachpflege, etwa in einem Bundes-Kultusministerium, halte. Auf der anderen Seite liegt in Deutschland immer die Gefahr nahe, daß die sprachpflegerische Instanz gefragt wird, worauf sie denn ihre Kompetenz gründe (ebenso wie die Theaterkritik das manchmal gefragt wird), und da wäre es

denn ganz gut, wenn die damit befaßten Akademien und Institute, auch das unsrige, auf einen staatlichen Auftrag, womöglich mit Gesetzeskraft, verweisen könnten. Man könnte sogar den Gedanken fassen, daß jeder als Körperschaft des öffentlichen Rechts anerkannten Institution, seien es nun Rundfunkanstalten, Kirchen, Handelskammern, dieser Auftrag zusätzlich erteilt würde. Sie haben es alle gemeinsam, daß sie wesentlich mit Mitteln der Sprache ihre Schäflein beisammenhalten; eine Verpflichtung zur Sprachpflege wäre ihnen also mit Recht aufzuerlegen.

Die Frage der Autorität wäre damit allerdings noch nicht gelöst. Ob mit staatlichem Auftrag oder ohne solchen, wie soll das betreffende Institut oder der betreffende sprachpflegerische Einzelstreiter sich vor der Öffentlichkeit in Respekt setzen? Bei den Rundfunkanstalten gibt es schon seit langem beamtete Sprachpfleger, die, glaube ich, sogar so heißen. Aber ihr Einfluß scheint sich im wesentlichen darin zu erschöpfen, daß sie um die korrekte Aussprache fremdsprachiger Namen angegangen werden oder daß sie als lebender Duden herhalten müssen. Gegen die große Gefahr der Nachrichtensprache im Rundfunk, ihre Schablonenhaftigkeit, ihre Wehrlosigkeit gegen Modeausdrücke, vermögen sie offenbar nichts. Führt man dagegen Beschwerde, so wird der Sprachpfleger antworten, man habe natürlich völlig recht, überblicke aber nicht die Schwierigkeiten des praktischen Sendebetriebs. Wenn der Rundfunksprecher von einer *„Anhebung"* der Benzinpreise gesprochen habe, so sei das zwar ein Stück modischer Verschleierungssprache; es sei ihm aber so von der Nachrichtenagentur vorgelegt worden, und in der Eile, mit der so eine Rundfunkredaktion arbeite, sei keine Möglichkeit zum Verbessern. Außerdem seien, unter uns gesagt, die Rundfunksprecher viel zu hohe Herrschaften, als daß ihnen ein bloßer Sprachpfleger von seinem Stübchen unterm Dach aus am Zeug flicken könne.

Ich karikiere ein wenig, aber nicht sehr. Wer sich heute um Sprachpflege bemühen will, sieht sich einem Moloch gegenüber, nicht etwa einem Moloch an Bösartigkeit, sondern einem Moloch der Gewohnheiten und Verflechtungen. Die Sprache, die wir sprechen und schreiben, ist uns zudiktiert von den Verhältnissen, im Fall des Rundfunksprechers von der Nachrichtenredaktion, der Nachrichtenredaktion von der Nachrichtenagentur, der Nachrichtenagentur von ihrem Korrespondenten und diesem wieder vom Nachrichtensprecher der Bundesregierung, diesem aber von den Sprachrege-

lungen seiner Dienststelle, die es darauf anlegt, einen vielleicht brandheißen Text des betreffenden Ministers narrensicher zu machen und entsprechend abzumildern, so daß man hinterher sagen kann, er sei mißverstanden worden. An einigen der Knotenpunkte entstehen Verwässerungen des ursprünglichen Wortlauts, an anderen Knotenpunkten wird einfach nur weitergegeben, im Sinn der Sprachpflege aber ist nirgends etwas ausgerichtet. Ich gehe immer noch von der optimistischen Auffassung aus, daß der Originaltext sprachlich einwandfrei war. Wie aber, wenn er selber zu wünschen übrigließ? Ich besitze von unseren zwei ersten Bundeskanzlern sehr anerkennende Briefe über meine Verdienste als Sprachpfleger, habe ihnen aber das Kompliment beim besten Willen nicht zurückgeben können.

Da es also am Haupt und an den Gliedern fehlt, an welchem Punkt soll die Sprachpflege ansetzen? Auf der breiten historisch-philologischen Ebene? Oder mit puristischem Maßstab? Bei der Frage der Substantivierungsinflation oder bei einer syntaktischen Frage, etwa der Frage nach Möglichkeiten und Grenzen des Relativsatzes? Sie sehen: die Gefahr des Bloß-Akademischen liegt bei allen diesen Ansatzpunkten nahe, und so erwünscht uns allen Abhandlungen über die genannten Themen wären, im Sinne allgemeiner Sprachpflege wäre mit ihnen wenig ausgerichtet. Es bleibt nur die vorhin gegebene Antwort: immer bei vorliegendem Anlaß, immer punktuell! Aber dann auch rücksichtslos, auch wenn ein Hochmögender dabei verletzt wird! Und nie aus Rechthaberei, nie ohne das innere Beben des verletzten individuellen Sprachgefühls!

Ich habe mir vorhin die Situation des Rundfunksprachpflegers vorzustellen versucht, der ich nie gewesen bin. Da fühle ich mich verpflichtet, auf eine Position überzugehen, von der ich etwas autoritativer sprechen kann, nämlich auf die Lage des Menschen, der in der Presse arbeitet, dort aber im Sinn der Sprachpflege etwas zu bewirken, Sie werden vielleicht sagen: etwas zu retten versucht. Wenn Sie mir schon die Ehre erweisen, mich als einen ausübenden Journalisten in Ihren erlauchten Kreis aufzunehmen, bin ich Ihnen in diesem Punkt Aufrichtigkeit schuldig.

Zeitungssprache gilt ja vielen Menschen als gleichbedeutend mit korrupter Sprache. Korrupt sei sie, da sie auf Sensation auf der einen Seite, auf Grob- und Kurzschlächtigkeit auf der anderen Seite erpicht sei. Ohne daß ich diese Gefahren bagatellisieren wollte: die Zeitungssprache ist besser als ihr Ruf. Journalisten sind in der Regel Leute,

die es keineswegs leicht mit der Sprache nehmen. Sie sind dazu von Berufs wegen angehalten; denn einmal wollen und sollen sie verständlich, wahrhaft gemeinverständlich sein; dann sind sie durch eine harte Schule von Presseprozessen gegangen und daher zur Genauigkeit erzogen; und zum dritten haben manche von ihnen die Zeit der Nazi-Sprachregelungen erlebt und dabei gelernt, daß es eben doch böse Sprache gibt und daß sich sauberhalten mit seine Sprache sauberhalten weithin gleichbedeutend war. „Wir werden durch die Lupe gelesen", sagte mir mein großer Freund und Lehrer Wilhelm Hausenstein, als ich seine Nachfolge bei der alten Frankfurter Zeitung antrat, und er meinte damit, daß man lupenrein schreiben müsse, nicht allein um gegenwärtige Verfolgungen zu vermeiden, sondern auch, um vor der Lupe einer späteren Zeitgenossenschaft zu bestehen.

Auch heute noch möchte ich behaupten, daß der sprachliche Stand der deutschen Presse höher ist als in den gerühmten kaiserlichen oder Weimarer Zeiten. Man hat auch bei jungen Journalisten großes Verständnis zu erwarten für jeden Versuch der Sprachpflege – sie betrachten einen sorgsamen, sogar peinlichen Umgang mit der Sprache als einen Bestandteil ihrer Berufspflicht. Und wenn es trotzdem – zugegeben – von sprachlichen Nachlässigkeiten in der Zeitung wimmelt, so muß ich, nicht anders als der Sprachpfleger beim Rundfunk, die Schuld auf die allgemeine Verflechtung der Instanzen schieben, die sich im Journalismus noch verhängnisvoller auswirkt als in anderen Berufen.

Nehmen wir ein Beispiel. Der Journalismus hat es zuvörderst mit Nachrichten zu tun, die er von anderer Seite zugeliefert bekommt. Jede dieser Nachrichten trägt ihr eigenes Vokabular mit sich. Ein Regierungswechsel z. B. bringt nicht nur neue Gesichter, sondern neue Wortbildungen, mit denen sich die neuen Gesichter manchmal ganz bewußt interessant machen. Wer hätte bis vor 100 Tagen etwas von einer *konzertierten Aktion* in der staatlichen Wirtschaftspolitik gehört? Das Wort gehörte, wenn es überhaupt schon existierte, dem Wortschatz der akademischen Nationalökonomie an. Nun werfen es die neuen Männer Schiller und Strauß in die Debatte, und schon wimmelt es in der Presse von *konzertierter Aktion,* so wie es zu Erhards Zeiten von *formierter Gesellschaft* und noch früher von *Aktionen auf höchster Ebene* wimmelte.

Was sollen die Zeitungen da tun? Jedes größere Blatt hat zwar eine Nachrichtenredaktion, die ist sogar das wichtigste Ressort im Hause

und nicht, wie wir uns wohl leicht einbilden, das Feuilleton. Und die Nachrichtenredaktion hat auch, hier muß ich dem Rundfunksprachpfleger widersprechen, durchaus die Zeit und den Ehrgeiz, die einlaufenden Meldungen zu redigieren. Aber wenn von den Autoritäten selbst so ein neues Donnerwort ausgeht, so eine konzertierte Aktion oder formierte Gesellschaft, soll dann die Redaktion, junge Leute meistens, Skepsis äußern und die neuen Ausdrücke bis auf weiteres jedesmal in Gänsefüßchen setzen? Oder soll sie sie in einfacheres Deutsch übersetzen – etwa in *gemeinsam abgestimmte Aktion?* Aber ist dann nicht die Authentizität der Meldung selber verfälscht, die ja aus guten Gründen das neue Wort kreierte, ebenso wie aus guten Gründen von der *Anhebung* und nicht von der *Erhöhung* des Benzinpreises die Rede war? Der junge Sprachpfleger muß seiner Sache schon sehr sicher sein, wenn er in einem solchen Fall (und auf das Risiko eines Tadels vom Vorgesetzten) sich zum Redigieren entschließt.

Kurz, oft ist es ein Pflichtgefühl, das beim Journalisten das andere Pflichtgefühl überwindet: die Verpflichtung gegen die absolute Nachrichtentreue, die Verpflichtung zum sprachlichen Ausjäten. Das gleiche gilt von der Frage, wann und in welchem Grade die Zeitungssprache farbig und anschaulich sein darf, selbst auf Kosten der absoluten Korrektheit. Ich habe einmal, als ich für unsere Zeitung die Redaktion führte, die Überschrift gewagt: *Rauher Wind aus Washington.* Das war so blickfangend und in der Auslegung der Situation so richtig, daß es nachträglich gutgeheißen wurde. Aber es gab doch auch Stimmen, die es allzusehr als Alltagssprache empfanden und sich gewünscht hätten: *Kühle Note des State Department an Bonn.* Das wäre im Sinn der Zeitungssprache vollendet korrekt gewesen, obwohl es zwei weitere sprachliche Ausrutscher enthält, das Fremdwort *State Department* für amerikanisches Außenministerium und das verkürzende „Bonn" für Regierung der Bundesrepublik Deutschland.

Wir sind hier an einem Punkt, wo aus ganz mechanischen Gründen, für den Laien unmerklich, die Zeitungssprache Schäden oder mindestens Verklemmungen erleidet. Die Zeitung ist an die Einrichtung der Schlagzeile und damit der Spaltenbreite gebunden, als an zwei Voraussetzungen ihrer Lesbarkeit, und das zwingt sie zu gewissen Verkürzungen. Eine Schlagzeile, so breit, daß in ihr die Worte *amerikanisches Außenministerium* unterzubringen wären, gibt es nicht. Daher greift der Zeitungsmacher dankbar zu dem Fremdwort *State Depart-*

ment, das er vorher, so ist zu hoffen, in manchen Artikeln den Lesern bereits erklärt hat. Ebenso ist es für die Zeitung eine wahre Gottesgabe, daß wir an Bonn einen so kurznamigen Regierungssitz haben. *„Bonn"* ist nun das Sigel für Bundesregierung, Bundesparteien, allgemeines Bundesklima, Regierungsgetriebe im weitesten und im engsten Sinn – und die sprachliche Verarmung, die sich darin ausdrückt, wird wettgemacht durch die größere staatsbürgerliche Wendigkeit einer Leserschaft, die auf alle diese möglichen, hinter dem einen Vierbuchstabenwort sich verbergenden Sinngehalte geschult ist. Sie sehen, ich verteidige mit Feuer mein Handwerk. Aber ich tue es nicht bis zum letzten. Die Grenze ist da erreicht, wo der Zwang zur Kürze Schlagzeilen fabriziert wie *Schwere Verluste der US-Streitkräfte* oder *Kennedy-Attentäter in Nachtbar festgenommen.* Die *US-Streitkräfte* werden sich zwar kaum mehr ausmerzen lassen; die Adjektive *amerikanisch, französisch* usw. sind einfach zu lang. Aber den *Kennedy-Attentäter* wird man einer Nachrichtenredaktion ausreden können, wenn man ihr herrisch erklärt, daß es zwar ein Attentat auf Kennedy, aber darum keinen Kennedy-Attentäter gibt.

Oder doch nicht? Der Zwang zur Kürze zusammen mit der Bereitwilligkeit der deutschen Sprache, Zusammensetzungen zu bilden, leistet Sprachhäßlichkeiten wie den *US-Streitkräften* auch da Vorschub, wo es gar nicht nötig wäre. Ich habe erst kürzlich einen von mir hochgeschätzten Rundfunkkommentator, einen im allgemeinen sehr sprachsicheren Mann, äußern hören, die und die Erklärung von Gomulka liege *auf der Linie der Diffamierungskampagne der Bundesrepublik.* Er meinte natürlich: *gegen* die Bundesrepublik. Aber er beachtete nicht, daß eine *Diffamierung* der Bundesrepublik etwas anderes ist als eine *Diffamierungskampagne* der Bundesrepublik. Und so bis in die höheren Ränge der Publizistik, wir haben ja vorhin schon das Beispiel aus Eschenburgs Munde gehört.

Die Zeitungssprache hat für den, der sie zu handhaben weiß, ausgesprochene Reize, auch grammatikalische und syntaktische Eigentümlichkeiten, von denen sich der Laie nichts träumen läßt. Es gibt z. B., ich spreche immer von den Schlagzeilen, kein Imperfekt und so gut wie kein Futur. Alle Tempusregeln der Schulgrammatik geraten ins Wanken. Die Nachricht von gestern ist nicht im Imperfekt vorzutragen: *Wilson traf mit Kossygin zusammen,* sondern man bringt sie, obwohl sie in der Vergangenheit liegt, im Präsens *(trifft zusammen)* oder in einer flexionslosen, partizipialen Vergangenheits-

form (*... mit Kossygin zusammengetroffen*). Ebenso schluckt das Präsens auch fast alle in der Zukunft liegenden Vorgänge in sich auf: *Wilson trifft Kossygin* kann ebenso bedeuten: er hat ihn gestern getroffen wie er wird ihn in nächster Zukunft treffen. Das Imperfekt aber feiert Urständ als eine Art Ersatz der Vorvergangenheit: *Wilson traf Kossygin* würde in Zeitungssprache bedeuten: obwohl es gestern dementiert war, hatte er ihn doch vorgestern getroffen; es war also doch wahr, was vorgestern vermutet worden war. Das sind Feinheiten, die man kennen muß, um die Zeitungssprache zu beurteilen.

Eine ähnliche betrifft den Gebrauch des bestimmten Artikels. Sie werden immer wieder Schlagzeilen finden vom Muster: *Bundespräsident antwortet Bundeskanzler*. Das hat manchmal die erwähnten Gründe der Platzersparnis, aber nicht nur. Oft soll es auch eine bestimmte lakonische Wucht der Aussage ausdrücken. Und außerdem will eine Eigentümlichkeit der Zeitungssprache, daß der Artikel im Nominativ etwas von der Funktion eines Demonstrativpronomens annimmt. Wenn eine Zeitung meldet: *Zusammentreffen Wilson/Kossygin*, so steht das Ereignis noch bevor oder hat sich soeben ereignet. Meldet sie dagegen: *Das Zusammentreffen Wilson/Kossygin*, so meint sie: das bekannte, schon öfters gemeldete Zusammentreffen, auf das wir hiermit zurückkommen und dessen nähere Hergänge wir jetzt erst darstellen. Ein solcher zurückverweisender, demonstrativer Charakter wohnt ja dem bestimmten Artikel wohl überhaupt inne. Erst im Zeitungsgewerbe ist aber eine Kunst und eine Kunstregel daraus gemacht.

Ich erzähle Ihnen das in solcher Breite, weil ich Ihnen die Schwierigkeiten einer Sprachpflege auf einem Gebiet darstellen wollte, über das ich einigen Überblick besitze, und weil ich gleichzeitig dem Vorurteil entgegenwirken wollte, als wäre Zeitungssprache ein einziger Sumpf von Schluderei und Leichtfertigkeit. Ebenso wie in der Presse wird es, vermute ich, auf allen in Betracht kommenden Gebieten technische Umstände geben, die einer bewußten Sprachpflege entgegenstehen. In der Jurisprudenz wohl das Bedürfnis nach vollendeter logischer Exaktheit und erschöpfender Erfassung der Sachverhalte. Und in der Kameralistik? Ja, da muß ich Ihnen schon wieder mit einem persönlichen Erlebnis aufwarten. Seit Jahren ist es mir in meinem privaten Sprachpflegertum ein Ärgernis, daß die Finanzbehörden uns von *abzugsfähigen Unkosten* sprechen, während für mein Sprachgefühl nur eine Person zu etwas fähig ist und es *abziehbare* oder *abzugsberechtigte* Unkosten heißen müßte. Ich habe eine nicht

einflußlose Zeitung, die verflossene Wirtschafts-Zeitung, bei der ich eine Zeitlang Sprachberater war, tatsächlich dahin gebracht, daß sie in ihrem Steuerteil konsequent mein *abziehbar* einführte und das *abzugsfähig* verpönte. Aber was hat es genützt? Eher ist die Zeitung eingegangen als das Finanzamt auf unseren gutgemeinten Vorschlag – verzeihen Sie den unerlaubten Wortwitz! –, und so wie hier sehe ich überall das traurige Ergebnis voraus, daß die eingefleischte amtsübliche Sprachgebarung die Oberhand behauptet über die Sprachkritik, oder sagen wir schon die Sprachpflege des Einzelnen oder auch der Institution. Wie ich höre, haben zwar einzelne Ministerien z. B. die Gesellschaft für Deutsche Sprache beauftragt, ihnen bei der Erstellung ihrer Drucksachen und Rundschreiben beratend an die Hand zu gehen. Ich weiß aber nicht, wieviel Autorität die Gesellschaft mit ihren Anregungen genießt und wie hoch hinauf sich deren Angriffspunkte erstrecken. Ich fürchte, eine richtige Souveränität des Sprachpflegers wird auch da nicht herausschauen.

Sollen wir also die Hände in den Schoß legen? Ich glaube es nicht, ich glaube, daß auch hier der Aufruf aus Faust gilt: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt", der also die Unmöglichkeit wagt, gegen Tabus seine Sprachempfindlichkeit ins Feld zu führen. Fragt sich nur immer wieder, ob Institutionen oder Einzelne dabei eher etwas ausrichten werden. Die Schwierigkeiten für den Einzelnen habe ich Ihnen leicht verschleiert an Hand meiner eigenen Person dargestellt. Die Schwierigkeiten für eine Institution müssen wir uns in unserer Aussprache vor Augen halten, um so ernstlicher, je ernsthafter das Institut vielleicht beabsichtigt, eine Einrichtung für Sprachpflege nicht nur zu sein, sondern auch bewußt zu begründen. Als einen Vorschlag für diesen Fall habe ich Ihnen meinen Vortrag vor der Deutschen Akademie erwähnt, und er steht natürlich, mit allen seinen Gegengründen, auch Ihnen zur Verfügung. Den Einzelnen unter uns aber gilt mein innigster Zuruf, denn wo immer sie tätig sein mögen, im Staatsdienst, im akademischen oder im mittleren oder elementaren Lehramt, beim Rundfunk oder gar als elende Skribenten bei der Zeitung, haben sie Gelegenheit, zum Rechten zu wirken, so elementar wie nur möglich, korrigierend, mäkelnd, sich unbeliebt machend, aber dies letzte womöglich nicht. Denn was ich die Empfindlichkeit und Verletzlichkeit genannt habe, ist doch, wie wir wissen, in der Tiefe mit Liebe verwandt und aus Liebe entsprungen. Mehr kann ich nicht sagen, und ich danke Ihnen.

Wissenschaft und Sprachpflege

Von Leo Weisgerber

Das Institut für deutsche Sprache plant in Verbindung mit der Gesellschaft für deutsche Sprache die Errichtung einer Kommission für wissenschaftliche Fragen der Sprachpflege. Es erscheint nötig, die wichtigsten Gesichtspunkte dieses Vorhabens vorauszuschicken.

Dem Charakter des Instituts gemäß handelt es sich nicht um die Absicht, Formen unmittelbaren Eingriffs in das Sprachgeschehen auszubauen. Die praktische Sprachpflege ist eine Angelegenheit der gesamten Sprachgemeinschaft, die dafür geeignete Formen aus sich selbst heraus entwickeln muß. Wohl aber gehört es zu den Aufgaben des Instituts, zu den Gründen, Zielen und Möglichkeiten solcher Bestrebungen Stellung zu nehmen und die sprachlichen Tatsachen, die dort eine Rolle spielen, allseitig aufzuhellen und in ihrem Verhältnis zum Gesamtbestand der Sprache zu prüfen. Dabei ist durchaus eine wechselseitige Anregung der beiden Tätigkeiten und ein Austausch der beiderseitigen Befunde anzustreben. Wichtig ist es, den Bereich der Sprachpflege deutlich abzuheben von den Bemühungen der Sprachnormung (vorwiegend bewußte Setzungen in Fachsprachen) und der Sprachförderung (vorwiegend praktische Maßnahmen zur Ausweitung der Sprachgeltung). Die wissenschaftliche Seite der Sprachpflege bemüht sich, die Stellen im Sprachprozeß aufzuzeigen, von denen etwas für das bessere oder schlechtere Gelingen der Arbeiten der Sprachgemeinschaft abhängt, sich anmeldende ‚Schäden' in ihrer wahren Bedeutung zu prüfen und die bereitstehenden Möglichkeiten besseren Verfahrens bewußt zu machen und zu beurteilen.

Während in früheren Zeiten Sprachforschung und Sprachpflege sich eher zurückhaltend gegenüberstanden (was natürlich die Wirksam-

keit einzelner Persönlichkeiten wie O. Behaghels nicht ausschloß), ist in der Nachkriegszeit von beiden Seiten her eine größere Annäherung zu verzeichnen. Ihre Anstöße kamen aus verschiedenen Zusammenhängen.

1. Am nachhaltigsten machte sich in der Sprachpflege die Notwendigkeit, für ihre Tätigkeit eine festere wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen, bemerkbar. Nach dem Zusammenbruch von 1945 kamen verhältnismäßig rasch, namentlich durch die Tätigkeit von M. Wachler, Bemühungen um die Wiederaufnahme der Sprachpflege in Gang. Sie führten 1947 zur Gründung der ‚Gesellschaft für deutsche Sprache', wobei eine überraschend große Zahl von Wissenschaftlern beteiligt war. Wenn auch einige personelle Verbindungen mit dem alten ‚Sprachverein' nachwirkten, so war doch die neue Sprachgesellschaft durch wesentlich neue Ziele bestimmt. Vor allem war der Gedanke einer umfassenden Sprachpflege lebendig, die nicht nur einzelne auffällige Sprachschäden und -dummheiten, womöglich besonders Fremdwörter, bekämpfen, sondern in allen Gebieten der Sprache den Gefahren von Fehlentwicklungen nachgehen wollte. Die Besserung sollte dabei weniger durch den Verweis auf starre Regeln als durch Bewußtmachen des gegenwärtigen muttersprachlichen Bestandes herbeigeführt werden. Insgesamt war angesichts einer weitverbreiteten Sprachverwilderung die innere Stärkung eines Gefühls der Mitverantwortung für die Sprachrichtigkeit der wichtigste Gesichtspunkt.
Alle diese Bemühungen erforderten eine Verstärkung der sprachwissenschaftlichen Grundlagen. Günstig war dabei, daß die Sprachgesellschaft bereits 1949 mit der Zeitschrift ‚Muttersprache' hervortreten konnte, die sich im Untertitel ausdrücklich die ‚Pflege und Erforschung' der deutschen Sprache zum Ziel setzte. Da diese Zeitschrift auch für eine Anzahl von Jahren als einzige in Zweimonatsabständen regelmäßig erscheinende Publikationsstelle diente, konnte sie überraschend viele wissenschaftliche Beiträge bieten. Gewiß beachtete man vor allem Probleme, die bei der Beantwortung von Anfragen, der Begründung von Auskünften, der Entscheidung von Zweifelsfällen auftauchten, aber das traf fast immer auf Fragen, die auch wissenschaftlich in Bewegung waren: Methoden wissenschaftlicher Sprachbeschreibung, Bewußtmachen des inhaltlichen Aufbaues der Sprache, Beachtung von Neuerungen und Sprachströmun-

gen, Aufmerken auf sprachliche Wirkungen in den verschiedenen Lebensbereichen. Hatte schon L. Mackensen als Schriftleiter der Muttersprache für viele Gebiete seine besonderen Kenntnisse ausgewertet (Wortbestand, Zeitungssprache, Sprache der Technik usw.), so wurden diese Ziele für die Gesamtarbeit der Gesellschaft vordringlich, als 1953 O. Buchmann die Geschäftsführung übernahm: Die Gedanken einer „Sprachwetterkarte" (mit über das ganze Sprachgebiet verteilten Beobachtungsstellen für das sprachliche Geschehen), die Bearbeitung des aktuellen Wortschatzes (umfassende, möglichst zeitnahe Dokumentation sprachlicher Neuerungen), systematische Aufhellung von Wechselwirkungen zwischen Sprache und Gesamtkultur. Das alles wurde nicht nur geplant, sondern auch energisch aufgebaut und vorangeführt. So konnte O. Buchmann bereits den Plan eines Instituts für Gegenwartssprache aufnehmen zu einer Zeit, als die Möglichkeiten eines umfassenden Instituts für deutsche Sprache noch ganz ungeklärt waren. Bei seiner Tatkraft hätte er sicher von den Gedanken der Sprachpflege her auch in den größeren Plan vieles von Anregungen und Ergebnissen einbringen können, wenn ihn nicht ein plötzlicher Tod 1963 hinweggerafft hätte. So wurden auch die Vorbereitungen für das geplante Institut unterbrochen. Die Sprachgesellschaft behielt zwar das Interesse an der wissenschaftlichen Verstärkung ihrer Arbeit, hoffte aber auf eine sachgemäße Lösung im Rahmen der sich konkretisierenden Pläne eines übergreifenden Instituts. So beteiligte sie sich an der Gründung des Instituts für deutsche Sprache, im besonderen Hinblick auf eine Stelle wissenschaftlichen Bemühens um das Problem der Sprachpflege.

2. Diese Strömungen innerhalb der Sprachpflege trafen sich mit Entwicklungen, die im Zuge der wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Sprache Boden gewannen. Ohne ausdrücklichen Bezug machten sich die Folgen grundlegender Wandlungen in den Zielen der Sprachforschung bemerkbar: Abrücken von einer vorwiegend historisch orientierten Sprachbetrachtung, unter der die Gegenwartssprache mehr am Rande blieb; Vordringen der Gesichtspunkte und Methoden der beschreibenden Untersuchung, die zu wesentlich genauerer Aufnahme des geltenden Sprachbestandes und Analyse der darin wirksamen Strukturen führte; nicht zuletzt die Wendung von den Sprachgestalten zu den Sprachinhalten, die zu dem Wissen über

die sinnliche Sprachform zunehmend einen Einblick in den geistigen Gehalt der Sprache erarbeitete. Überall kamen Fragen zum Vorschein, die nicht nur der Sprachpflege bessere Unterlagen für ihre Auskünfte und Ratschläge brachten, sondern auch ihrerseits durch die Beobachtungen und Entscheidungen der Sprachpflege Anregung und Hilfe gewannen. So war der in der Sprachgesellschaft mit ihren Zweigen und Stützpunkten durchführbare Plan einer ‚Sprachwetterkarte' durchaus geeignet, auch wissenschaftlich auswertbare Materialien über Sprachverhältnisse und Sprachströmungen in den verschiedenen Teilen des Sprachgebietes zu erbringen. Und was in der Aufnahme des ‚aktuellen Wortschatzes' der Sprachpflege ein frühzeitiges Erkennen aufkommender Modewörter, bedenklichen Sprachgebrauchs, eindringenden Fremdgutes herbeiführen und damit eine rechtzeitige Gegenwirkung ermöglichen sollte, das war vor der Gründung des Instituts für deutsche Sprache anderwärts nur schwer realisierbar, jedenfalls für allgemeine wissenschaftliche Zwecke kaum erreichbar. Besondere Anstöße für die aufkommende Sprachinhaltsforschung brachten die bei der Sprachgesellschaft einlaufenden Anfragen über den richtigen Sprachgebrauch: meist stehen dahinter Unsicherheiten oder Veränderungen der inhaltlichen Gliederung, und der Sprachforschung kann nichts Besseres geschehen, als wenn die Sprachpflege solche Fälle zu gemeinsamer Beratung und Lösung der Forschung unterbreitet.

Solche ungesucht auftauchenden Stellen gemeinsamer Probleme führen zu dem Plan, systematisch den Bereich abzustecken, in dem im beiderseitigen Interesse die Kenntnis der Sprache auszubauen wäre. Innerhalb der umfassenden Bemühungen um eine angemessene Sprachbeschreibung, eine ausreichende Beurteilung der Stellung angetroffener Sprachverhältnisse, eine Einsicht in die Strömungen der Sprachentwicklung, wären zwei Blickrichtungen besonders zu beachten:

a) Fragen der Sicherung des sprachlichen Bestandes. Die Sprachpflege hatte bei aller Verschiedenheit des Vorgehens etwas Wesentliches gemeinsam mit der vorherrschenden Methode gestalthaft-grammatischer Sprachforschung: den lehrhaft-konservativen Grundzug. Mit dem Gedanken der Stützung des ‚guten', ‚richtigen' Sprachgebrauchs war vorwiegend Erhaltung des vorgefundenen Sprachstandes gemeint, und das traf sich mit der wissenschaftlichen Vorstellung der ‚Sprachrichtigkeit' als größtmöglicher Übereinstim-

mung mit der geschichtlichen Tradition. Beide Seiten mußten diesen Begriff der Sprachrichtigkeit überprüfen. Die Grammatik, indem sie nicht nur die traditionellen Linien verfolgt, sondern den tatsächlichen gegenwärtigen Sprachstand vorurteilslos aufzunehmen gewillt ist; die Sprachpflege, indem sie die sicher fortdauernde Aufgabe der Sicherung einer erreichten Sprachhöhe nicht verwechseln darf mit den ebenso dringenden Aufgaben der angemessenen sprachlichen Bewältigung der unmittelbaren Gegenwartsaufgaben. Beide sind in gleicher Weise vor die Aufgabe gestellt, volle Gegenwartssprache bewußt zu machen, den Sinn und den Platz festgestellter Neuerungen zu ermitteln und daraus ebenso für die wissenschaftliche Darstellung wie für die helfende Beratung die angemessenen Folgerungen zu ziehen.

b) Vorarbeit für die angemessene Lösung anstehender Aufgaben. Innerhalb der Sprachpflege hat sich die Erfahrung, wie schwer es ist, einen einmal eingetretenen ‚Sprachschaden' wieder auszumerzen, schon lange in die Überzeugung umgesetzt, daß viel mehr Arbeit an die Vorbeugung gesetzt werden sollte: Die beste Erfolgsaussicht dürfte bestehen, wenn man einer frühzeitig erkannten ‚Fehl'-entwicklung Ratschläge für eine bessere Lösung entgegensetzen kann. Das gilt vor allem für die heute ganz in den Vordergrund getretenen Probleme des Sprachausbaues. Die Gegenwart mit ihren stürmischen Fortschritten auf allen Gebieten hat einen solchen Bedarf an neuen Sprachmitteln, daß kaum anzugeben ist, woher man das benötigte Sprachgut gewinnen soll. Damit erheben sich Probleme von gar nicht abzusehender Tragweite: Zufallslösungen oder organisches Wachstum, buntscheckige Ansammlung oder durchschaubarer Ausbau, verwirrendes Nebeneinander oder ineinandergreifende Entwicklung. Zahllose Anfragen, erbetene Ratschläge, Erfragen bestehender Möglichkeiten, all das macht die Sprachpflege darauf aufmerksam, daß hier eine Arbeit auf sie zukommt, für die sie sich rechtzeitig wappnen muß. Daher ist auch schon seit Jahren darüber beraten worden, wie die Vorbedingungen geschaffen werden könnten, um etwa einem neuen Gedanken, einer technischen Verrichtung, einer einzuführenden Ware zu einem ‚passenden' Wort zu verhelfen, weniger in einem verbindlichen Vorschlag, sondern in dem Ausbreiten der bestehenden Möglichkeiten, aus denen dann der Praktiker des betreffenden Gebietes das für seine Zwecke Förderlichste auswählen kann. Praktisch bedeutet das: Aufzeigen und Verleben-

digen der in der deutschen Sprache angelegten Möglichkeiten der Wortbildung, Wecken des Gefühls dafür, was von einer gewählten sprachlichen Lösung abhängt (nicht nur für die Sprache, sondern auch für die ‚Sache'), Anstoßen eines Gedankens der Verantwortung, was von der getroffenen Einzelentscheidung auch wieder abhängt für das Sprachganze. Das führt von selbst zu grundsätzlichen Überlegungen, die sich in der Sprachpflege längst angemeldet hatten: die Frage des Verhältnisses der drei Hauptmöglichkeiten des Ausbaues des Wortschatzes: durch Wortableitung und -zusammensetzung, durch Entlehnung aus fremden Sprachen, durch Bildung von Abkürzungs- und schließlich vollständigen Kunstwörtern. – Um das unter den Notwendigkeiten der heutigen Zeit durchzudenken und zu entscheiden, bedarf es wiederum vertiefter wissenschaftlicher Einsicht: einer synchronistischen Erforschung der Wortbildungsmöglichkeiten der deutschen Sprache, über die bestehende Kenntnis hinausgehend vor allem mit dem Gedanken der ‚inhaltlichen' Tragweite und Leistung; einer auf die inhaltlichen Möglichkeiten achtenden Beurteilung der Entlehnungen von Sprache zu Sprache (auch der pseudoklassischen Prägungen aus Wortstämmen der alten Sprachen), vor allem im Hinblick auf die Folgen für die entlehnende Sprache, die internationale Verständigung usw.; einer grundsätzlichen Überlegung, wie die nicht mehr zu vermeidenden Abkürzungs- und Kunstwörter sich in den verschiedenen Gebieten (vorübergehende Erscheinungen und Waren; dauerhafte Einrichtungen usw.) auswirken. Dies alles sind im Grunde Fragen an die Wissenschaft, die mit einer angemessenen Einsicht in Bestand und Struktur einer Sprache zusammenhängen und Überlegungen anstoßen, die der Sprachforschung durch die energetische Betrachtungsweise sowieso schon nähergerückt sind. (Auch andere Gebiete der wissenschaftlichen Forschung, wie die Mundartforschung mit ihren Einsichten in Bestand und Verlust einheimischer Wortstämme, zu denen vielleicht der nach treffenden Bezeichnungen suchende Sprachverbraucher mit Freude greifen würde, kämen zur Geltung). – Es ist gar nicht alles aufzuzählen, was hier in einer Begegnung von Sprachforschung und Sprachpflege zu fruchtbarer Aussprache und Anregung führen könnte und was in der geplanten Kommission ebenso im Hinblick auf die Bedürfnisse der Sprachpflege wie im Hinblick auf die Notwendigkeiten einer ihrem Gegenstand gerecht werdenden Sprachforschung aufgegriffen und durchdacht werden muß.

Auf solchen Wegen wird die Berechtigung der Gesichtspunkte, unter denen die Gesellschaft für deutsche Sprache sich an den Vorbereitungen zur Gründung des Instituts für deutsche Sprache beteiligte, sich bestätigen. Bei aller Eigenständigkeit der Arbeitsziele werden beide Seiten aus der Tätigkeit der gemeinsamen Kommission Förderung und Nutzen gewinnen.

Die „Prager Thesen über Sprachkultur"

Von Pavel Trost

Ich habe hier von den Thesen über Sprachkultur zu sprechen, die im Prager Linguistischen Zirkel zu Anfang der dreißiger Jahre entwickelt wurden. Diese Thesen liegen jetzt schon mehr als dreißig Jahre zurück. Es fragt sich, was sie jetzt noch bedeuten.

Die Prager Thesen waren zunächst eine Reaktion auf den tschechischen Purismus und die traditionelle Sprachbewertung im tschechischen Bildungsbereich, aber zugrunde lag die neue Sprachauffassung des Prager Linguistischen Zirkels. Die Thesen wurden zunächst in einer tschechischen Sammelschrift von 1932 „Spisovná čeština a jazykova kultura" formuliert, die Verfasser dieser Schrift waren V. Mathesius, B. Havránek, R. Jakobson und J. Mukařovský.

Der volle Anschluß der tschechischen Schriftsprache an die europäische Kultur der Zeit war bekanntlich erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts erfolgt, wobei unter den gegebenen Verhältnissen das Deutsche als Muster diente. Dem mächtigen Einfluß des Deutschen suchte nun gleichzeitig ein entschiedener Purismus zu begegnen. Nach dem ersten Weltkrieg hatte sich zwar die Stellung des Tschechischen gründlich verändert, in den dreißiger Jahren waren Purismus und konservative Sprachideologie schon nicht mehr zeitgemäß, aber sie hatten noch nicht abgedankt. Es wurde immer noch einem Schriftsteller zugemutet, sein Werk vor der Drucklegung von einem bestallten Sprachkenner durchkorrigieren zu lassen. Das Organ der Puristen, das noch immer eine gewisse Autorität besaß, fühlte sich z. B. berechtigt, einem angesehenen Literaturprofessor und Dichter Hunderte von Sprachfehlern – was eben die Puristen als Sprachfehler betrachteten – anzukreiden.

In den Thesen des Prager Linguistischen Zirkels wird nicht Sprach-

reinheit im Sinne der Puristen, sondern ganz etwas anderes zum Hauptanliegen der Sprachkultur erklärt: Stabilität und funktionell-stilistische Differenzierung der Schriftsprache. Als Norm für die Schriftsprache wird die Durchschnittssprache der zeitgenössischen Literatur hingestellt. Die Stabilisierung der Schriftsprache kommt ohne normative Eingriffe nicht aus; dabei sollen jedoch Zweckmäßigkeit, Zeitgeschmack und tatsächlicher Sprachgebrauch maßgebend sein. Es soll keine starre, sondern eine elastische Stabilität erzielt werden, die nicht zu sprachlicher Nivellierung führt. Gerade die funktionell-stilistische Differenzierung macht eine Kultursprache aus. Die Sprache hat nicht schlechthin diese oder jene Aufgabe zu erfüllen, sondern vielfältigen Anforderungen zu genügen, je nach dem besonderen Sprachzweck. Kein Funktionsstil kann einem anderen Maßstab sein.

Das sind die Prager Thesen über Sprachkultur, kurz gefaßt. Ausgesprochen ist hier die Abwendung vom Historismus und vom Organismusgedanken, wonach sich die Sprache absichts- und planlos, nach eigenen unergründlichen Gesetzen entwickelt, und die Wendung zum Funktionalismus. Die Sprache wird nicht als nationale Repräsentation, sondern als Gebrauchsgegenstand betrachtet – wenn auch nicht bloß als Gebrauchsgegenstand. Die Sprache steht vom täglichen Leben bis in die Wissenschaft im Dienst der Mitteilung, aber im täglichen Leben, auf den verschiedenen Gebieten der Praxis und in den Wissenschaften werden recht verschiedene Anforderungen an die Sprache gestellt. Im Gegensatz zur Mitteilungsfunktion steht schließlich die ästhetische Funktion der Sprache in der Dichtung.

Die Prager Thesen über Sprachnormung und Sprachkultur wurden von B. Havránek im Kopenhagener Kongreßvortrag von 1936 weiterentwickelt. Hier wird betont, daß jede Sprache als solche (langue) Normcharakter hat als soziale Norm des Sprechens einer Sprachgemeinschaft. Die Norm einer Kultur- und Schriftsprache unterscheidet sich von der Norm, die jeder Sprache innewohnt, nur dem Grade nach. Normative Eingriffe der Grammatiker in die schriftsprachliche Entwicklung finden regelmäßig statt und sind vollauf berechtigt, wenn auf diese Weise die planmäßige Befriedigung sprachlicher Bedürfnisse gesichert wird. Die Auslese der Sprachmittel soll vom strukturellen Gesichtspunkt aus getroffen werden: die durch die synchronen Strukturzusammenhänge einer Sprache

bedingten Erscheinungen sollen vor antistrukturellen Elementen den Vorzug haben.

In der neuen kulturpolitischen Situation nach dem zweiten Weltkrieg konnte die tschechische Linguistik nicht mehr die Prager Thesen über Sprachkultur vertreten. Heftiger ideologischer Kritik war insbesondere die Auffassung vom Gegensatz kommunikativer und ästhetischer Sprachfunktion ausgesetzt. Es wurde ein monolithisches Modell der Nationalsprache vorgeschrieben, die funktionell-stilistische Spaltung der Einheit verworfen. Darüber ist man heute freilich schon mehr oder weniger hinaus. Und heute gibt man außerdem fast allgemein zu, daß hierzulande der Stand der Sprachkultur im öffentlichen Leben, in den Massenmedien höchst unbefriedigend ist. Diese Lage hat natürlich soziologische Gründe, sie gibt sich eben in der undifferenzierten Verwendung der Sprachmittel kund, in ständigen stilistischen Grenzüberschreitungen.

Was ist vom heutigen Stand der Sprachwissenschaft aus zu den Prager Thesen zu sagen? Die Sprachwissenschaft hat nicht Sprachpolitik und Sprachideologie zu ersetzen, sondern zu enthüllen. Sie enthüllt das monolithische Modell der Nationalsprache als primitiv und unreal in der gegenwärtigen Welt. Heute geht nicht nur die Dichtung, sondern auch die künstlerische Prosa so sehr eigene Wege, daß die allgemeine Sprachnorm dort nicht mehr geschöpft werden kann. Heute wird niemand mehr bestreiten, daß planmäßige Eingriffe in die geschriebene und auch die gesprochene Sprache möglich sind, daß Sprachlenkung durch diese oder jene Instanz wenigstens teilweise erfolgreich sein kann. Sprachnormung und Sprachplanung greifen in der gegenwärtigen Welt immer mehr um sich, und es werden größere Aufgaben ins Auge gefaßt als je zuvor.

Ist aber die Frage der Sprachrichtigkeit gelöst? Ergibt sich die richtige Norm unmittelbar aus der Erkenntnis von Funktion und Stellung im System? Es trifft kaum zu, daß die Wertung von Sprachneuerungen vom funktionellen und strukturellen Standpunkt zu eindeutigen Entscheidungen führt. Jede sprachliche Neuerung läßt sich funktionell irgendwie rechtfertigen. Und der Zusammenhang der einzelnen Teile einer Sprache ist nicht durchwegs von der Art, daß ein bestimmtes Teilstück ein bestimmtes anderes entweder fordert oder ausschließt.

Jetzt ist z. B. oft von Wert oder Unwert der sogenannten Satzklammer im Deutschen die Rede. Nicht zufällig und mit gewissem Recht

wird jetzt die spöttische Kritik ernst genommen, die einst Mark Twain vom Standpunkt des Englischen an der deutschen Sprache übte. Doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Rahmenkonstruktion des Deutschen eine Funktion hat: sie verleiht dem Satz (einem Satz von größerem Umfang) eine geschlossene, festere Struktur. Auch kann die Rahmenkonstruktion im Deutschen nicht als antistrukturelles Element angesehen werden. Es handelt sich nämlich um einen sehr ausgedehnten Erscheinungskomplex. Was man für gewöhnlich unter Satzklammer (Zweiteilung des Prädikats) versteht, umfaßt selbst schon mehr als nur einen Typ: da gibt es die Typen *Er hat mit dem Vater gesprochen, Er soll mit dem Vater sprechen, Er spricht sich über die Angelegenheit aus, Er fährt gerne Rad.* Aber auch der Typ *Er war gestern mit seiner Frau im Theater, Er wohnt seit einigen Jahren in der Schillerstraße* gehört hierher. Nach Fourquet gilt für die Reihenfolge der Elemente in der Prädikatssphäre, daß ein Element um so weiter vom verbalen Kern wegrückt, je enger es ihm inhaltlich verbunden ist. Meines Erachtens stimmt diese Regel insoweit, als die miteinander am engsten verknüpften Elemente auseinandertreten und den Rahmen für die anderen bilden; im übrigen spielt die Thema-Rhema-Gliederung herein. Der Satzklammer analog ist offenbar die Klammerkonstruktion in der Nominalphrase, z. B. *das durch den Krieg verwüstete Land.* Aber mit der Satzklammer hängt noch mehr zusammen. Der Typus *Er bittet mich, das Buch zu lesen* zeigt nicht nur die gleiche Voranstellung des determinierenden nominalen Gliedes, sondern es liegt hier ebenfalls eine Klammer vor, die sich vom Verbum finitum bis zum Verbum infinitum erstreckt. Zum infinitivischen Typ *Er bittet mich, das Buch zu lesen* stellt sich der äquivalente Nebensatztyp *Er bittet mich, daß ich das Buch lese:* auch hier ist die Klammerkonstruktion festzustellen. Das Klammerprinzip ist also im Deutschen ein umfassendes Strukturgesetz. Trotzdem ist der Widerstand gegen die Umklammerung unzweifelhaft vorhanden. Freilich richtet sich dieser Widerstand in der heutigen Sprache, wie es scheint, nur gegen allzu weite Spannungsbögen. Er äußert sich darin, daß nur der Satzkern eingeklammert wird und die übrigen Satzelemente außerhalb der Klammer, d. h. im Nachfeld des Satzes, bleiben.

Ich glaube, wie die Prager Linguistik der dreißiger Jahre, so sind auch die Prager Thesen über Sprachkultur trotz allem auch heute noch von gewissem Interesse.

Sprachpflege in Österreich

Von Maria Hornung

Am 18. Januar 1967 hielt Prof. Björn Collinder aus Uppsala an der Wiener Universität einen Vortrag über Sprachpflege im skandinavischen Norden. Er verwies dabei auf Island und Finnland als zwei Länder, in denen offizielle Sprachpflege mit einem Nachdruck und in einem Ausmaß betrieben wird, die in Österreich undenkbar sind, während seinem Bericht zufolge die Sprachpflege in Norwegen und Schweden mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen habe. Immerhin hat Collinder selbst, im Kampf gegen das Überhandnehmen von Fremdwörtern, für die schwedische Sprache 8000 mehr oder weniger vergessene heimische Ersatzwörter in Vorschlag gebracht. Es erscheint sinnvoll, einleitend auf Collinders Bericht hinzuweisen, um durch Gegenüberstellung der skandinavischen und der österreichischen Verhältnisse von vornherein klar zum Ausdruck zu bringen, daß die Sprachpflege in Österreich keineswegs in Intensität oder Extensität an jene in den nordischen Ländern heranreicht.

Zunächst muß vorausgeschickt werden, daß die Sprachpflege in Österreich keinen amtlichen Charakter hat – wie es nach Collinders Angabe etwa im Norden der Fall ist – und auch der Mitwirkung der Universitäten entbehrt. Selbstverständlich finden an den österreichischen Hochschulen die üblichen Kurse für Technik des Sprechens und der Rede statt und sind auch für Germanisten, die das Lehramt anstreben, verpflichtend. Es wird aber nicht seitens der Universitäten eine in die Breite des Volkes wirkende Sprachpflege irgendwelcher Art betrieben, wie dies in manchen andern Ländern üblich ist. Seit etwa 20 Jahren wurde an der Wiener Universität nicht einmal mehr eine Vorlesung über „Grammatik der Gegenwartssprache" gehalten, bis die Berichterstatterin im Jahre 1966 damit begann. Doch diese

ist zur grammatischen Ausbildung der Studierenden gedacht und um ihnen – um mit Hugo Moser zu sprechen – Einblick in das „Ringen um eine neue deutsche Grammatik" zu geben, nicht aber etwa in einem allgemein sprachpflegerischen Sinn.

Die gegenwärtige Sprachpflege in Österreich ist mehr oder weniger privat. Sie beruht im wesentlichen auf drei Stützen: 1. der sogenannten Sprachpolizei, 2. dem Verein Muttersprache, 3. auf publizistischer Tätigkeit von Sprachpflegern.

Sicherlich anerkennenswerte Verdienste hat sich die sogenannte „Sprachpolizei" erworben. Es handelt sich dabei um eine seit 15 Jahren beim österreichischen Rundfunk bestehende Sendereihe. Sie wurde vom Hauptschuldirektor Karl Hirschbold ins Leben gerufen und wird seither stetig von ihm betreut. Bisher fanden mehr als 260 Einzelsendungen in vierzehntägigen Abständen statt. Hirschbold versteht es, die sprachliche Belehrung in unterhaltsamer Einkleidung zu bringen. Er ließ z. B. den Genitiv als armes Mädchen auftreten, das weinend über die Mißhandlungen klagte, die es allenthalben erfuhr. Dabei wurden vor allem die zahlreichen Tafeln aufs Korn genommen, auf denen früher in den Sommermonaten in Österreich zu lesen war *„Wegen Urlaub geschlossen"* oder *„Wegen Umbau gesperrt"*. Tatsächlich stellte sich ein Erfolg ein, und es kann als erwiesen gelten, daß seit der betreffenden Sendung das Genitiv-s nunmehr in den meisten Fällen seinen Platz einnimmt. Es gelingt Hirschbold immer wieder, seinen Hörern etwas Neues zu bieten. Vor allem kommt es ihm darauf an, seine Zuhörer zu aktivieren und aus ihnen selbst Sprachpolizisten zu machen, die den „Schluderern", wie er die Sprachsünder nennt, das Handwerk legen. Tatsächlich laufen ständig einschlägige Zuschriften beim österreichischen Rundfunk ein; Ende des vergangenen Jahres waren es bereits 110000. Meist handelt es sich dabei um „Meldungen" und „Anzeigen", also Mitteilungen von sprachlichen Fehlern, die Rundfunkhörern irgendwo untergekommen sind. Vielfach werden auch Photographien von fehlerhaften Warnungstafeln und Wegweisern, manchmal ganze Werbeschriften und sogar Plakate eingesandt. Manche Eltern schicken auch die Schulaufsätze ihrer Kinder zur Begutachtung ein. Viele fragen fernmündlich im Rundfunk an, wenn sie eine sprachliche Unklarheit nicht bewältigen können. Auch öffentliche Institutionen, Einrichtungen der Gemeinde Wien zum Beispiel, haben sich an Hirschbold wegen der Stilisierung von Texten gewendet. Das Telefonamt hat auf Einschreiten

der „Sprachpolizei" den bei Überlastung der Leitungen auf Tonband laufenden Entschuldigungssatz von *„Sind Sie bitte nicht ungehalten ..."* auf *„Seien Sie bitte nicht ungehalten ..."* geändert, und der sprachlich unrichtige Vermerk *„Die Nachahmung der Banknoten wird gesetzlich bestraft"* wurde nach Intervention der Sprachpolizei nicht mehr auf die österreichischen Geldscheine gedruckt. Zu den weitgehend beseitigten Fehlern gehört auch die unrichtige Mehrzahl *„Schillinge"* bei Preisangaben, während das fehlende -n des Dativs Plur. auf Speisekarten in *„Rindsbraten mit Nudel"*, *„Geselchtes mit Knödel"* statt *„Nudeln"*, *„Knödeln"* noch vielfach vermißt wird. Näheres zu Methoden und Erfolgen der „Sprachpolizei" findet sich in einem Aufsatz von Karl Hirschbold, Zehn Jahre Sprachpolizei (Neue Volksbildung, 13. Jg., Heft 12, 1962).

Bemerkenswert im Rahmen dieser Art von Sprachpflege sind Hirschbolds Publikationen: „Achtung! Sprachpolizei!" (3. Aufl. 1956), „Tagebuch eines Sprachpolizisten" (1958), „Diktieren und Tippen" (1962), das auch im Südwestverlag München in Lizenzausgabe erschienen ist, und „Satzzeichen, richtig gesetzt" (1964), alle Verlag für Jugend und Volk, Wien. Seit kurzem hat auch das Österreichische Fernsehen unter dem Titel „Deutsch für Inländer" eine von Hirschbold und Hans Hagen besorgte Sprachpflegesendung in sein Programm aufgenommen. Sie hat kabarettistischen Charakter. Zu erwähnen ist noch die Sendung „Aus der Kitschkiste", in der Peter Hey in derb-heiterer Weise zu sprachlichen Unsitten Stellung nimmt.

Die zweite sprachpflegerische Einrichtung Österreichs ist der Verein „Muttersprache" als Nachfolger des ehemaligen Deutschen Sprachvereins in Wien und seine Zeitschrift „Wiener Sprachblätter"; derzeitiger Obmann ist Univ.-Prof. Dr. Erwin Mehl, Wien. Seit der Neugründung im Jahre 1949 wurde durch diesen Verein gute sprachpflegerische Arbeit geleistet, eine reiche Vortragstätigkeit entfaltet und neben der Zeitschrift, die eine Auflage von 1500 Stück hat und jährlich sechsmal erscheint, auch eine Kleinbuchreihe herausgegeben. Der Verein hat seinen Sitz in Wien, die Mitgliederzahl bewegt sich um 1350 Personen, in Graz gibt es einen Zweigverein, in Leoben eine dazugehörige Arbeitsgemeinschaft, in Klagenfurt und Innsbruck haben sich eigene Vereine gebildet. Der Wiener Verein lenkt großes Augenmerk auf die Ausmerzung von Fremdwörtern, ist außerordentlich konservativ, will von Sprachneuerungen nichts wissen, lehnt die Kleinschreibung ab und propagiert den Frakturdruck und

die Kurrentschrift. Von einem Wirken in die Breite kann bei der verhältnismäßig geringen Mitgliederzahl und den nur von einer kleinen Menschengruppe besuchten Vorträgen kaum die Rede sein. Immerhin sind einige Eingaben an das Unterrichtsministerium, das Verkehrsministerium und an das Parlament bezüglich der Stilisierung von amtlichen Texten erfolgreich gewesen. Leider gestalten sich die sprachpflegerischen Bestrebungen in diesem Verein in einer Weise, die oft an Beckmesserei grenzt. In den „Sprachblättern" erscheinen alljährlich lange Sündenregister, in denen die „Fehler" angeprangert werden, die einzelne Mitarbeiter der Sprachblätter sich in ihnen selbst geleistet haben. Dem Leben der Sprache und der nun einmal gegebenen Veränderlichkeit des Sprach- und Schriftgebrauchs wird nicht das richtige Verständnis entgegengebracht, sondern die Gültigkeit bestimmter Normen beharrlich vertreten. Auf diese Weise wird der Sprachpflege jedoch nur einseitig gedient.

Die dritte Form der Sprachpflege erfolgt in Österreich durch Zeitungsartikel, so in den sogenannten „Sprachecken" des Linzer Steuerbeamten Josef Viktor Stummer, die in verschiedenen Zeitungen regelmäßig erscheinen. Stummer hat auch einige verbreitete Broschüren über richtiges Schreiben und Sprechen herausgebracht; es darf aber nicht verschwiegen werden, daß trotz seines anerkennenswerten Bemühens in seinen Sprachecken manchmal unrichtige Behauptungen gemacht werden. Somit ist auch diese sprachpflegerische Betätigung von beschränkter Bedeutung. Verhältnismäßig selten finden sich, von den genannten ständigen Einrichtungen abgesehen, Zeitungsnotizen sprachpflegenden Inhalts. Die Wochenschrift „Die Furche" z. B. bringt gelegentlich in ihren „Querschnitte" benannten Glossen Stellungnahmen zum Zeitungsdeutsch, die meist trefflich sind.

Wenn man den sprachpflegerischen Bestand in Österreich überblickt und sich – von der unterhaltsamen, aber doch sehr ernst gemeinten Tätigkeit Karl Hirschbolds abgesehen – so recht der Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Sprachpflege in Österreich bewußt wird, muß man sich wundern, daß doch das allgemeine schrift- und umgangssprachliche Niveau in Österreich ein relativ hohes ist. Es scheint nicht, daß Österreich in seinem Alltagsdeutsch hinter anderen deutschen Landschaften zurücksteht, man darf es sogar wagen, das Gegenteil zu behaupten. Das Sprachgewissen ist wach, und Rundfunksprecher wie Journalisten zeigen trotz mancher Entgleisungen ein stilistisches

Bemühen. Das Eindringen unnötiger Fremdwörter ins Alltagsleben ist in Österreich lange nicht so ausgeprägt wie in manchen bundesdeutschen Landschaften. Wahrscheinlich ist dafür der im Grenzland durch ständige Berührung mit fremden Nachbarsprachen geschärfte Sprachsinn verantwortlich zu machen, vielleicht auch eine gewisse künstlerische Begabung, die der Österreicher nun einmal besitzt und die sich in Sprachgefühl und Sprachgestaltung ausdrückt. Jedenfalls verstehen es die österreichischen Schulen, auf diesen glücklichen Anlagen richtig aufzubauen.

Eine große spracherzieherische Bedeutung kommt der wertvollen österreichischen Literatur zu. Es ist erwiesen, daß selbst Menschen aus den einfachsten Bevölkerungsschichten ein echtes Verhältnis zu Dichtern wie Stifter, Ebner-Eschenbach, Weinheber oder Waggerl haben und ihren sprachlichen Ausdruck unbewußt an ihnen schulen. Große Bedeutung kommt in den Städten dem Theater zu und insbesondere in Wien dem Burgtheater, das von breiten Bevölkerungsgruppen regelmäßig besucht wird. Es sei dahingestellt, ob es eine zweite Stadt im deutschsprachigen Raum gibt, deren Bewohner ein so inniges Verhältnis zu den Klassikern haben wie die Wiener. Wenn Franz Grillparzer in seinem Gedicht „Abschied von Wien" davon spricht, daß der Wiener in „halber Poesie" lebe, dann darf man in der damit angedeuteten Anlage und Haltung vielleicht den letzten Grund für die Tatsache sehen, daß – trotz relativ mangelhafter Sprachpflege – die Hoch-, Schrift- und Umgangssprache in Österreich ein grammatisch und stilistisch hohes Niveau haben.

Sprachpflege in der Schweiz

Von Bruno Boesch

Ein Bericht über die Sprachpflege in der deutschen Schweiz muß beide Formen unserer Muttersprache ins Auge fassen: die Mundart und die Hochsprache. Umgangssprache als Zwischenschicht im Sinne eines besonderen Sprachkörpers gibt es kaum; wohl versehen die von allen Teilen der Bevölkerung gesprochenen Mundarten die Funktion der regionalen Umgangssprache, sie sind aber selbst keine solche: sie besitzen noch die dialektale Bindung an einen mehr oder minder fest umrissenen landschaftlichen Raum. Zwar läßt sich auch in der Umgangssprache der deutschen Länder das meiste von dem ausdrükken, was die Mundarten leisten, und zwar auf eine Weise, die ebenfalls einen heimatlichen Unterton aufweist, aber es ist nicht unsere Weise, es zu sagen: diese wird, allen Ausgleichstendenzen im Innern zum Trotz, gegen Außen als eine Sprache besonderen Zuschnitts empfunden, mag sich auch dieser nationale Aspekt wissenschaftlich nicht halten lassen, denn die alemannischen Mundarten decken sich nicht mit den staatlichen Grenzen der Schweiz.

Diese Grenzen umfassen dazu drei weitere Landessprachen mit teilweise noch erhaltenen Dialekten; im Rahmen eines mehrsprachigen Staates bedeutet Sprachpflege zugleich Sprachschutz. Ich muß später noch begründen, warum auch die sprachliche Mehrheit dieses Schutzes bedarf, möchte jedoch einsetzen mit der Frage nach dem Stand der Mundart, ihrer Stellung zur Schriftsprache sowie der Pflege, die sie erfährt.

Die Mundart verdient bei uns noch diesen Namen, da sie fast nur gesprochen wird, wenn wir von der Mundartdichtung, die ein Dasein am Rande führt, absehen. Bei der Hochsprache ist es umgekehrt: wir schreiben sie praktisch nur, sprechen sie (aufs Ganze gesehen)

nur selten, hören sie aber, seit es Rundfunk und Fernsehen gibt, immer häufiger. Gegenüber der einheitlichen und dank der Schrift gewichtigeren Hochsprache haben die Mundarten keinen leichten Stand. Obschon die Mundart praktisch die einzige Sprechsprache ist und damit allen Gegenständen der Rede genügen muß, ist sie doch für den höheren Gebrauch, das geistige Leben, recht unentwickelt geblieben. Wie alle anderen deutschen Mundarten hat auch das Alemannische seit den althochdeutschen Anfängen eine Schriftsprache neben sich gehabt, nur ist sie seit rund 400 Jahren nicht mehr die alemannische, sondern mit dem Heraufkommen der nhd. Schriftsprache eine mehr mitteldeutsche und anfangs den Alemannen und Oberdeutschen noch sehr fremde Form des Deutschen. Hätte die alemannische Schriftsprache weitergelebt, so wäre diese sicherlich der Mundart näher geblieben: ein enger Austausch hätte auch die Mundart stärker am geistigen Leben teilnehmen lassen und die Kluft zwischen Mundart und Hochsprache, die das Sprachleben der Schweiz erheblich belastet, wäre weniger einschneidend: ob zum Vor- oder Nachteil der Mundart, läßt sich schwer sagen. In der gefühlshaltigen Rede und in der Dichtung hat das Schweizerdeutsche, z. B. in der Predigt, noch bis ins 18. Jahrhundert nachgelebt und im 20. Jahrhundert in der Dichtung, wenn auch selten genug, wieder eine Stilhöhe erreicht, die dem Hochdeutschen nicht nachzustehen braucht: ich denke an Gedichte des Baselbieters Traugott Meyer oder die Homerübersetzung ins Berndeutsche von Albert Meyer. Die Mundart ist also durchaus nicht dazu verurteilt, nur Ausdruck des Alltags zu sein; daß die Hochsprache umgekehrt leichter den Klang des Feiertäglichen um sich verbreiten kann, liegt an ihrem selteneren mündlichen Gebrauch, was die Achtung, aber auch die Scheu vor ihr vermehrt.

Der Zürcher Romanist Tappolet hat im Jahre 1901 über den Stand der Mundarten in der französischen und deutschen Schweiz geschrieben.[1] Er hat den Verlust der Mundarten auf großen Strecken des französischen Sprachgebiets festgestellt; zu etwas anderen Ergebnissen wäre er auf dem Gebiet der lombardischen und rätoromanischen Dialekte gelangt, wiewohl auch hier, besonders im Tessin, das Verhältnis zwischen Schriftitalienisch und Mundarten sich dauernd zu deren Ungunsten verschiebt, während im Rätoromanischen

[1] E. Tappolet, Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz, Mitt. d. Ges. f. dt. Spr. in Zürich, Heft VI, 1901.

die vier Schriftsprachen (bei 40000 Sprechern) und die konfessionellen Gegensätze den Zusammenschluß und damit auch die Abwehr gegen das Deutsche erschweren. Wie einen Naturprozeß sah Tappolet auch das Ende der schweizerdeutschen Mundarten noch in diesem Jahrhundert herannahen. Er hat sich getäuscht; von den Wörtern, die er im Jahre 1901 als höchst bedroht oder dem Untergang geweiht ansieht, leben einige heute noch, wenn sich auch der passive Sprachschatz zusehends auf Kosten des aktiven bereichert, zum Trost aber in einem unserer reichhaltigsten deutschen Sprachmuseen, dem Idiotikon, greifbar bleibt. Die Achtung vor der Mundart ist jedoch seit dem Anfang des Jahrhunderts beträchtlich gestiegen, und damals bestehende Tendenzen, sie aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen, wirken sich mit Absicht nicht mehr aus. Aber äußere und innere Gefahren halten unvermindert an, haben sich wohl noch erheblich vermehrt.

Die Gefahren liegen für beide Seiten, für die Schriftsprache, besonders aber für die Mundart, in der jedem kleinen Kinde schon fühlbaren engen Verwandtschaft der beiden Sprachformen. Das Niederdeutsche hätte von hier aus gesehen die günstigere Lage. Walter Henzen hat, in der Nachfolge Socins, die Einwirkung der höheren Sprache auf breiter Ebene untersucht, für die Schweiz aus unmittelbarer Anschauung heraus; Hans Trümpy hat das Sprachleben des 17. und 18. Jahrhunderts mit aller Gründlichkeit aus den Quellen beleuchtet.[2] Dabei hatten sich frühere Generationen viel unbefangener im Umkreis der beiden Sprachen bewegt: man denke an Gotthelf, der sich mit grandioser Sicherheit auf beiden Ebenen wohl fühlt und dessen Mischsprache von einem intuitiven Stilgefühl geleitet ist, bald intim und nahe sein kann, bald mit erhobenem Zeigefinger und von nächtigem Höhenfluge. Auch das Volkslied des 18. und 19. Jahrhunderts hält sich erstaunlich frei zwischen den Ebenen, und bei Joh. Peter Hebel wäre heute vieles als schriftsprachlich anzukreiden, wenn uns nicht auch hier der Blick auf die dichterische Qualität derartige Beckmesserei verböte. Was uns aber heute – und ich glaube mit zunehmender Hellhörigkeit – verletzt, das ist die Zwittersprache auf der Gebrauchsebene und vor allem in der öffent-

[2] Walter Henzen, Schriftsprache und Mundarten, Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen, 2. Aufl. Bern 1954; Adolf Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen in alter und neuer Zeit, Heilbronn 1888; Hans Trümpy, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jh., Basel 1955.

lichen Rede, das „Großratsdeutsch", ein Bastard, der ein schriftdeutsches Konzept unbesehen in die Mundart hinübernimmt, ohne Umdenken und Neufassen: eine sprachliche Nachlässigkeit, die keinerlei eigene Stilebene für sich beanspruchen darf und die sich bei einiger Mühewaltung durchaus vermeiden ließe. Wenn nicht alles täuscht, ist das Sprachgefühl empfindlicher geworden, und wer sich nicht öffentlich bloßstellen will, überlegt sich die Wahl der Sprachform heute gründlicher. Daneben gibt es aber auch die ganz bewußte Pflege älterer Mundart etwa der Jahrhundertwende mit vorsätzlichem Ausspielen alter Ausdrücke, auf welchen die Pfleger dann mit besonderer Wollust herumreiten. Das kann noch mehr verstimmen als die Verwendung von Fremdwörtern, worin die Mundart hinter der Hochsprache keineswegs zurücksteht, in der Anpassung an das eigene Lautbild aber viel weitergeht, so daß diese dem Kleide der Sprache als nicht allzu störende Flicken aufgenäht sind; so bunt gefleckt wie im Elsaß ist das Gewand unserer Mundart allerdings nicht.

Andere Gefahren ergeben sich aus der Sprachmischung im Zuge des modernen Verkehrs und der Binnenwanderung, wobei gerade die besonders ausgeprägten Mundarten am gefährdetsten sind, weil sich ihre Sprecher bemühen, im Verkehr mit den Ortsfremden nicht zu sehr aufzufallen. Auch die Basler scheinen sich auf Grund ihrer Mundart etwas minderwertig zu fühlen, wenn man dem *Glopfgaischt,* dem wackeren Sprachpfleger der Basler „Nationalzeitung" glauben will: *Schämmen Ich doch nit all Daag vor Zuezoogenen uus andere Kanteen, dass er Baasler sinn und Baaseldytsch kenne, wills's Eier Muettersprooch isch.* Und er stellt weiter fest, daß *aalewyl d'Manne zerscht uffs Baseldytsch verzichte. D Maitli und d Fraue hänn weeniger Angscht vor der aigne Muettersprooch.*[3]

Um der Mischsprache entgegenzutreten, hat man den Ruf nach sauberer Trennung der beiden Bereiche erschallen lassen, nach einer Grenzbereinigung.[4] Das läßt sich in der Theorie leichter vertreten, als in der Praxis durchführen. Man hat gesagt: Das Volk erträgt die „Doppelsprachigkeit" nicht auf die Länge.[5] Es erträgt sie durchaus,

[3] Nationalzeitung Basel vom 14. Februar 1954. Der Verfasser heißt mit seinem bürgerlichen Namen Robert B. Christ.

[4] Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, jedes an seinem Ort. Eine Sammlung von Stimmen, hrsg. vom Deutschschweizerischen Sprachverein, Zürich 1938; Otto von Greyerz, Unsere Pflichten gegenüber Mundart und Schriftdeutsch, Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins 1936, Sonderabdruck.

[5] So Tappolet, a.a.O., S. 37.

aber die Mundart muß dabei Haare lassen, und die Schriftsprache auch. Können denn etwa die Gebildeten – bei aller Bewußtheit der sprachlichen Lage – eine saubere Trennung durchhalten, wenn sich die Germanisten über die zweite Lautverschiebung und die Philosophen über Heideggers „Holzwege" in der Mundart unterhalten?
Und doch denkt niemand daran, je nach Gesprächsstoff fallweise von der einen auf die andere Ebene hinüberzuwechseln. Der schon zitierte *Glopfgaischt* meint: *Lieber e Dialäggtreed mit enme Hämpfeli grumme Latten im Gartehaag, als numme soi-disant hoochdytschi Reede, wie's in der Ostschwyz im Schwang isch!*"[6] Adolf Guggenbühl, der zu den Gründern des „Bundes Schwyzertütsch", eines Vereins zur Pflege der schweizerdeutschen Dialekte, gehört, ging darin noch weiter und forderte in der öffentlichen Rede, in der Politik, Schule und Kirche vermehrten oder gar ausschließlichen Gebrauch des Schweizerdeutschen, in der Annahme, daß sich mit vermehrter Übung auch die Mundart verbessere und die Ausdrucksmöglichkeiten, soweit nicht schon ungenutzt vorhanden, sich schon einstellten.[7] Inzwischen ist man sich aber doch der Grenzen bewußt geworden, mancher sektiererische Hitzkopf verstummt, und man legt den Nachdruck nicht auf vermehrten, sondern auf besseren Gebrauch der Mundart.[8]
Ein Versuch in der Mundart kann bisweilen sogar bei abstrakten Gegenständen glücken, und ich würde mich anheischig machen, dieses Referat in gutem Schweizerdeutsch zu halten: die Vorbereitung würde mich allerdings, im Vergleich zur Schriftsprache, das Dreifache an Zeit kosten; auf Grund eines schriftdeutschen Konzepts unmittelbar in die Mundart zu übertragen, ist nicht jedermanns Sache und bedarf jedenfalls großer Übung.
Dabei muß man sich darüber klar sein, daß besseres Schweizerdeutsch nicht unbedingt ein besonders altertümliches, urchiges Schweizerdeutsch sein muß. Auch der Mundart muß ein Wandel zugestanden werden, der erst dann gefährlich wird, wenn er die Satzstruktur verbiegt und nur mehr ein notdürftiges alemannisches Lautgewand bewahrt. Beim Wortschatz muß im Grunde dieselbe Duldung herrschen wie im Hochdeutschen auch, und es muß vor allem das Ganze eines Wortfeldes mitsprechen bei einer Kritik, um die wir sicher in vielen

[6] Nationalzeitung Basel vom 28. November 1953.
[7] Adolf Guggenbühl, Warum nicht Schweizerdeutsch? Gegen die Mißachtung unserer Muttersprache, Zürich 1937.
[8] Es erübrigt sich, für diese Forderung Belege beizubringen: sie wird in jeder Abhandlung, die sich mit der Mundart befaßt, erhoben.

Fällen nicht herumkommen. Immer neue Nahrung zieht die Mundart aus der Gassensprache, dem Slang, der als betont volkssprachliche Sprachschicht, die er sein will, zwar nicht beliebig in die Ortsmundart einfließen kann und sollte, der aber mit den Mitteln der Wortbildung und allen Registern der volkstümlichen Stilistik dauernd Neues schafft auf Grund von Sprachprozessen, die dieselben sind wie in den Stammundarten auch. Der Sprachsoziologie, der Sprachpsychologie und der Stilistik der Volkssprache ist hier ein weites, noch kaum beackertes Feld eröffnet.[8a]

Im „Bund Schwyzertütsch", der in der Zeit der sogenannten geistigen Landesverteidigung 1938[9] von Eugen Dieth begründet wurde, – aber auch schon weit früher im Deutschen Sprachverein,[10] – hat die mundartliche Sprachpflege Gestalt angenommen. Es wurde die Mundartdichtung gefördert und der Sinn für Qualität geschärft,[11] für die Schulen wurden Mundartfibeln, und Sprachlehren, die auf der Mundart aufbauen,[12] geschaffen, es wurde eine einheitliche Dialektschrift erarbeitet,[13] es wurde und wird in Zeitungen in Sprachecken unablässig auf den Leser eingewirkt,[14] es wurde eine Sprachstelle begründet, die Auskünfte an Ämter und Private erteilt, es gibt im Rundfunk Beauftragte, die Mundartbeiträge auf ihre Echtheit prüfen,[15] wobei ihnen

[8a] Fritz Herdi, Limmatblüten, Zürich 1955; ders., Limmatfalter, Zürich 1956; Wiesely, Verstoosch Hösch, e Gugge voll Chnullerisprüch, 3. Aufl., Basel 1950; Bruno Boesch, Zur Stilistik der schweizerdeutschen Volkssprache, Schweiz. Archiv f. Volkskunde 59, 1963, S. 166ff.

[9] Zur Orientierung über die Ziele des Bundes Schwyzertütsch vgl. man: Heimatschutz, Sonderheft: Heimatschutz und Muttersprache, 41. Jg., Nr. 1, Mai 1946. Mundartpflege, 25 Jahre Bund Schwyzertütsch, Sonderdruck Heimatschutz, 58. Jg., Nr. 3, November 1963; Rudolf Trüb, 25 Jahre Bund Schwyzertütsch, Neue Zürcher Zeitung, Nr. 133, 16. Mai 1963.

[10] August Steiger, Sprachlicher Heimatschutz in der deutschen Schweiz, Erlenbach bei Zürich, o. J., ders., Was können wir für unser Schweizerdeutsch tun? Basel 1924.

[11] Zum Beispiel in Anthologien wie Schwyzer Meie, hrsg. von A. Guggenbühl und G. Thürer, 3. Aufl., Zürich 1938; Bluemen us euserem Garte, hrsg. von A. Guggenbühl und K. Hafner, Zürich 1942. Schwizer Schnabelweid, hrsg. von Traugott Vogel, Aarau 1938, Holderbluescht, ein alemannisches Mundartlesebuch (enthält auch Beiträge aus Baden, dem Elsaß, Vorarlberg und Liechtenstein), Aarau 1962. Dieses Buch ist, im Bestreben, alle Landschaften zu Worte kommen zu lassen, gelegentlich zu unkritisch.

[12] Otto von Greyerz, Deutsche Sprachschule für Schweizer Mittelschulen, Bern 1934; Glarner Sprachschule, Glarus 1949.

[13] Schwyzertütschi Dialäktschrift, Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte von Eugen Dieth, Zürich 1938.

[14] Regelmäßig im Berner „Bund", der „Basler Nationalzeitung" und im Zürcher „Tagesanzeiger".

[15] Im Studio Zürich wirkt segensreich Dr. Adolf Ribi.

natürlich das spontane Gespräch oft genug durch die Latten geht, es wurden vor allem allgemeinverständliche Grammatiken und Wörterbücher verfaßt,[16] welche die Ortsmundart in ihrem alten Bestand zeigen und damit der Verpanschung durch andere Mundarten und die Schriftsprache wehren sollen, es wurde eine Reihe weiterer Publikationen zur Mundartpflege angeregt oder durch Kulturstiftungen wie „Pro Helvetia" gefördert.[17] Dieses Schrifttum nimmt bereits einen beachtlichen Umfang ein, wovon man sich in Sondereggers Bibliographie zur Mundartforschung überzeugen kann.[18]

Das Verhältnis des Schweizers zur deutschen Hochsprache ist leider nicht ganz unbelastet von Ressentiments, die in das Gebiet der Volks- und Völkerpsychologie gehören. Man muß das Kind beim Namen nennen: es spielt eine Abneigung gegen „die Deutschen" mit hinein, die sich rational schwer begründen läßt, und jene, die diese Abneigung nicht loswerden, sind sich auch durchaus bewußt, daß sie sich, wenigstens jetzt in der Nachkriegszeit, von einem unkontrollierten Gefühl leiten lassen. Man scheut sich meist, den tieferen Gründen nachzugehen. Erich Brock-Sulzer versucht es und betont, daß mit den Deut-

[16] Albert Weber, Zürichdeutsche Grammatik, Zürich 1948; ders. u. Jacques M. Bächthold, Zürichdeutsches Wörterbuch, Zürich 1961; Ludwig Fischer, Luzerndeutsche Grammatik, Zürich 1960; Hans Bossard, unter Mitwirkung von Peter Dalcher, Zuger Mundartbuch, Zürich 1962; Bruno Boesch, Allgemeinverständliche Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen, Schweizer Volkskunde 40, 1950, S. 66ff.; Einen Versuch für das gesamte Schweizerdeutsche unternahm auf der Grundlage des Zürichdeutschen: Karl Stucki, Schweizerdeutsch, Abriß einer Grammatik mit Laut- und Formenlehre, Zürich 1921.
Auch für Welschschweizer sind Darstellungen erschienen, so:
Charly Clerc, En Suisse allemande La langue et le dialecte, Lausanne 1945; Manfred Schenker, La Langue de nos conféderés alémanniques, Le travailler intellectel, 24e année, Nr. 1, Zürich 1945, M. Schenker–P. Hedinger, Reded Schwyzertütsch, Einfache Gespräche zum Erlernen der alemannischen Umgangssprache, Lausanne 1949.
Ferner, für den allgemeineren Gebrauch: Walter Bieri, Läbigs Bärndütsch, E Sammlig vo bärndütsche Wörtere u Redesarte, Bern 1958; Fridolin und Peter Pee, e Baseldytsch-Sammlig, 2. Aufl., Basel 1965; Adolf Guggenbühl, Uf guet Züritüütsch, Ein kleines Wörterbuch, Zürich 1955.

[17] Aus der großen Zahl hier einschlägiger allgemeiner Schriften erwähne ich nur: Georg Thürer, Wesen und Würde der Mundart, Zürich 1944; Ernst Schürch, Häb Sorg zum Schwyzerdütsch, Bern 1944; Traugott Vogel, Vaterland und Muttersprache, Zürich 1944; Traugott Meyer, Baselbieterdütsch, Liestal 1957; Heinrich Altherr, Die Sprache des Appenzellervolkes, Appenzeller Hefte 1, Herisau 1964; Schweizer Dialekte, Zwanzig deutschschweizerische Mundarten, porträtiert von Kennern und Liebhabern, Basel und Stuttgart 1965.

[18] Stefan Sonderegger, Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1800–1959, Bibliographisches Handbuch mit Inhaltsangaben, Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung Bd. XII, Frauenfeld 1962.

schen in diesem Fall in erster Linie die Preußen, die Norddeutschen gemeint seien. Obschon die von Brock geschilderten Eigenschaften nur Schattenseiten beleuchten und die Lichtseiten bewußt außer acht lassen, ist eine so einseitige Sicht ja auch bei vielen Deutschen selbst, vornehmlich im Süden, nicht ganz unbekannt. „Eine gewisse lärmende Tüchtigkeit und fassadenhafte breitspurige Selbstbewußtheit, ein schnarrendes Autoritätsgebaren, eine wortreiche, zur Schroffheit und Vorlautheit neigende Art, ‚mit der Schnauze vorneweg zu sein', wie man in Norddeutschland selber sagt ...". Soweit Brock. Es ist bezeichnend, daß der Schweizer hier im Kern auch etwas Positives mitversteht und damit bemängelt, was ihm selber zu seinem Leidwesen oft abgeht: die Selbstsicherheit, und daß er diese Selbstsicherheit, die ihm beim nahverwandten Deutschen auf die Nerven geht, dort kritiklos bewundert, wo sie ihm mit einer gewissen Selbstverständlichkeit und Leichtigkeit begegnet: bei den romanischen Völkern.[19] Daß das Ressentiment gegenüber den Deutschen, soweit noch vorhanden, überwunden werden muß, ist wohl heute den allermeisten klarer denn je: Deutschland kann ohne den Beitrag der Schweiz gut auskommen, dazu ist es groß und reich genug; für die deutsche Schweiz müßte es eine auf die Dauer tödliche Selbstverstümmelung bedeuten, ohne das Kernland der deutschen Kultur sein Dasein fristen zu müssen.[20] Auf diesem Bewußtsein, daß die Schweizer kulturell ohne Deutschland, Frankreich und Italien nicht leben können, beruhen auch die vielen, jahrzehntealten Bestrebungen, die Verpflichtungen gegenüber der deutschen Hochsprache, als der Gemeinsprache aller Deutschen, ernst zu nehmen. Dabei steht die Pflege der Schriftsprache obenan. Die von Brock gemeldeten seelischen Sperrungen gehen im allgemeinen vom gehörten Laut aus, von der unmittelbaren Begegnung, in der sich der

[19] Erich Brock-Sulzer, Der Schweizer und die deutsche Sprache, Sprachspiegel 16, Heft 1, 1960, S. 1ff. Die Hemmungen im Gebrauch des Hochdeutschen wirken sich auch für das gegenseitige Verständnis von Deutsch und Welsch ungünstig aus. Die Unhöflichkeit, daß in Gegenwart von Welschen Schwyzertütsch gesprochen wird, ist öfters zu beobachten. Natürlich kann man von den Welschen, die schon die deutsche Hochsprache in den höheren Schulen nicht mit allzu großer Begeisterung erlernen, nicht auch noch verlangen, daß sie sich das Schweizerdeutsche aneignen. Dazu der Freiburger Kulturphilosoph Gonzague de Reynold: „Je ne parle pas, en effet, le Schwyzertütsch; j'ai de la peine à le comprendre et plus encore à le lire. Je le regrette. A vrai dire, pas trop." Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, jedes an seinem Ort, a.a.O., S. 24.

[20] Diese Gedanken sind Allgemeingut: vgl. etwa Alfred Zäch, Der Deutschschweizer und die hochdeutsche Sprache, in: Die Schweiz, ein nationales Jahrbuch, 22. Jg., 1951, S. 142ff.

bedächtigere, im mündlichen Gebrauch der Hochsprache ungelenke Schweizer leicht zum vorneherein unterlegen fühlt, dabei zunächst die Formen der Höflichkeit wahrt, um sich nachher als „überfahren" vorzukommen und in der Mundart desto ungehobelter Luft zu machen.

Zunächst geht es bei der Pflege der hochdeutschen Sprache um ein Gebot des Sprachschutzes im Rahmen des viersprachigen Staates. Dafür hat der Deutschschweizerische Sprachverein, besonders in früheren Jahren, viel Mühe aufgewendet,[21] und es konnte nicht ausbleiben, daß einmal auch ein Heißsporn „übermarchte". Nun sind zwar die Deutschschweizer in der Mehrheit: rund 3400000 Deutschsprechenden stehen 1200000 Personen des französischen, 210000 des italienischen und 40000 des rätoromanischen Sprachgebiets gegenüber. Seit 1930 haben sich die Deutschsprechenden von 71,8 auf 73,3 Prozent vermehrt, die Französischsprechenden sind von 23 auf 22,1 Prozent zurückgegangen, die Italienischsprechenden von 4,2 auf 3,9 Prozent, die Rätoromanen von 1 auf 0,7 Prozent.[22] Das Deutsche befindet sich also auf einem leichten Vormarsch, der aber in keiner Weise gesteuert wird. Im Gegenteil: würden sich die Deutschschweizer im Welschland nicht so rasch assimilieren, so könnte es leicht zu viel größeren Sprachminderheiten innerhalb des romanischen Gebietes kommen. Nun will es aber die sprachliche Ordnung auf Grund unserer Gesetzgebung gerade vermeiden, solche Minderheiten zu schaffen. Das Verhältnis der Sprachgemeinschaften beruht (nach Walther Burckhardt) „auf der ungeschriebenen, aber unverbrüchlichen Vereinbarung, daß jeder Sprache ihr Gebiet erhalten bleibe, daß kein Sprachgebiet sich auf Kosten des anderen ausdehnen wolle; daß jede Sprache in ihrem angestammten Gebiete vor Eroberungen sicher sei".[23] Die deutschschweizerische Mehrheit hat sich den Schutz der sprachlichen Minderheit stets zu Herzen genommen, was von den beiden franzö-

[21] Man vergleiche die Jahrgänge des Sprachspiegels sowie die Schriften: Vierzig Jahre Sprachverein, Denkschrift ... von August Steiger, Küsnacht (Zürich) 1944; 50 Jahre Deutschschweizerischer Sprachverein, Sprachspiegel 10, Nr. 11, 1954. Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege in der deutschen Schweiz, 60 Jahre Deutschschweizerischer Sprachverein, Zürich 1964.

[22] Die Sprachstatistik von 1910 bis 1960 kurz zusammengefaßt in Civitas, Separatum 1./2. September 1966, S. 12ff. Auf einer Karte dargestellt in: Atlas der Schweiz, Eidg. Landestopographie Wabern/Bern 1966, Blatt 27.

[23] Walther Burckhardt, Das Verhältnis der Sprachen in der Schweiz, Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Zürich 1938; K. Bertheau, Das Sprachenrecht der Schweiz, Sprachspiegel 14, Nr. 3, 1958, S. 66ff. Zur mehrsprachigen Schweiz nur einige Literaturhinweise: Hermann Weilenmann, Die vielsprachige Schweiz, Basel 1925; Cyrill Hegnauer, Das Sprachenrecht der Schweiz,

sischen Kantonen, die eine deutsche Minderheit ihr eigen nennen, (Wallis und Freiburg) nicht im selben Maße gesagt werden kann.[24] Das ist aber meist die eigene Schuld der Deutschschweizer, die der Sprache gegenüber keineswegs dieselbe Selbstachtung zeigen wie die Welschen. Hier hat der Sprachverein seit Jahrzehnten ein wachsames Auge gehabt und in vielen Fällen die säumigen Behörden zur Nachachtung der Gesetze veranlaßt. Es wären hier lauter kleine Schritte zu erwähnen, die zusammen aber doch ihre Wirkung gehabt haben. Ein Beispiel von heute: In Basel befinden sich an wichtigen Knotenpunkten des Stadtzentrums Hinweistafeln mit der Aufschrift „France". Dies verstößt eindeutig gegen das Gesetz, das die Einheit der Sprachgebiete wahren will; bezeichnend aber ist es, daß kaum jemand daran Anstoß nimmt, weil diese Tafeln offenbar als Beitrag zur Touristik gewertet werden; sie sind aber fehl am Platz auch im Hinblick auf den Fremdenverkehr, wenn man den Franzosen – die meisten kommen aus dem deutschsprachigen Elsaß – nicht zutraut, die deutsche Form des Ländernamens Frankreich zu kennen, während sie die vielen anderen Verkehrshinweise (wie Umleitung, Rechtsabbiegen verboten, Einspuren), die nur einsprachig angegeben sind, offensichtlich verstehen müssen. Keiner Stadt der welschen Schweiz würde es auch nur im Traume einfallen, einen Fernwegweiser mit *Deutschland* statt *Allemagne* zu beschriften. Sie werden sagen: Sorgen haben die Leut'! Aber das soll ja auch nur ein kleiner Hinweis sein auf etwas Wichtigeres, das dahintersteht: den oft anzutreffenden Mangel an Achtung vor der eigenen Sprache, aber auch ein Hinweis auf die geschmacklose Mischung, die entsteht, wenn fremdsprachige Hinweise inmitten deutscher stehen.

Gegen das Gesetz, sprachlich einheitliche Territorien zu bewahren, auch wenn sich namhafte Minderheiten an bestimmten Orten zusammen-

Diss. Zürich 1947; Karl Meyer, Die mehrsprachige Schweiz, Geschichtliche Voraussetzungen des eidgenössischen Sprachenfriedens, jetzt in: Aufsätze und Reden, Mitt. d. Antiqu. Ges. in Zürich 37, 1952, S. 355ff.; Bruno Boesch, Die mehrsprachige Schweiz, Wirkendes Wort 8, 1957/58, S. 65 und: Sprachwissenschaft, Sammelband I, Düsseldorf 1962, S. 44ff.; Oscar Vasella, Der Sprachenfriede in der Schweiz, in: Die Schweiz, Eigenart und Weltverbundenheit, Konstanz o. J., S. 103ff.; Paul Zinsli, Vom Werden und Wesen der mehrsprachigen Schweiz, Schriften des Deutschschweizerischen Sprachvereins Nr. 1, Bern o. J. Civitas, Sondernummer September 1966 (mit mehreren Beiträgen und Literaturhinweisen).

[24] Zur Wahrung der Rechte der deutschen Sprache haben sich Vereinigungen gebildet: der Rottenbund im Wallis und die Deutschfreiburgische Arbeitsgemeinschaft in Freiburg. Berichte über ihre Tätigkeit in: Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege in der deutschen Schweiz, a.a.O., S. 81ff.

ballen, hat einzig die Stadt Biel verstoßen, die bei 30 Prozent Welschen und 70 Prozent Deutschschweizern die Zweisprachigkeit eingeführt hat, während umgekehrt in Freiburg, wo das Zahlenverhältnis gerade umgekehrt ist, die welsche Mehrheit (und ich sage mit Recht) nicht daran denkt, der Minderheit diese selben Rechte zu gewähren. Mit der sogenannten Zweisprachigkeit in Biel haben sich namhafte Gelehrte befaßt; von einer echten Zweisprachigkeit kann nur in den allerseltensten Fällen die Rede sein, für die große Masse gilt, daß sie die Sprache der Nachbarn einigermaßen versteht, ausnahmsweise auch etwas spricht. Als Zeugnis für viele darf ich hier den langjährigen Stadtpräsidenten von Biel, Guido Müller, einen Deutschschweizer zitieren: „Wenn es stimmt, daß das Verhältnis eines Menschen zur Muttersprache ein Gradmesser für den Stand seiner Kultur ist, kommen die Deutschbieler nicht allzu gut weg, jedenfalls weniger gut als ihre welschen Mitbürger. Während diese ihre Sprache verehren, hüten und pflegen, gebricht dem deutschsprachigen Bieler oft in bedenklichem Maße das Gefühl der Verantwortung für die angestammte Sprache. Der welsche Bieler ist stolz auf sie, der deutsche ist stolz auf sein bischen Französisch." Darin sind sich die Kenner der Bieler Verhältnisse wohl einig: So wünschbar und nötig es ist, daß gewisse Berufsstände und alle führenden Leute des geistigen Lebens eine zweite Landessprache kennen, so bleibt es nach wie vor entscheidend wichtig, daß jeder Landesteil einsprachig bleibt, denn echte Zweisprachigkeit bliebe für die breite Masse eine reine Illusion. Die Folgen einer bloßen Sprachmischung aber sind eindeutig die, daß die sogenannten Zweisprachigen in keiner Sprache sattelfest sind, wie uns das zuletzt Weisgerber überzeugend geschildert hat.[25]

Von der mangelnden Gewandtheit im mündlichen Gebrauch der Hochsprache war schon die Rede. Guggenbühl hat sich dazu mit bewußter Einseitigkeit geäußert: „Nein, hochdeutsch reden können wir wahrhaftig nicht, Schweizerdeutsch können wir aber auch nicht (der Verfasser bezieht sich hier auf die öffentliche Rede, nicht das private

[25] Der Bieler und seine Muttersprache, Sprachspiegel 20, Heft 1, 1964, S. 16f. Zu den Bieler Sprachverhältnissen vgl. weiter: August Steiger, Sprachlicher Heimatschutz, a.a.O., S. 33ff.; Paul Zinsli, Sprachspiegel 10, 1954, S. 141ff. Allgemein zur Frage der Zweisprachigkeit: Leo Weisgerber, Vorteile und Gefahren der Zweisprachigkeit, Wirkendes Wort 16, 1966, S. 73ff. Armin Kamer, Assimilation in einer wachsenden Industriestadt, dargestellt am Beispiel der Zuzüger in der zweisprachigen Gemeinde Biel (= Berner Beiträge zur Soziologie, Bd. 9), Bern 1963.

Leben), wir haben es glücklich so weit gebracht, daß wir zwischen Stuhl und Bank sitzen. Unsere Muttersprache haben wir verlernt, die wichtigste Fremdsprache, das Hochdeutsche, haben wir nicht richtig gelernt, so sind wir eigentlich zu einer Nation von Taubstummen geworden. Was jeder analphabetische sizilianische oder spanische Bauer fertig bringt, aufzustehen und über ein Gebiet, das er beherrscht, vernünftig und frei zu reden, diese elementare Fähigkeit haben wir verloren. Welch beschämende peinliche Stille entsteht bei uns jedesmal, wenn eine Diskussion eröffnet wird! Niemand wagt aufzustehen. Und wie unüberzeugt und kläglich sind die Voten selbst. Das ist in anderen Ländern anders."[26]

Niemand kann leugnen, daß etwas Wahres daran ist: es ist die mangelnde Beherrschung der verschiedenen Stilebenen der öffentlichen Rede, das Fehlen einer zureichenden Rhetorik. Wir sind zu wenig geübt im Gebrauch der Mundart für die öffentlichen Zwecke, und ebenso fehlt die Übung im Gebrauch des Hochdeutschen, vor allem wenn es um fließende Konversation geht. Man muß lange in Deutschland leben, um hierin eine gewisse Steifheit abzulegen. Es wird beim Ersatz der schweizerdeutschen Wörter im Hochdeutschen leicht in der Stilhöhe zu hoch oder zu tief gegriffen, weil uns das gemeinsprachliche Wort der mittleren Sprachschicht fehlt und ebenso die gelockerte Syntax. Zwar sind dank der Mitarbeit des Deutschschweizerischen Sprachvereins eine ganze Reihe von Schweizer Wörtern, von regionalen Varianten also, in den Duden aufgenommen worden, und wir dürften sie ohne Hemmungen gebrauchen;[27] aber weil wir die mittlere Sprachschicht als ganze nicht haben, wirken diese Wörter oft wie Zitate, wenn wir sonst, in Satzbau und Stilhöhe, möglichst „nach der Schrift" sprechen.

Dieselbe Gefahr der Überkorrektheit besteht auch bei der Lautung. Die Hochlautung nach Siebs wird als gespreizt empfunden, für viele bedeutet diese Aussprache geradezu einen nationalen Verrat. Da, wo sie dann doch angestrebt wird, kommt es nicht selten zu hyperkorrekten Einzelleistungen, während die Gesamtlautung in 99 von 100 Fällen doch das alemannische Kleid nicht abzustreifen vermag.

[26] Adolf Guggenbühl, Warum nicht Schweizerdeutsch?, a.a.O., S. 25.

[27] August Steiger, Schweizerisches Wortgut im Duden, Sonderdruck aus der Jährlichen Rundschau 1941 des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Zürich 1942. Das Wort *Seegfrörni* z. B. ist ins Hochdeutsche als Nomen nicht übertragbar und deshalb unentbehrlich. Hugo Moser, Neuere und neueste Zeit; in: Deutsche Wortgeschichte, 2. Aufl., Berlin 1959, Bd. 2, bes. S. 524ff.

Ein kleiner Kreis von Germanisten, dem unter andern Wilhelm Altwegg, Emil Frank, Paul Zinsli und ich angehörten, hat auf Wunsch des Rundspruchs eine Art Schweizerhochdeutsch ausgearbeitet[28] und versucht, es auch im neuen Siebs berücksichtigen zu lassen, was erfreulicherweise in der kommenden Auflage in gewissem Umfang spürbar sein wird. Wir strebten eine Verbesserung der gesamten Lautung an, wir sagten, wo Lautungen als grobmundartlich zu meiden sind, verlangten aber nichts, was dem Sprecher gefühlsmäßig wider den Strich geht und ihn nicht zuletzt auch deshalb abschreckt, weil er Gefahr läuft, bei den eigenen Landsleuten anzustoßen. Es ist nur das zu verlangen, was ohne Befremdung oder falsche Anbiederung auf einem oberen Stockwerk der Hochlautung auch wirklich zu leisten ist. Die Hochschullehrer und die Volksschullehrer haben diese mittlere Norm begrüßt, die Gymnasiallehrer wollen jedoch am strengen Siebe als Ideal festhalten, sie wollen lieber zuviel verlangen, damit wenigstens etwas hängenbleibt. Daß aber gerade dabei leicht ein unorganischer Zwitter von Ungenügen und Überleistung entsteht, sehen sie nicht ein und halten an der Bühnennorm fest, obschon ich den Lehrer zuerst einmal hören möchte, der vor seinen Schülern und vor der Öffentlichkeit diese Lautung, ohne affektiert oder gar lächerlich zu wirken, zu sprechen vermag. Die Radiosprecher haben im allgemeinen eine Sprechweise, welche die genannten Bedingungen erfüllt. Schlimm ist es nach wie vor um die Nachrichtensprecher bestellt, die von der Schweizerischen Depeschenagentur ausgewählt werden. Ausgerechnet bei den täglichen Nachrichten, die von der größten Zahl von Hörern eingestellt werden, hört man in der Regel ein Deutsch, das keine Spur einer fundierten Sprecherziehung verrät. Berüchtigt ist diese Stelle auch für die umständliche Schriftlichkeit ihrer zum Vorlesen bestimmten Texte.

Besser steht es mit der Handhabung der deutschen Sprache als reiner Schriftsprache. Wenn ich zu vergleichen suche, glaube ich sagen zu dürfen, daß die Schweiz hier im Rahmen des deutschen Sprachgebiets keine schlechte Figur macht, wenn auch die Sünden, die es zu tadeln gilt, überall dieselben sind. Ich darf hier die Fragen der Orthographiereform ausklammern. Die negative Haltung der Schweiz bringt

[28] Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz. Eine Wegleitung, hrsg. von Bruno Boesch, Zürich 1957. Man vgl. ferner: Christian Winkler, Sprechtechnik für Deutschschweizer, 2. Aufl. Bern 1942; Emil Frank, Deutsche Aussprache. Ein Übungsbuch, Bern 1957.

ja nicht nur den Eigenwillen einer Region zum Ausdruck, sondern auch die Ansicht vieler „Binnendeutscher"; zum Glück gibt es unser Mannheimer Institut, das nach neuen Wegen Ausschau halten wird.

Seit der Gründung im Jahre 1904 kämpft der Deutschschweizerische Sprachverein für ein besseres und reineres Deutsch und setzt sich mit der Problematik der Sprachpflege auseinander. Hier soll wenigstens ein Mann genannt werden: August Steiger, der den Verein über lange Jahre klug und besonnen geleitet hat. Rechnet man die befreundeten Vereine, die dem Gesamtverein nicht unmittelbar angehören, aber ähnliche Ziele verfolgen, dazu, so arbeiten in jeder größeren Stadt kleine Gruppen an dieser ihrem Wesen nach unlösbaren Aufgabe.[29] Sieht man von wenigen „kleinkarierten" Eiferern ab, so bemüht man sich ernsthaft und weiß um die Problematik von Sprachnorm und Sprachgefühl. In einer „Jährlichen Rundschau" wird die Lage der deutschen Sprache im In- und Ausland beleuchtet, und in den „Mitteilungen", seit 1944 in der lebendig geschriebenen Zweimonatszeitschrift „Der Sprachspiegel" ist schon außerordentlich viel an Aufklärung geleistet worden. Dazu kommen Merkblätter für Kaufleute, für Korrektoren, für die Schreibung der Straßennamen und anderes mehr. Neuerdings ist vom früheren Redaktor des Sprachspiegels, Nationalrat Alfons Müller-Marzohl, eine Sprachberatungsstelle für die Bundesverwaltung angeregt und vom Parlament wohlwollend aufgenommen worden.[30] So geschieht zweifellos vieles, auch in der Abwehr von unnötigen Fremdwörtern. Allerdings ist es so, daß ein neues deutsches Wort mit ungleich größerem Mißtrauen unter die Lupe genommen wird als jedes noch so unnötige Fremdwort. Wie überall hat das Fremdwort das „Sozialprestige" für sich: ich wähle hier absichtlich das fremde Wort. Bildungsdünkel, Großmannssucht, schlechter Geschmack, mangelndes Stilgefühl sind bei uns wie überall am Werk.[31] Der „Sprachspiegel" rügt den Übelstand an Dutzenden von Beispielen, und es ist nur zu hoffen, daß sich mit der Zeit auch

[29] Übersichtlich zusammengestellt in: Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege in der deutschen Schweiz, a.a.O., S. 78ff.

[30] Alfons Müller-Marzohl, Das mangelhafte Deutsch des Bundes, Sprachspiegel 22, Nr. 6, 1966, S. 179ff.

[31] Unter vielen Beiträgen weise ich nur hin auf: August Steiger, Sprachlicher Heimatschutz, a.a.O., S. 30ff.; Alfons Müller-Marzohl, Sprachpflege und Sprachgewissen, in: Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege, a.a.O., S. 61ff.; Fritz Herdi, Kauderdeutsch, Sprachspiegel 20, Nr. 2, 1964, S. 33ff.

die Steine erweichen lassen. Nach Möglichkeit sollte man auch den Humor walten lassen. Die Herren, die nur von *Image* und von *Center* reden, haben – um ein Beispiel zu nennen – in der Nähe von Zürich ein neues Wohnquartier entworfen, das den Namen *Jolie ville* erhalten soll. Daraus hat der Volksmund bereits ein *Tschooliwiil* gemacht: der *joli* des Französischen heißt in schon älterer Eindeutschung *Tschooli,* Dummkopf, und dem – *ville* ist folgerichtig, und dem Ortsnamenforscher als moderne Parallele willkommen, das verbreitete Grundwort – *wiil* unterlegt.[32]

Es geschieht zweifellos einiges für die deutsche Sprache in der Schweiz. Aber man wird natürlich das lähmende Gefühl nicht immer los: Wie soll eine Handvoll Leute den Gebrauch so vieler Mundarten, die alltäglich erklingen, und eine Schriftsprache, die in unzähligen Publikationen das Land überschwemmt, überhaupt beeinflussen können! Mir scheint, dieses Vorhaben ist nicht so ganz aussichtslos, aber man muß die Menschen nicht nur beim Gewissen, sondern auch bei ihren Schwächen packen. Das Gewissen kann fehlen, die Schwächen kaum. Die größte unter ihnen heißt Mode: man sollte nicht zu stolz sein, auch diese zu beeinflussen. Wenn, wie etwa in Basel, Zürich oder Bern gerade die sogenannte Oberschicht Wert auf eine gepflegte Mundart legt, so tut dieses Vorbild, wenn auch nicht immer aus edlen Beweggründen, seine Wirkung. Am Hebel der Schriftsprache von heute sitzen jedoch die Publizisten, die Zeitungs-, Radio- und Fernsehleute und nicht zuletzt die Männer, welche die Reklame machen, „Texter" genannt; in einem gewissen Abstand folgen erst die Schriftsteller. Wir müssen den Kontakt mit ihnen suchen, aber nicht als Professoren vom hohen Roß herab, sondern als schlichte Gesprächspartner. Allein schon die unbefangene Diskussion all dieser Dinge ist wertvoll.

Nicht die Verbindlichkeit einer „Norm", die ja doch so schwer zu fassen ist wie der für sie maßgebliche „normale Gebrauch", sondern den sozialen Mehrwert bestimmter Sprachformen, die wir gerne gefördert sähen, ins Spiel zu bringen, wäre entscheidend. Jeder Wandel in dieser Beziehung ist schon Sprachwandel, wie wir ihn auch in der Sprachgeschichte an vielen konkreten Beispielen verfolgen können. Sprachwandel setzt beim Sprecher und Schreiber jeweils eine persönliche Entscheidung voraus: diese wird aber in den seltensten Fällen nach kaum vorhandenen und weitgehend subjektiven Maßstäben von richtig und falsch, gut und böse, schön und häßlich gefällt, sondern

[32] Sprachspiegel 23, Nr. 1, 1967, S. 28.

nach dem Mehrwert, den der Gebrauch bestimmter Formen im öffentlichen Leben besitzt und auf denjenigen, der ihn sich zunutze macht, überträgt. Und sich nach oben auszurichten, wenn es ihm vernünftig und schmackhaft vorgemacht wird, das wird sich kaum einer ganz versagen – selbst wenn es gepflegtes Deutsch ist: Hauptsache, daß es zum guten Ton gehört!

Probleme der sprachlichen Norm im niederländischen Sprachraum

Von Gilbert de Smet

Probleme der sprachlichen Norm haben in den letzten 70 Jahren die niederländischen Sprachgebraucher und die niederländischen Sprachforscher aufs lebhafteste beschäftigt und beschäftigen sie noch immer. Am letzten Februartag des Jahres 1967 hat die Veröffentlichung des Berichtes des belgisch-niederländischen Ausschusses für die Orthographie der Fremdwörter („bastaardwoorden" nennen wir sie) wohl einen vorläufigen Schlußstrich gezogen unter die Orthographiereform, unter die Versuche einer Vereinfachung der niederländischen Orthographie, zu denen Kollewijn im Jahre 1891 den Anstoß gegeben hatte. Wenn auch eine kleine Gruppe von Verfechtern einer radikalen Vereinfachung sich mit der neuen Regelung noch nicht zufriedengeben will, so kann man doch erwarten, daß im Bereich der Orthographie nun eine längere Ruheperiode bevorsteht. In den dreißiger Jahren hatte noch ein schreckliches Durcheinander geherrscht. Im Jahre 1934 hatte ein fortschrittlicher Kultusminister im Königreich der Niederlande für die Schule eine vereinfachte Orthographie eingeführt, der sich aber viele konservative Nordniederländer widersetzten, während in Belgien die alte Orthographie gehandhabt wurde, obwohl viele progressistisch, d. h. nach der vereinfachten Orthographie schreiben wollten oder auch schrieben. Wichtige Punkte der neuen, vereinfachten Orthographie waren:

die Vereinheitlichung der Wiedergabe des langen *e* und *o* in offener Silbe durch Tilgung der Doppelschreibungen *ee* und *oo* (in offener Silbe); *lopen, heten;*

der Ersatz von *sch* durch *s,* wo *s* gesprochen wird: *mens, vis.*

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde zwischen den offiziellen Instanzen im Norden und Süden des niederländischen Sprachgebiets

Einigkeit erzielt. Die belgische Regierung führte 1946 durch einen Erlaß die vereinfachte Orthographie ein, während der Norden, der in solchen Angelegenheiten ein Gesetz braucht, ein entsprechendes Gesetz 1947 verabschiedete. 1954 erschien dann das berüchtigte „groene boekje", das Orthographische Wörterverzeichnis der niederländisch-belgischen Kommission; es enthält eine fast vollständige Aufzählung der im Niederländischen allgemein gebräuchlichen Wörter, darunter auch viele Zusammensetzungen. Es verzeichnet auch die Lehn- und Fremdwörter, deren Orthographie in der Folgezeit zu Schwierigkeiten Anlaß geben mußte. Die Kommission hatte hier nämlich nur wenig vereinfacht und modernisiert; sie hatte manchmal über die orthographische Form demokratisch abgestimmt, und sehr oft hatte sie die Wahl zwischen einer konservativen und einer progressistischen Schreibung offengelassen; in den meisten Fällen hatte sie aber eine Vorzugsorthographie namhaft gemacht, die meistens auch die konservativere war und vorläufig in der Schule gelehrt werden sollte. Die Akademiker und Altgymnasiasten befürworteten sie; die Dichter und Schriftsteller fanden sie schöner; Protestanten konnten sich *Kalvinisme* und *Kristen* nicht mit *k* vorstellen,[1] für andere war ein *teoloog* ohne *h* ein Monstrum.

Die neue, im Februar vorgeschlagene Regelung, die wahrscheinlich erst in vier oder fünf Jahren offiziell eingeführt werden soll, schreibt jetzt eine einheitliche Schreibung der Fremdwörter vor; der Orthographieausschuß hat die ihm vom Minister gestellte Aufgabe, „eine möglichst konsequente phonologische Wiedergabe und eine so weit wie möglich gehende Neerlandisierung der Fremdwörter", gewissenhaft ausgeführt: man wird jetzt schreiben:

> bebie (baby), resen (racen), trenen (trainen), keek (cake), eksploiteren (exploiteren), sentrifuge (centrifuge), simpatie (sympathie), eudeem (oedeem), buuste (buste), luukse (luxe), kompanjon (kompagnon), kado (cadeau), odeklonje (eau de cologne).[2]

Wenn hier die Orthographiereform erwähnt wird, dann nicht nur, weil es sich in diesem Falle um eine Normung der geschriebenen Gestalt der Sprache handelt, sondern auch wegen der Tatsache, daß die sogenannten Orthographieausschüsse sich nicht allein mit ortho-

[1] In evangelischen Kreisen werden *Christus, christen* und *christelijk* allerdings oft mit stimmlosem Reibelaut (χ) ausgesprochen.

[2] Vor allem an dieser „progressistischen" Orthographie hat sich eine leidenschaftliche und oft unsachverständige Diskussion entfacht.

graphischen Fragen beschäftigt haben; auch auf dem Gebiete der Grammatik, der grammatischen Formen und der Wortbildung, haben sie Entscheidungen getroffen und Vorschläge gemacht.
Sie haben versucht, die Schreibung der Fugenlaute *e/en* und *s* in Zusammensetzungen zu regeln: Hatte man sich 1947 noch für eine Lösung entschieden, nach der *-en* dort auftritt, wo deutlich eine Mehrzahl empfunden wird: also *woordenboek, vriendenkring, bijenkorf, herenhuis (heldendaad)* neben *ganzeveer, ossetong, kippeëi,* so schlägt der neue Ausschuß vor, nur noch *e* zu schreiben: *gekkehuis, heldedaad, paardestal.* Auch das *s* soll jetzt nur noch geschrieben werden, wo man es direkt oder indirekt hören kann: *ambtsjubileum, jongenstaal, gewetensgeld; gevoelszaak, koningszoon, staatmansgenie,* was also einen Schritt nach einer mehr phonetischen Rechtschreibung bedeutet.[3]
Das Problem *en/e* in Zusammensetzungen hängt zum Teil mit der zentralniederländischen Aussprachegewohnheit, in der Endung *en* das *n* nicht auszusprechen, zusammen. Dies mußte sich im Bereich der Deklination auswirken, wo ursprünglich *de arme man* als Nominativ dem Akkusativ *den armen man* gegenüberstand. Daß der Verfall der Deklination nicht nur oder nicht hauptsächlich auf phonetische Ursachen zurückgeht, hat I. Dal in einigen wichtigen Publikationen[4] dargelegt. Bis 1947 mußten im geschriebenen und im gepflegten gesprochenen Niederländisch die deklinierten, auf *n* endenden Formen des Artikels und des Adjektivs noch verwandt werden, obwohl sie schon längst aus der Umgangssprache auch der Gebildeten verschwunden waren. Die Orthographiereform von 1947 hat diese Formen nun auch für die Schreibnorm fakultativ gemacht und den Unterschied zwischen gebeugten und ungebeugten Formen, also zwischen Nominativ und Akkusativ, verwischen lassen.
Noch stärker in die Grammatik eingreifend war die Entscheidung des Orthographieausschusses auf dem Gebiet des grammatischen Genus und der pronominalen Genusbezeichnung. Hier traf eine staatliche Instanz in einer Angelegenheit der Grammatik, die vor

[3] Es handelt sich hier bloß um einen Vorschlag des Ausschusses, dessen Auftrag sich eigentlich auf die Normung der Orthographie der Fremdwörter beschränkte. Die Schreibung *heldendaad* beruht auf der zweiten Ausnahme zur Hauptregel, daß überall *e* geschrieben werden soll: man schreibe *en* in Zusammensetzungen, deren erstes Glied ein Personenname ist, der nicht eine bestimmte weibliche Person bezeichnet.
[4] I. Dal, Norsk Tidskrift for Sprogvidenskap VII, 1935, und XII, 1940, und Studia Germanica Gandensia II, 1960.

allem im Norden die Gemüter erregte, eine wichtige und für die Entwicklung des Niederländischen schwerwiegende Entscheidung. Im Gegensatz zu den südniederländischen Mundarten südlich der großen Flüsse Maas und Rhein, also in Brabant, Flandern und Limburg,[5] die die alten drei Genera beim Substantiv bewahrt haben, unterscheiden die nördlichen Dialekte bis auf einige Ausnahmen, die hauptsächlich Personenbezeichnungen und Stoffnamen betreffen, nur noch *hij*-Wörter und *het*-Wörter, männliche und sächliche Substantive (*er*- und *es*-Wörter), im Bereich der pronominalen Genusbezeichnung. Die niederländische Schriftsprache des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stand auf dem alten Standpunkt und unterschied ebenfalls die drei Genera, obwohl gerade in dem Gebiet, wo diese Schriftsprache ihre letzte Ausprägung erhalten hatte, die Volks- und Umgangssprache diesen Unterschied schon längst aufgegeben hatten. Solange die Schriftsprache Muster und Norm für die Gebildetensprache war und solange „gesprochen wurde, wie man schrieb", mußte der Gebildete, falls er richtig sprechen wollte, dem grammatischen Geschlecht genau Rechnung tragen. Die einheitliche Schriftsprache und die auf sie bauende Gebildetensprache verdeckten die tiefe Kluft zwischen nördlichem und südlichem Sprachgebrauch und ließen von der Diskrepanz zwischen Ober- und Unterschicht nur wenig ahnen. In der Mittelschicht, in der Alltagssprache auch der Gebildeten im Norden, hatten sich aber die Formen der Volkssprache bereits durchgesetzt, und sagte (und schrieb) man: *de kat, hij ligt op de grond; de muis, hij heeft hem te pakken; de tang, waar ligt hij ?*, während Stoffnamen, auch solche wie *vis* und *snoek*, vorzugsweise als weiblich, als *zij*-Wörter behandelt wurden. In der gehobenen Sprache konnten auch hyperkorrekte Formen auftreten wie *de senaat en haar besluit.*

Der Orthographiereformer Kollewijn war ein ferventer Anhänger des Prinzips „Schreibe, wie du sprichst", das die Revolte der jungen Neerlandisten gegen die Schreibsprachdiktatur und ihre Begeisterung für eine neue, moderne Muttersprachpädagogik um 1880–1890 verkörperte. Ihre Forderungen gingen denn auch darauf hinaus, dem in die Umgangssprache des Nordens eingedrungenen Sprechhabitus Raum zu geben und, im Namen des Primats der gesprochenen

[5] Gerade in diesen Gebieten, namentlich in Belgien und im gesamtlimburgischen Mundartraum, ist die Stellung der Mundart noch sehr stark. Vgl. auch A. Weynen, Nederlandse Dialectkunde, 2. Aufl., 1966, S. 299ff.

Sprache, ihn wenn nicht als verbindlich, so doch als normalsprachlich gelten zu lassen. Der niederländische Kultusminister Marchant gab 1934 dem Drängen der Progressisten nach. „Bij de voornaamwoordelijke aanduiding van zelfstandigheden... richt men zich naar het beschaafde spraakgebruik",[6] wobei allerdings dieser Begriff nicht weiter umschrieben wurde. Für die südlichen Niederlande, welche die drei Genera bewahrt hatten und darüber hinaus noch im Kampf für die offizielle Anerkennung der niederländischen Sprache verwickelt waren, wäre eine Normung im Sinne der Sprachreformer untragbar gewesen. Die Kommission bekam denn auch den Auftrag, eine solche Regelung auszuarbeiten, „daß in der geschriebenen Sprache die Übereinstimmung zwischen dem Pronominalgebrauch in Holland und in Belgien nicht so zerstört würde, daß dadurch die Einheit des geschriebenen Niederländisch gefährdet werden könnte".[7] Die belgischen Mitglieder waren sich aber darüber einig, daß in Holland nicht eine Lage geschaffen werden dürfe, die zu einer Kluft zwischen der Schriftsprache und der gesprochenen Gebildetensprache führte. Ausgehend von der Überzeugung, daß der Schriftsprache trotz allem ein künstlicher Charakter eigne, der z. B. im allgemeinen Gebrauch des Possessivpronomens *hun* für „ihr" (3. Ps. Pl.) deutlich zum Ausdruck komme, konnte die Kommission ausdrücklich darauf hinweisen, daß ihre Entscheidung ein Versuch sei, die geschriebene Sprache zu regeln, d. h. zu richten und zu korrigieren, und daß sie keineswegs den mündlichen Sprachgebrauch normen wolle. Dem Nordniederländer, eigentlich jedem Niederländischschreibenden, wurde die Freiheit gelassen, dem Usus der gesprochenen Sprache im Norden mit der weitgehenden Maskulinisierung zu folgen, wohl in der Hoffnung, daß die Entwicklung im Süden – unter Einfluß der Schriftsprache und der zunehmenden Kommunikation – zu einer allmählichen Angleichung führen wird. Die Kommission glaubte jedoch, der Maskulinisierungstendenz bestimmte Grenzen stecken zu müssen. Seitdem kennt die niederländische Schriftsprache (das grüne Büchlein!) also vier Gruppen von Substantiven:

1. *„het"*-Wörter: *o*-Wörter – Neutra – (*het*-woorden) wie *huis, gedrang, noodlot;*

[6] Regels van de vereenvoudigde spelling (1934), § 6 in J. A. Daman, Vijftig Jaren van Strijd, S. 90.
[7] Woordenlijst van de Nederlandse Taal, S. IX.

2. „*de*"-Wörter:

a. *m*-Wörter – Maskulina – (*hij*-woorden) wie *dag, prijs, noen;*

b. einige wenige *v*-Wörter – ausgesprochene *zij*-woorden: Personen- und Tierbezeichnungen: *barones, moeder, bakvis, zeug, merrie (de koe, hij heeft een kalf* ist also in geschriebener Sprache noch immer nicht erlaubt); viele Abstrakta und Kollektiva, die hauptsächlich suffixmäßig charakterisiert werden können: u. a. *-heid, -nis, -schap, -ing, -ij, -tuur, -teit* usw.;

c. die überaus große Gruppe der *v(m)*-Wörter, der Substantive, die *zij*-Wörter sind, aber auch als *hij*-Wort behandelt werden dürfen. Dazu gehören viele Bezeichnungen von Gegenständen *(bank, fles)*, Körperteilen *(kin)*, Bäumen und Pflanzen *(linde, roos)*, topographisch-geographischen Gegebenheiten *(beek, vaart, zee)*, Himmelskörpern *(aarde, maan)*, aber auch einige wichtige nicht formal gekennzeichnete Abstrakta und Kollektiva, die vorzugsweise als *zij*-Wörter behandelt werden sollen *(faam, eer, deugd, smart, wraak, trouw, tweespalt)*.

In den von der Kommission vorgeschlagenen fließenden Normen und in ihrer Erläuterung, „das besage nicht, daß man im Süden dem Gebrauch von *hij* (er) folgen müsse, während es andererseits im Norden keineswegs verboten sei, an der schriftsprachlichen Tradition festzuhalten",[8] spiegelt sich deutlich die sprachliche Lage in den Niederlanden.

Kollewijn und Marchant hatten auf das „beschaafde taalgebruik" (den gepflegten Sprachusus der Gebildeten) als richtunggebende Instanz hingewiesen. Gerade für den Bereich dieser Sprachschicht, die wohl der sogenannten „mittleren" Gruppe angehört, hat der bekannte Neerlandist Kloeke in einer 1951 erschienenen Broschüre die Frage nach „gezag en norm bij het gebruik van verzorgd Nederlands" (Autorität und Norm bei der Verwendung eines gepflegten Niederländisch)[9] aufgeworfen. Während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts standen sich im Norden zwei Parteien gegenüber, die das gepflegte Niederländisch der Gebildeten, das sogenannte ABN (Algemeen Beschaafd Nederlands), unterschiedlich begründen wollten. Auf der einen Seite stand die Gruppe der Konservativen und Traditionalisten, z. B. Overdiep, der Verfasser der bekannten

[8] Woordenlijst van de Nederlandse Taal, S. XXI.
[9] G. G. Kloeke, Gezag en Norm, 1951.

Stilistische Grammatica, der dem extremen Standpunkt huldigte, die geschriebene Sprache müsse die Grundlage des ABN bilden; auf der anderen Seite standen die Anhänger von Buitenrust Hettema und Vanden Bosch, die Modernen und die Progressisten, die die Losung „Schreibe, wie du sprichst" vertraten und die Umgangssprache, die gesprochene Sprache der besseren und gebildeten Kreise im Westen der Niederlande, namentlich Hollands, als Norm des ABN betrachteten. Kloekes Broschüre war eigentlich ein Angriff gegen die Vertreter dieser Richtung. Er konnte u. a. nachweisen, daß nicht nur im Laufe der Geschichte, sondern auch noch zu unserer Zeit der Einfluß der geschriebenen und der gelesenen Sprache auf das gepflegte Niederländisch nicht unerheblich ist *(ouders, vader, moeder* neben *rooie, dooie)* und daß die geschriebene Sprache also einen regelnden und konservierenden Einfluß ausübt; weiter wandte er sich gegen – wie er es nannte – die Legende, den Mythos des ABN; allgemein sei diese Sprache gar nicht, denn sie werde höchstens von 300000 Niederländern gesprochen; *beschaafd* sei übrigens wegen der unangenehmen Gefühlsassoziationen, die sich mit dem negativen Ausdruck *onbeschaafd* verbinden, nicht die geeignete Bezeichnung. Seiner Ansicht nach bestehe die Norm tatsächlich gar nicht, sie sei vielmehr ein Ideal, das an der Grenze, ja oberhalb des durchschnittlichen Niveaus des tatsächlich zu beobachtenden Sprechhabitus der Gebildeten liege; sie sei also keine statisch feststellbare Größe, sondern ein dynamisches Strebeziel. Kloeke wollte sich denn auch mit einer „gepflegten" Sprache,[10] dem Ergebnis des Strebens nach diesem Ideal, zufriedengeben und lehnte van Haeringens Definition des sogenannten Standardniederländisch ab. Dieser hatte gemeint, derjenige spreche ABN, „bei dem man nicht hören könne, aus welcher Landschaft der Niederlande er stamme".[11] Kloeke hatte ohne Zweifel recht, als er den Dualismus des ABN und dessen unbestimmte mittlere Stellung zwischen der landschaftlich gefärbten und ungepflegten Umgangssprache (dem Algemeen Onbeschaafd) einerseits und der Schreib- und Schriftsprache andererseits betonte. Er vertrat

[10] Man vergleiche auch G. G. Kloeke, A(lgemeen) B(eschaafd) N(ederlands) in Opstellen ... aangeboden aan F. K. H. Kossmann ('s-Gravenhage 1958, S. 69–78), und C. B. van Haeringen, Gedistingeerdheid in Taal (De Nieuwe Taalgids 42, 1949); auch in Gramarie, 1962, S. 24–37.

[11] C. B. Van Haeringen, Standaard-Nederlands (De Nieuwe Taalgids 44, 1951); auch in Gramarie (1962), S. 118–125. Vgl. aber S. 123–124: „Het streven is overal zo kennelijk en onmiskenbaar, dat men aan het bestaan van een norm geen ogen-

aber zu stark den Standpunkt des Sprachforschers, der nur beobachtet und feststellt, und wurde seiner Aufgabe als Sprachpädagoge nicht gerecht: Eine Norm muß es geben, und es gibt sie auch, wenn sie auch eine dynamische ist, die sich nicht gleichbleibt und sich am leichtesten negativ definieren und abgrenzen läßt. Der Ton seiner Broschüre war wegen ihres polemischen Charakters zu skeptisch und zu relativistisch. Wichtig ist, daß diese Diskussion über die Norm und die Grundlage des ABN im Norden noch um 1950 stattfinden konnte, gerade zu einer Zeit, wo im Süden die Bemühungen um eine stärkere Angleichung an die nordniederländische Norm einen Höhepunkt erreichten.

In Flandern, dem niederländischsprechenden Teil Belgiens, gilt das Normenproblem vor allem der Frage, wie weit der Norden den Ton angebe; die sprachpolitische Taktik spielt hier eine wichtige Rolle. Der Fall Antwerpens im Jahre 1585 und die darauffolgenden politischen und militärischen Ereignisse haben nicht nur zur politischen und kulturellen Spaltung des niederländischen Kulturraums geführt, sie haben sich auch für das Sprachleben des Südens als durchaus verhängnisvoll erwiesen. Im Norden erhielt in einem kulturell und wirtschaftlich blühenden und politisch selbständigen Raum die niederländische Kultur- und Schriftsprache ihre endgültige Ausprägung; in den österreichischen Niederlanden wurde das Niederländische zur Sprache des gemeinen Volkes, des Proletariats und des Kleinbürgertums, während die entwickelte und gebildete Bourgeoisie sich im gesellschaftlichen Verkehr und im Bereich des geistigen Lebens der überlegenen französischen Weltsprache bediente. Diese wurde denn auch im neugegründeten belgischen Königreich zur Staatssprache erhoben.

Eine südniederländische Schreibsprache fand nur in einer wenig hochstehenden Gebrauchsliteratur Verwendung; sie fußte auf der flandrisch-brabantischen Schriftsprache des 16. Jahrhunderts und hatte vor allem in ihrem Wortvorrat und in ihrer Syntax sehr starke

blik twijfelt. Wat zou er al een stuk gewonnen zijn, als in Vlaamse gemeenteraden en ander ‚hoge colleges', een taal werd gesproken zoals men die in Nederland dagelijks kan opvangen in bijeenkomsten van jeugdverenigingen, van arbeidersbonden en middenstandsverenigingen, uit de mond van éénvoudige mensen, die dan wel fonetisch niet altijd helemaal aan de maat zijn, en misschien ook wel een enkel morfologisch glippertje maken, maar toch een taal spreken die zonder enige twijfel bovengewestelijk mag worden genoemd." (Hervorhebung von mir.)

Einflüsse der Volksmundarten und der französischen Umgangs- und Lesesprache der Bourgeoisie erfahren. Die Flämische Bewegung, die sich für die Hebung und die Gleichberechtigung des Niederländischen in Belgien einsetzte, entstand in einem auf Frankreich ausgerichteten Staat, der aus einem Aufruhr gegen das protestantische Holland hervorgegangen war, was den Kontakten zwischen den Niederländischsprechenden im Süden und im Norden nicht förderlich war. Der gesamte höhere Unterricht erfolgte etwa bis 1930 in französischer Sprache; die älteren Lehrer und Pfarrer, die eigentlich Träger eines gepflegten Niederländisch hätten sein sollen, gehören noch zu der Generation, die einen so dürftigen Muttersprachunterricht genossen hat.

Die seit 1850 entstandene neue Literatursprache, die anfänglich die alte Schreibsprache fortsetzte, hat sich an der nordniederländischen geschult; hatte sie im 19. Jahrhundert noch deutlich den Charakter einer weniger vollkommenen regionalen Variante des Schriftniederländischen, so hat sie in den letzten 50 Jahren den Anschluß an die nördliche Schriftsprache erreicht; in Nord und Süd besteht jetzt eine einheitliche Literatur- und Schriftsprache, selbstverständlich mit regionalen lexikalischen und syntaktischen Varianten. In der Zeitungssprache und in der geschäftlichen Schreibsprache des Südens wirkt der alte Rückstand nach, vor allem aber auch in der gesprochenen Sprache der Gebildeten, die auch noch unter der starken sozialen Stellung der Mundart und des Französischen zu leiden hat. Da die Unterrichtssprache Französisch war und persönliche Kontakte zu ABN-Sprechern aus dem Norden seltene Ausnahmen darstellten, mußten die gebildeten Flamen, die gepflegt sprechen wollten, sich an der bestehenden geschriebenen Sprache orientieren; sie sprachen „op" oder „naar de letter" (nach dem Buchstaben); die geschriebene Sprache bildete die Norm für das gesprochene Niederländisch in Belgien, das auf diese Weise durch zahlreiche Regionalismen und Gallizismen, vor allem im technischen Wortschatz und in der Syntax, verunziert wurde. Die südniederländische Sprachpflege, die sich zwei Ziele stecken mußte, die Propagierung einer gepflegten und mundartfreien Aussprache und eine tiefgreifende Sprachreinigung, hatte sich auch ernsthaft mit dem Problem der Sprachnorm auseinanderzusetzen. Was die Aussprache angeht, wird die gepflegte nordniederländische Aussprache als Norm durchaus anerkannt. Daß bestimmte Eigentümlichkeiten der typisch

nordwestniederländischen Artikulationsbasis, etwa die Satzintonation, die typisch westniederländische Aussprache des *r*, die unterschiedlich verbreitete stimmlose Aussprache der Medien *g* und *v* und des weichen Zischlautes sowie die allgemein zu beobachtende, dem Südniederländer schnodderig anmutende Aussprache von *sigəret, kəmunie, təbak, pəlitsie* nicht übernommen wurden, ist selbstverständlich. Im Bereich der lexikalischen und syntaktischen Varianten streiten sich die Sprachpädagogen und die Sprachforscher z. Z. über die Frage, ob die typisch südniederländischen Eigentümlichkeiten als Varianten geduldet bzw. erlaubt werden dürfen. Der Löwener Professor Pauwels hat sich in einem Aufsatz „In hoever geeft het Noorden de toon aan?"[12] heftig gegen die Versuche fleißiger Sprachpfleger und überzeugter Verfechter einer integralen Sprachuniformität gewandt, die alle Südneerlandismen rücksichtslos ausmerzen und durch die im Norden gebräuchlichen ersetzen wollen, sogar wenn es sich bei diesen um Ausdrücke der Alltagssprache und des sogenannten Algemeen Onbeschaafd handelt.

Sie wollen z. B. die in der südniederländischen gepflegten Umgangs- und Schreibsprache übliche Einheitsform des Pronomens der 2. Person *gij/u* durch *jij/jou/je* und *jullie, seffens* (sofort) durch *zo, beiaard* (Glockenspiel) durch *carillon, appelen voor citroenen verkopen* durch *knollen* usw., *pietje de dood* durch *magere Hein* ersetzt sehen.

Eigentlich läßt sich das Problem so formulieren: Kann und darf sich ein kleines Sprachgebiet, das immerhin 17 Millionen Sprecher zählt, in einem Teilgebiet seines Wirkungsraumes eine nicht geringe Anzahl regionaler Varianten erlauben? Die nordniederländischen Sprachforscher neigen zu einer bejahenden Antwort, zumal da sie die historisch gewachsene Wirklichkeit nicht übersehen wollen.[13] Pauwels hat auch ohne Zweifel recht, wenn er die Aufmerksamkeit auf den Aspekt des taktischen Vorgehens lenkt und darauf hinweist, „das fanatische Ausrotten tiefeingewurzelter und urniederländischer Spracheigentümlichkeiten schade der Sache, die man verteidigen wolle, mehr, als daß es ihr zum Vorteil gereichte". Die Verbreitung einer gepflegten Sprache, vor allem einer gepflegten Aussprache,

[12] J. B. Pauwels, In hoever geeft het Noorden de toon aan? (Nu Nog 2, 1954); auch in Verzamelde Opstellen 1965, S. 71–78.

[13] Man lese allerdings den nach der Mannheimer Sitzung veröffentlichten wichtigen Beitrag des flämischen Neerlandisten G. Geerts, Het gezag van „Van Dale" in Dietsche Warande en Belfort 112, 1967, S. 54–65, der entschieden für eine stärkere Übernahme der nördlichen Vokabeln und Formen eintritt.

ist die vordringlichere Aufgabe, vor allem wenn man einsehen will, daß die Stärkung des sozialen Ansehens des Niederländischen in Belgien die Grundlage einer erfolgreichen Verteidigung dieser Sprache in den südlichen Niederlanden ist. Übrigens ist auch die Aneignung eines niederländischen technischen Wortschatzes – bis 1945 und sogar jetzt noch ist er weithin französisch – notwendiger als die Bekämpfung südniederländischer Spracheigentümlichkeiten.

Im Königreich der Niederlande richtet sich die Sprachpflege natürlich auf andere Ziele. Hier darf auf die Amsterdamer Dissertation von Jan Veering, Mogelijkheden en moeilijkheden van Taalverzorging (1966), hingewiesen werden, die u. a. auch eine sehr ausführliche Geschichte des niederländischen Sprachvereins Onze Taal enthält. Dieser Verein, der seit 1950 sehr eng mit der südniederländischen Verenigung voor Beschaafde Omgangstaal (VBO) zusammenarbeitet, setzt sich für Sprachrichtigkeit ein, bekämpft die sogenannten Sprachdummheiten und den fremden Einfluß und hat jetzt auch eine Sprachberatungsstelle. Charakteristisch für den Unterschied zum südniederländischen Partner, der sich vor allem mit dem direkten oder indirekten Einfluß des Französischen zu befassen hat, ist die Tatsache, daß der nordniederländische Verein der Bekämpfung der Germanismen, der deutschen Beeinflussung der niederländischen Sprache, seine Gründung zu verdanken hat.[14]

Über die technische Sprachnormung wollen wir uns kurz fassen. Hier darf die nordniederländische „Centrale Taalcommissie voor de Techniek" des niederländischen Ingenieurvereins nicht unerwähnt bleiben, die zwischen 1950 und 1955 nicht weniger als 46 Wörterlisten mit mehr als 10000 Vokabeln und Wendungen herausgab. Sie wurden 1958 in einem großen Wörterbuch (Dr. Jr. A. W. J. Mayer, Technische Woorden) zusammengefaßt. Daß sich die Belgier nach dem Norden richten, versteht sich. Neben der Taalcommissie gibt es auch das „Nederlandse Normalisatie Instituut", das ein Verzeichnis „Algemene Woorden" herausgegeben hat sowie Nomenklaturausschüsse privater Anstalten und Vereine wie z. B. des Philipskonzerns und der Niederländischen Physikalischen Vereinigung. In

[14] J. Veering, a.a.O., S. 68: „Thans is opgericht het Genootschap Onze Taal, welk genootschap ten doel heeft, in de eerste plaats door onderling overleg, maar zoo mogelijk later ook naar buiten, de onzuiverheden in de Nederlandse taal te bestrijden, welke bestrijding zich in het bijzonder – in dit tijdsgewricht – keert tegen het gebruik van Germanismen."

Belgien wären vor allem die amtliche Kommission für die niederländische Rechtssprache und der Ausschuß für die amtliche niederländische Übersetzung des Grundgesetzes zu nennen, die 120 Jahre nach der Gründung des Königreiches zustande gekommen ist.[15]

[15] Für freundliche Hinweise danke ich den Herren Kollegen A. Weynen (Nimwegen) und J. Goossens (Löwen).

Literaturhinweise

Berits, J.: Honderd jaar spellingstrijd, Groningen 1964.
Daman, J. A.: Vijftig jaren van Strijd. 1891–1941, Purmerend (o. J.).
Geerts, G.: Het gezag van „Van Dale". Dietsche Warande en Belfort 192, 1967, Heft I, S. 59–65.
Haeringen, C. B. van: Standaard-Nederlands. In: Gramarie. Keuze uit het werk van zijn hoogleraarstijd, Assen 1962.
Kloeke, G. G.: Gezag en Norm bij het Gebruik van Verzorgd Nederlands, Amsterdam 1951.
„Niederländisch." Eine Klarstellung. Sonderdruck aus L. B. (Bijblad), LV (1966), 2.
Pauwels, J. B.: In hoever geeft het Noorden de toon aan? In: Verzamelde Opstellen, Assen 1965.
Rapport van de Nederlands-Belgische Commissie voor de spelling van de bastaardwoorden. 's-Gravenhage 1967.
Veering, Jan: Mogelijkheden en Moeilijkheden van taalverzorging. Diss. Amsterdam 1966, Delft 1966.
Woordenlijst van de Nederlandse Taal, 's-Gravenhage 1964.

IV

GRAMMATISCHE PROBLEME

Akkusativ und Dativ in ihren Beziehungen zum Verb

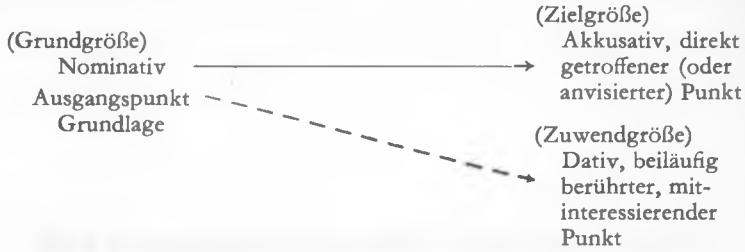
Von Laurits Saltveit

Bei den abhängigen – obliquen – Kasus, also allen deutschen Kasus bis auf den Nominativ, ist der Terminus „Rektion" heute noch allgemein anerkannt. In bezug auf die Kasusrektion stehen sich vor allem der Akkusativ und der Dativ nahe, indem sie beide von einem Verb, seltener von einem Adjektiv, Substantiv oder Adverb regiert werden. Diese Verschiedenheit der Rektion der Verben ist kaum in überzeugender Weise beschrieben, noch weniger erklärt. Ich habe mir auch nicht vorgenommen, diese Frage innerhalb einer knappen Stunde von Grund auf zu lösen; sie soll aber hier der Gegenstand einiger Betrachtungen sein, und vor allem hoffe ich, durch ein paar Einzelbeobachtungen die Verhältnisse ein wenig zu klären.

Zu den sogenannten adverbalen Kasus gehört heute noch auch der Genitiv, aber da dieser Kasus meist mit dem Akkusativ bzw. dem Präpositionsausdruck in Wechselbeziehung steht und nur stilistisch von diesen abweicht, bereitet er für die Systematik keine große Schwierigkeit.

Für die zentralen Verwendungsgebiete der beiden Kasus Dativ und Akkusativ hat man sich auf recht einheitliche Definitionen geeinigt, und es ist kaum nötig, hier auf die Ansichten der einzelnen Grammatiker einzugehen. Das Akkusativglied wird meist als direktes und das Dativglied als indirektes Objekt bezeichnet; entsprechende deutsche Bezeichnungen sind – zuerst bei H. Glinz – Zielgröße und Zuwendgröße.

Diesem Schema stimmen wohl die meisten bei, auch diejenigen, die sich anderer Termini bedienen. – „Zielgröße", „Zuwendgröße" und ihre Entsprechungen sind Inhaltsbezeichnungen zweiten Grades. Sie setzen die Wortbedeutungen des Verbs und des jeweiligen „Objekts"



voraus und geben an, in welchem Sinnzusammenhang diese zueinander stehen. Als Inhaltsangaben sind die Termini recht eindeutig; man hat sich darüber geeinigt und weiß im großen und ganzen, was gemeint ist. Doch muß sich ein Unbefangener wundern, warum *ins Schwarze* im Satz: *Er trifft immer ins Schwarze* nicht „Zielgröße" sein kann, dagegen aber *den Pfeil* im Satz: *Er hat den Pfeil geschossen.*
Das direkte bzw. das indirekte Betroffensein ist ebenfalls nicht immer gleich klar; z. B. besteht nicht ohne weiteres ein definierbarer Unterschied zwischen *ich rufe das Mädchen* und *ich klingele dem Mädchen; ich traf ihn gestern* und *ich begegnete ihm gestern.* Wenn es in der Duden-Grammatik (S. 475) vom Dativobjekt heißt: „Es bleibt von dem Verhalten des Subjekts unberührt, weil sich ihm dieses Verhalten lediglich *zuwendet*", so stimmt dies wohl sehr gut für das dort zitierte Beispiel: *Der Sohn dankt dem Vater,* aber weniger gut für eine Aussage wie: *Der Frost hat meinem Wagen geschadet,* die, was die Berührung betrifft, nicht sehr weit hinter dem „Verhalten" in dem Satz: *Der Frost hat meinen Wagen beschädigt* zurückbleibt.
Es ist auch schwer, eine „Zuwendgröße" im Dativ von dem zweiten Akkusativ in einem Satz wie *er lehrte mich die deutsche Sprache* (vgl.: *er brachte mir die deutsche Sprache bei)* zu unterscheiden. Als „indirekt oder beiläufig berührt" erscheint ebenfalls der zweite Akkusativ im Satz: *Man führte ihn die Treppe hinunter.* – Schließlich ist die Bezeichnung „Zuwendgröße" unglücklich in den Fällen, wo die Wortsemantik sich schlecht damit verträgt, wie z. B. in: *Entfliehst du meinem Schutz?* Oder: *Kehrst du mir den Rücken?* Hier könnte man wohl mit größerem Recht von einer „Abwendgröße" sprechen. Daß im klassischen Dativsatz: *Der Vater gibt dem Jungen einen Apfel* der Junge nur „beiläufig berührt" sein sollte, kann ich auch nicht ganz einsehen. Er ist doch eigentlich die Hauptperson und der Mittelpunkt dieses bedeutsamen Geschehens!

Dies sind vielleicht alles recht nebensächliche Einwände.[1] Was man aber bisher vermißt hat, ist eine, wie ich es fasse, grammatische Beschreibung dieser Beziehungen, eine Beschreibung, die nicht von der Inhaltsseite ausgeht. Vielleicht könnte ein solches Verfahren auch der inhaltbezogenen Betrachtung eine Stütze bieten.

Bei „grammatische Beziehung" setze ich die rein formalen Ausdrucksmittel als gegeben voraus. Die verschiedenen Mittel, Kasus auszudrücken, die Unzulänglichkeit der eigentlichen Kasusformen, das Zusammenspiel zwischen Form und Satzstruktur bieten wohl viel Interessantes, gehen uns aber als Problem hier nicht unmittelbar an, da wir uns auf die syntaktischen Beziehungen zwischen Kasusgröße und Verb beschränken wollen.

Beim Akkusativ hat man bisher zwei Haupttypen unterschieden: das Akkusativobjekt und den adverbialen Akkusativ, aber das Kriterium, das man bei dieser Unterscheidung verwendet hat, der Übergang des Akkusativobjekts zum Subjektsnominativ bei der Passivumkehrung, war unbefriedigend, weil auch bei den sogenannten transitiven Verben eine solche Umkehrung sich nicht immer vollziehen ließ.

Mein Versuch besteht nun darin, die Grammatik beim Wort zu nehmen und solche Kriterien zu wählen, daß die beiden Größen, Objekt und Adverbialglied, in Relation zueinander gestellt werden. Als Kriterium für Objekt behalten wir die Passivumkehrung (P). Bei der Wahl eines zweiten Kriteriums gehe ich von der Voraussetzung aus, daß jedes Satzobjekt durch ein anaphorisches Pronomen ersetzt werden kann, während dies bei einem Adverbialglied nicht so selbstverständlich erscheint. Wir nennen dies Kriterium Wortklassenfreiheit (W). – Als die adverbiale Verbindung zwischen Verb und Substantiv im deutschen Satz gilt wohl im allgemeinen das Präpositionalgefüge, und die Ersetzbarkeit (E) eines Akkusativs durch ein solches Gefüge müßte für eine adverbiale Verwendung des Akkusativs bürgen. Ein Akkusativobjekt kann nicht von einem Verbalsubstantiv regiert werden – das logische Objekt zum Verbalbegriff einer solchen sprachlichen Größe steht bekanntlich im Genitiv. Dagegen kann ein Adverbialglied von einem solchen Substantiv regiert werden, z. B. *die Rückkehr in die Heimat*. Falls es eine Akkusativgröße auch kann, sollte der betreffende Akkusativ als ein adverbialer betrachtet werden können. Dies Kriterium nennen wir Rektions-

[1] H. Glinz vertritt selbst eine sehr liberale Haltung den Benennungen gegenüber, vgl. Die innere Form des Deutschen, 1965, S. 67 u. Anm.

wechsel (R). Als letzte Möglichkeit führen wir die nominale Rektion außerhalb der Verbalsubstantive (A) auf.
An Hand dieser vier Kriterien wollen wir nun acht kurze Sätze prüfen, die alle ein Glied im Akkusativ aufweisen:

1. *Er baut einen Kasten.*
2. *Er packt (wirft, sieht) den Ball.*
3. *Er besitzt einen Hof.*
4. *Ich spreche morgen den Rechtsanwalt.*
5. *Er geht heute diesen Weg.*
6. *Es kostet (k)einen Pfennig.*
7. *Er kommt diesen Sommer.*
8. *Er schlägt (fährt) Rad.*

Jeder dieser Sätze vertritt einen Typ, der zum Teil sehr reichhaltig ist, wie 1, 2 und 7, zum Teil weit weniger verbreitet und in einem Fall – 4 – als unique gelten muß.
1 und 2 „bestehen" ohne weiteres die Passivprobe (Art der Berührung bei 2 spielt dabei keine Rolle), dagegen nicht 3 und 4. Bei 5 wird die Sache etwas problematisch. Das Verb *gehen* gilt als intransitives Verb, *diesen Weg* sollte somit kein Objekt sein und sollte im Passiv kein Subjekt werden können. Und trotzdem finden sich nicht selten Beispiele eines solchen Passivs. Ich zitiere ein paar Belege:

Wo aber der Weg des Machens zu Ende, vielmehr zum Anfang gegangen wird ..., wird jede andere Einstellung als die technische sinnlos.[2] *Wir sollten die Bauern für mündig und die Verbraucher für einsichtig genug halten, daß der dornenvolle Weg der Landwirtschaft ... nur bei gegenseitigem Verständnis ... gegangen werden kann.*[3] *So weit aber dieser Weg ist und so sehr hier nur ein erstes Stück gegangen werden konnte, so dürfte doch gerade dieses Stück ... wichtig sein.*[4]

Die Sätze 6 und 7 können kein Passiv bilden, und wenn wir es bei 8 versuchen, merken wir, daß ein Passiv mit *Rad* als Subjekt den Satz

[2] Hans Freyer, Theorie des gegenwärtigen Zeitalters, Stuttgart 1955, zit. nach: Im Zeichen der Hoffnung, München 1961, S. 455.
[3] Deutsche Politik 1961. Tätigkeitsbericht der Bundesregierung, Bonn 1962, S. 8.
[4] Hans Glinz, a. a. O., S. 9. Ich habe diesen Satz zwölf Deutschen vorgelegt mit der Bitte, *Stück* durch *Teil* zu ersetzen. Ergebnis: Neun von ihnen haben angegeben: *so sehr hier nur sein erster Teil gegangen werden konnte;* nur zwei haben *gegangen* durch *begangen* ersetzt, und einer hat eine Umschreibung mit *auf diesem Teil* versucht. Hier ist also ein Fall, wo die aufgestellte Norm sich nicht mit dem Usus zu decken scheint.

in den Typ 1 bzw. 2 verwandeln würde. Von oben nach unten sieht also die Reihe so aus: 1: P+, 2: P+, 3: P÷, 4: P÷, 5: P+, 6: P÷, 7: P÷, 8: P÷. – Von diesen Typen würden 1, 2, 3, 4 und vielleicht 8 normal als Objekte, 5, 6, 7 und vielleicht 8 als adverbiale Akkusative gelten.

Bei der nächsten Probe, der Wortklassenfreiheit, stellen wir bald fest, daß wir in den Sätzen 1 bis 5 für die Akkusativgröße *ihn* einsetzen können; dagegen können wir nicht *Pfennig* durch ein solches Pronomen ersetzen, und wir können auch nicht sagen: *er kommt ihn* (7). Der Versuch, bei 8 ein entsprechendes Pronomen einzuführen, würde wiederum den Satz in 1 oder 2 bringen.[5] – Ergebnis der Wortklassenprobe: 1–5: W+, 6–8: W÷.

Bei der dritten Probe, wo es darum ging, festzustellen, inwiefern sich die Akkusativgrößen durch ein gemeinhin als adverbial betrachtetes Präpositionsgefüge ersetzen ließen, erfolgt eine erste Überraschung bei 1. Für *Er baut einen Kasten* kann man ungefähr gleichbedeutend sagen:[6] *Er baut an einem Kasten.* Bei 2 und 3 ist kein entsprechender Ersatz möglich, bei 4 dagegen kann mit geringer Bedeutungsverschiebung *mit dem Rechtsanwalt* für *den Rechtsanwalt* eintreten. Für *diesen Weg* (5) tritt ebenfalls unschwer *auf diesem Weg* ein, bei 6 ist kein Ersatz möglich, bei 7 dagegen stellt sich *in diesem Sommer* für *diesen Sommer* ohne weiteres ein. 8 ist wiederum schwierig; vielleicht könnte man für *Rad* in Verbindung mit *fahren mit* oder *auf dem Rad* sagen; aber etwas Wesentliches geht wohl dabei verloren, und was denn mit *schlagen?* Der Typ scheint überhaupt nicht ganz homogen zu sein,

[5] Ein eigentümlicher Sachverhalt, auf den mich einer meiner Schüler hingewiesen hat, ist, daß bei 6 und 7 ein relatives Pronomen gut eintreten kann. Was 7 betrifft, allerdings nicht so gut bei *Sommer* und *kommen,* aber bei *Tag* und *kommen. – Der Tag, den er gekommen ist* – oder etwa bei *Sommer* und *wohnen – der Sommer, den er dort gewohnt hat.*

[6] Bei dieser und den folgenden Proben ist Gleichheit der Bedeutungen nicht vorausgesetzt. Entscheidend ist, daß neben der unmittelbaren Verbindung zwischen Verb und Kasusgröße die andere als Möglichkeit besteht. Bei 1 liegt es auf der Hand, daß die Präp.-Verbindung nicht die perfektivierende Wirkung auf das Verb hat wie der Akk. Bei 4 haben nur zwei von zwölf Befragten die beiden Konstruktionen als „ungefähr gleichbedeutend" angegeben; aber die Beschreibung der Bedeutungsverschiedenheit war bei den übrigen sehr unterschiedlich. Es wäre jedenfalls verkehrt, nur die verhältnismäßig bedeutungsähnlichen Ersatzmöglichkeiten berücksichtigen zu wollen, denn der jeweilige Bedeutungsunterschied der beiden Konstruktionen wird zum großen Teil von der Bedeutungsschwere der Präposition abhängen. – Dagegen ist es wichtig, im Auge zu behalten, wie allgemeingültig der Ersatz für den Typ ist. Bei 1 gilt er offenbar nur für einen Teil der Gruppe mit sogenanntem „effiziertem Objekt". Man kann z. B. schlecht sagen: *Sie backt an einem Brot.*

und wir setzen am besten ÷ mit einem Fragezeichen. – Bei dieser ersten Adverbialprobe stellt sich also heraus, daß zwei „Objekte" positiv und zwei negativ und ebenfalls zwei „adverbiale Akkusative" positiv und zwei negativ ausgefallen sind. Ergebnis: 1: E+, 2: E÷, 3: E+, 4: E+, 5: E+, 6: E÷, 7: E+, 8: E÷?.

Die Rektionswechselprobe ist etwas eindeutiger, indem keine der vier ersten Akkusativgrößen durch ein Verbalnomen regiert werden kann. Auch könnte man kaum bei 5 sagen: *Der Ausgang diesen Weg ist versperrt,* aber ich möchte nicht ausschließen, daß sich ein Verbalsubstantiv mit *gehen, kommen, treten* o. ä. so verbinden ließe. Vor allem ist aber der Genitiv ausgeschlossen, der sich bei dem vom „transitiven" *begehen* gebildeten Substantiv als selbstverständlich einstellt: *des Begehen dieses Weges.* Wir setzen also vorsichtshalber am besten R+ mit einem Fragezeichen. *Das Kosten* und *einen Pfennig* (6) lassen sich aber nicht kombinieren, sehr wohl dagegen *Sein Kommen* (oder *Seine Ankunft*) *diesen Sommer.* 8 muß auch hier als negativ gelten. Ergebnis: 1–4: R÷, 5: R+?, 6: R÷, 7: R+, 8: R÷.

Bei der letzten Probe, adnominaler Verwendung überhaupt, kommen nur zwei der Sätze als positiv in Betracht, und zwar 6 und 7. Bei 6 könnte man sagen: *Es ist keinen Pfennig wert,* und bei 7: *Das Wetter diesen Sommer ist schlecht.* Also alle negativ bis auf 7 und – falls die Wiedergabe von *kosten* durch *wert sein* erlaubt ist – auch 6., d. h. 1–5 und 8: A÷, 6: A+?, 7: A+.

Ich habe diese Ergebnisse um eine horizontale und eine vertikale Achse zusammengestellt. Die horizontale Achse trennt die „Objekte" von den „adverbialen Akkusativen" und die vertikale die unternommenen Proben für „Objekte" von denen für „adverbiale Akkusative". – Die „unregelmäßigen" oder besser unerwarteten Fälle sind fett gedruckt.

1. *Er baut einen Kasten*	P+	W+	: **E+**	R÷	A÷
2. *Er packt (wirft, sieht) den Ball*	P+	W+	: E÷	R÷	A÷
3. *Er besitzt einen Hof*	**P÷**	W+	: E÷	R÷	A÷
4. *Ich spreche morgen den Rechtsanwalt*	**P÷**	W+	: **E+**	R÷	A÷
5. *Er geht heute diesen Weg*	**P+**	**W+**	: E+	R+?	**A÷**
6. *Es kostet (k)einen Pfennig*	P÷	W÷	: **E÷**	**R÷**	A+?
7. *Er kommt diesen Sommer*	P÷	W÷	: E+	R+	A+
8. *Er schlägt (fährt) Rad*	P÷	W÷	: **E÷?**	**R÷**	**A÷**

Das Auffallendste ist vielleicht, daß zwei Beispielsätze mit sogenanntem „Objekt" keine Passivumkehrung erlauben, während ein Fall mit sogenannten „adverbialem Akkusativ" diese Umkehrung anscheinend grundsätzlich gestattet, obwohl sie nicht sehr häufig ist. Derselbe Typ (mit *gehen)* gesellt sich zu den „Objekten" auch bei der Wortklassenprobe, dagegen zu den „adverbialen Akkusativen" bei dem Ersatz durch Präpositionsgefüge und – allerdings nicht ohne Schwierigkeit – bei dem Rektionswechsel. Auffallend ist auch, daß zweimal ein „Objekt" *(einen Kasten bauen* und *den Rechtsanwalt sprechen)* und ebenfalls nur zweimal ein „adverbialer Akkusativ" *(diesen Weg gehen* und *diesen Sommer kommen)* durch ein Präpositionsgefüge ersetzt werden kann. – Es scheint also mit großen Schwierigkeiten verbunden zu sein, eine annehmbare Grenzziehung zwischen „Objekt" und „adverbialem Akkusativ" vorzunehmen. Selbst eine allmähliche Abstufung muß einem schwierig vorkommen.

Zum Versagen der Passivprobe muß man allerdings sagen: Die „Objekt"-Sätze, die kein Passiv bilden, sind sehr dünn besetzte Typen. Es erhebt sich die Frage, ob diese Abneigung gegen das Passiv besondere Gründe nicht-grammatischer Natur haben kann. Dieser Verdacht verstärkt sich durch folgendes: Die Sätze 3, 4, 7 und 8 hatten alle das Zeichen P÷ bekommen. Aber 8 kann ein Passiv mit *es* als Subjekt bilden, 7 wohl nicht, wie er dasteht, aber wenn man *kommen* durch *arbeiten* ersetzt: *Es wird diesen Sommer gearbeitet.* Der eigentliche Gegensatz ist auf diese Weise klarer geworden: Er besteht nicht zwischen Passivumkehrung / keine Passivumkehrung, sondern zwischen Übergang Akkusativ–Nominativ einerseits und *es* mit Beibehaltung des Akkusativs andererseits, wenn das Passiv überhaupt möglich ist. Diese Frage – ob ein Passiv möglich ist – scheint eine semantische Frage zu sein, die bei dieser Entscheidung nicht relevant ist. Der Inhalt des Verbs kann derart sein, daß es sich nicht ins Passiv umsetzen läßt. – In dem Maße, wie das Passiv möglich ist, scheint also die Passivprobe bei richtig gestellten Gegensätzen ihre Berechtigung zu haben.

Auf diese Weise wird es wohl möglich, eine Grenze zu ziehen, allerdings muß dann im Gegensatz zu der traditionellen Sehweise *Weg* bei *gehen* zu den „Objekten" hinübergezogen und dieses Verbum entsprechend als „transitiv" bezeichnet werden. So unscharf, wie sich die Grenze bei den übrigen Proben herausstellt, wäre es nach meiner Ansicht jedoch richtiger, das nicht-sprachliche Wort der Logik

„Objekt" durch ein nicht-logisches Wort der Sprache, also einfach Akkusativgröße (AG). zu ersetzen.
Der systematischen Aufteilung dieser Größen könnte man Kriterien verschiedener Art zugrunde legen. Für weniger brauchbar halte ich die Notwendigkeit der jeweiligen Akkusativgröße, denn sie ist allzusehr davon abhängig, was gemeint ist, was ausgedrückt werden muß und was sich aus der Situation ergibt. Sie steht deshalb auch in keinem Verhältnis zu den Ergebnissen unserer Proben. *Einen Pfennig* erscheint wahrscheinlich als eine ebenso notwendige oder vielleicht sogar notwendigere Ergänzung zu *kosten* als *einen Kasten* zu *bauen* und *den Rechtsanwalt* zu *sprechen*. Wenn *bauen* und *sprechen* allein den nötigen Sinn geben, können sie ohne Ergänzung („absolut") gebraucht werden. „Absolut" und „relativ" sind demnach als Inhaltsgrößen zu betrachten.
Dagegen scheint es von Bedeutung zu sein, festzustellen, welche AG sich gegenseitig vertragen bzw. ausschließen. Abgesehen vom Sonderfall *lehren* vom Typ 2, wo eine zweite AG auf gleicher grammatischer Ebene, aber mit unterschiedlichem Inhalt (einer anderen Art der „Berührung") hinzutreten kann, kommt eine AG vom Typ *diesen Weg* besonders leicht als zweite Größe vor: *Er führt den Wagen diesen Weg. Einen Pfennig* kann auch als zweite AG zu einer ersten *ihn, mich* oder ähnlich gedeutet werden. Die größte Beweglichkeit hat eine AG vom Typ *diesen Sommer,* die auch als dritte Ergänzung ohne weiteres erträglich ist: *Jeden Tag führt er seinen Hund diesen Weg.*
Statt der traditionellen Einteilung in „Akkusativ-Objekt" und „adverbialer Akkusativ" würde ich deshalb die Bezeichnung AG 1., 2. und 3. Grades vorschlagen. Eine solche Einteilung scheint sich aus den vorgenommenen Proben zu ergeben, sie würde der Tatsache gerecht werden, daß auch „Objekte" im traditionellen Sinne sich durch „adverbiale" Größen ersetzen lassen und daß also keine unmittelbare Gegensätzlichkeit zwischen „Objekt" und „adverbialem Akkusativ" zu bestehen scheint.
Die seit Behaghel übliche semantische Einteilung in „erzeugte" und „berührte" Objekte ließe sich auch auf das vorgeschlagene System übertragen bzw. anpassen und erweitern, obwohl es nicht leicht ist, neue, unbelastete Bezeichnungen zu finden. Im Satz 1 hätten wir eine erzeugte AG, in 2, 3, 4 eine berührte AG („Berührung" ist verschieden definierbar), für 5 würde gestreifte AG vielleicht brauchbar sein – sie unterscheidet sich klar von den berührten dadurch, daß sie sich zu den Proben E und R positiv

verhält. Die AG in 7 könnte man dann entsprechend als nicht-berührt bezeichnen. Die AG in 8 ist ein besonders schwieriger Fall, da sie sich, wie auch die Proben gezeigt haben, offenbar auf einer Übergangsstufe befindet. Dem Sinn nach umfaßt sie ja 1 *(Rad schlagen)* und 2 *(Rad fahren)*, ist also im ersten Fall erzeugt, im zweiten berührt. Gleichzeitig ist sie wegen ihrer festen Bindung zum Verb dabei, ihren selbständigen Status als AG zu verlieren.[7] In dramatischem Gegensatz zur erzeugten AG könnte man geneigt sein, sie getilgte oder reduzierte AG zu nennen.

Wenn wir nun den Akkusativ verlassen und zum Dativ übergehen, so ist ja auch das sogenannte „Dativ-Objekt" eine adverbale Größe, und es muß deshalb erlaubt sein, dieselben Kriterien, die wir beim Akkusativ verwendet haben, vergleichend heranzuziehen.

Ebensowenig wie beim Akkusativ betrachte ich beim Dativ den Grad der Notwendigkeit einer Ergänzung als Kriterium. Gerade hier kann es, was den Dativ betrifft, geboten erscheinen, an den bisherigen Darstellungen Kritik zu üben, indem sie fast alle zwischen „notwendigem" und „freiem" (oder „freierem") Dativ unterscheiden. Ich könnte hier viele Beispiele nennen, ich begnüge mich aber damit, den Duden zu zitieren, weil er als maßgebend gelten kann. – Im Anschluß an das oben zitierte Beispiel *(Der Vater dankt seinem Sohn)* heißt es dort S. 475: „Wo das Dativobjekt, wie in unserem Beispielsatz, allein die Sinnergänzung bildet, haben wir es mit einem Geschehen zu tun, das im Gegensatz zu den in sich ruhenden Zuständen, Vorgängen oder Tätigkeiten der ergänzungslosen Sätze ... sinnotwendig einem Etwas zugewandt ist. Dabei ist es nicht unwichtig zu beachten, daß es sich bei diesem Etwas weitgehend um Personen handelt." Und S. 482 zum Beispielsatz: *Karl schenkt seinem Freunde ein Buch:* „(Wir) erkennen in unserem Beispielsatz mühelos eine Handlung, die notwendig einem Etwas zugewandt ist." Und kurz darauf: „Zu den Verben, die ein Dativobjekt neben dem Akkusativobjekt fordern,[8] gehören vor allem: a) die Verben des Gebens und Nehmens: ... b) die Verben der Mitteilung und des Verschweigens: ..."

Ich bestreite nicht, daß es Verben gibt, die eine Dativergänzung verlangen, wie *begegnen* und *entsprechen,* ich muß aber gestehen, daß

[7] Einer meiner Schüler ist dabei, die Bindung zwischen Verb und AG dieser Art einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen.
[8] Hervorhebung von mir.

diese ausgedehnte Notwendigkeit des Dativs, von der man in fast jeder deutschen Grammatik lesen kann, mir immer ein Rätsel war. Wenn nun bei den sogenannten Dativ-Verben wie *danken, dienen, folgen, fluchen, gefallen* die Kasusgröße tatsächlich notwendig wäre, was denn mit den Sätzen wie: *ich danke,* Zuckmayers *wo haben Sie gedient ?,* dem verbreiteten *Fortsetzung folgt*? Wer weiß, *wem* er flucht, wenn er flucht? Und was mit dem weltberühmten Bel Ami, von dem es doch hieß: *bist kein Held, nur ein Mann, der gefällt ?*
Und obwohl die Bezeichnung Dativ vom lateinischen *dare* abgeleitet ist, braucht es gar nicht so sicher zu sein, daß ein „Verbum des Gebens" notwendigerweise eine Dativergänzung braucht. Was nämlich in dem Falle mit Sätzen wie: *wieviel hast du gegeben ?* oder: *er hat reichlich gespendet,* oder: *diese schöne Vase hat mein Mann geschenkt ?* – Eine Sprache, die hier eine Dativergänzung „fordern" würde, wäre jedenfalls unzeitgemäß, denn in einer Zeit der kollektiven Wohltätigkeit wie der unsrigen weiß man doch eigentlich nie, wem man etwas gibt oder schenkt.
Beim Duden stört diese Unterstreichung des Notwendigen am wenigsten, weil es, wie mir scheint, nicht in dem Maße als Einteilungsprinzip der Darstellung zugrunde gelegt wird wie in den sonst üblichen Nachschlagewerken der deutschen Grammatik, die eine systematische Einteilung des Dativs bringen, auch denen, die zum Teil nach moderneren strukturalistischen Prinzipien angelegt sind, wie bei dem Dänen P. Jörgensen und dem Russen W. Admoni, der allerdings den Begriff „Notwendigkeit" etwas modifiziert. Das tut auch Schulz-Griesbach, und J. Erben hat, soweit ich sehen kann, keine solche Einteilung vorgenommen. – Als „frei" wird der Dativ in den sonstigen Verwendungen bezeichnet, also der sogenannte Dativus commodi et incommodi, Dativus sympatheticus usw. – Um die Kritik so kurz wie möglich zu fassen, braucht man wohl dazu eigentlich nur zu sagen, daß kaum jemand von einer Sache spricht, die *zu Kopf gestiegen* wäre, ohne anzugeben: wem, und daß ebenfalls seltener von einer Person zu hören ist, die einfach *zur Last gefallen* wäre. Das Bedürfnis nach der Angabe einer Größe im Dativ würde leicht spürbar sein. – Man läuft also Gefahr, einen Dativ als notwendig zu bezeichnen, weil er entbehrlich ist, und einen als frei, weil er notwendig ist. Es muß sinnvoller erscheinen, eine Abstufung des Dativbedürfnisses vorzunehmen, die eine allgemeine Gültigkeit haben kann.

Zunächst aber die Beziehungen des Dativs zum Verb, die für eine derartige Systematik die Voraussetzungen bilden können.
Ich gehe von folgenden acht Beispielsätzen aus (daß ich bei der Typisierung auch hier gerade bei acht stehengeblieben bin, ist ein Zufall):

1. *Der Frost schadet dem Wagen.*
2. *Er schenkt seinem Bruder einen Ball.*
3. *Er entsagt der Welt.*
4. *Er nimmt seinem Bruder Geld.*
5. *Du verdirbst deinem Bruder die Hose.*
6. *Ich vertraue meinem Bruder.*
7. *Er baut seiner Mutter einen Nähkasten.*
8. *Du bist mir der Rechte.*

Das Ergebnis der „Objekt"- und „Adverbial"-Probe ist schnell zustande gebracht:

1. *Der Frost schadet dem Wagen.*	P÷ ?W+ E÷ R÷ A+
2. *Er schenkt seinem Bruder einen Ball.*	P÷ W+ E+ ?R÷ A÷
3. *Er entsagt der Welt.*	P÷ W+ E÷ R÷ A÷
4. *Er nimmt seinem Bruder Geld.*	P÷ W+ E+ R÷ A÷
5. *Du verdirbst deinem Bruder die Hose.*	P÷ W+ E+ ?R÷ A÷
6. *Ich vertraue meinem Bruder.*	P÷ W+ E+ R÷ A+?
7. *Er baut seiner Mutter einen Nähkasten.*	P÷ W+ E+ R÷ A÷
8. *Du bist mir der Rechte.*	P÷ W÷ E÷ R÷ A÷

Von einer Passivumkehrung mit einem Übergang zum Nominativ muß wohl beim Dativ im großen und ganzen abgesehen werden, deshalb P÷ die ganze Reihe durch. Das Fragezeichen bei dem Dativverbum 1 deutet nur an, daß sich einer vielleicht doch gelegentlich verspricht und z. B. sagt: *Er wurde gekündigt*[9] und im Einzelfall sogar: *Die Königin wurde gehuldigt,* vgl. bekannte Beispiele bei den Klassikern, wie Goethe: *ein großer Herr will gehorcht sein* und Heine: *Sie wollen alle geschmeichelt werden.* Solche Wendungen zeigen, wie nahe sich die beiden Kasus, Akkusativ und Dativ, stehen. – Die Wortklassenprobe ergibt nur einen einzigen Minusfall, und zwar 8; aber ob das eine Vergleichsmöglichkeit mit dem Akkusativ bietet, ist un-

[9] Zu diesem passiven Ausdruck gehört allerdings auch ein nicht seltenes Aktiv: *einen kündigen.* Wieweit ein verkehrtes Passiv bei dieser „Transitivierung" mitgewirkt haben kann, läßt sich kaum sagen.

sicher, weil wir es hier mit dem umgekehrten Fall zu tun haben. Beim „adverbialen" Akkusativ (bzw. dem Akkusativ 3. Grades) *diesen Sommer* konnte das Substantiv nicht durch ein anaphorisches Pronomen ersetzt werden, hier kann das Pronomen *mir* nicht – oder jedenfalls sehr schwer – durch ein Substantiv ersetzt werden. – Ersatz durch ein Präpositionsgefüge ist möglich in den Sätzen 4, 6 und 7.[10] *Er nimmt Geld von seinem Bruder* (4). *Ich vertraue auf meinen Bruder* (6). *Er baut einen Nähkasten für seine Mutter* (7). Das Fragezeichen bei 5 bedeutet, daß eine Umschreibung mit Präposition hier kein stilreines Deutsch, wohl aber bei einer anderen Wortwahl denkbar wäre.

In der Reihe für adnominale Verwendung beruht das Plus bei 1 auf einer möglichen Umschreibung des Satzes mit: *Der Frost ist dem Wagen schädlich.* Bei 6 stellt sich kein geläufiges Adjektiv ein, das so gebraucht werden könnte: *vertraulich* liegt zu fern und *vertrauend* ist künstlich, deshalb das Fragezeichen. Und doch berührt sich der Dativ beim Adjektiv, für den es sonst zahlreiche Beispiele gibt, mit dem „adverbialen" Akkusativ in *einen Pfennig wert.*

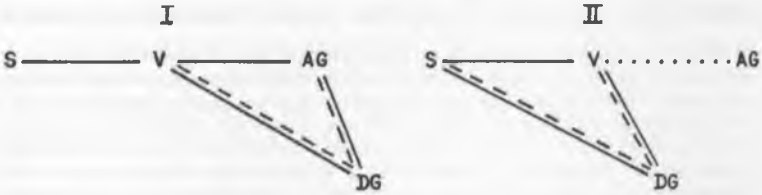
Besonders eng ist aber diese Berührung durch die oben festgestellte fehlende Passivumkehrung mit Kasusübergang und durch die sehr ausgedehnte Möglichkeit für das Eintreten eines Präpositionalgefüges. Hier bestätigt sich der Eindruck, den wir am Anfang (o. S. 252) hatten, daß es schwierig war, die als „indirekt berührt" bezeichnete Dativgröße und den zweiten „adverbialen" Akkusativ eines Satzes terminologisch auseinanderzuhalten.

Wie können wir nun diese offenbar einander sehr nahe stehenden und doch irgendwie grundverschiedenen Größen unterscheiden? Wir können natürlich zur Semantik greifen und sagen: Der Dativ ist ein Personenkasus. Das stimmt in vielen, wohl in den meisten Fällen, und wenn wir an unseren 4. Akkusativsatz, den einzigen mit einem persönlichen Akkusativ, zurückdenken, ist es wohl möglich, daß die beiden Ausdrucksweisen *den Rechtsanwalt sprechen* und *mit dem Rechtsanwalt sprechen* einem rein theoretischen oder bestenfalls unvollständigen *dem Rechtsanwalt sprechen* recht nahe stehen würde. Nun hat aber bereits unser erster Dativsatz eine sachliche Dativgröße *dem Wagen,* und wir wissen, daß dies keine Seltenheit ist. Eine Trennung zwischen Sache und Person kann also grundsätzlich nie eine

[10] Satz 2 wohl nicht, wie er dasteht, aber es finden sich Fälle mit *geben,* z. B.: *Er gibt den Armen Geld – Er gibt Geld an die Armen.*

befriedigende Lösung bringen. – Eine Betrachtung der Präpositionen, die für den Dativ eintreten, bringt uns auch nicht viel weiter. Der häufigste Dativersatz *für* kann genausogut bei temporaladverbialen Bestimmungen gebraucht werden: *für diesen Sommer, für einige Zeit* usw. Aber gerade die Ersetzbarkeit des Dativs gibt uns das Werkzeug in die Hand, die Frage der Dativrektion ihrer Lösung etwas näherzurücken. – Nehmen wir einen der Sätze, wo der Dativ sich am bequemsten durch Präpositionsgefüge ersetzen läßt, Satz 7. Mit Präposition lautet er entweder: *Er baut für seine Mutter einen Nähkasten* oder: *Er baut einen Nähkasten für seine Mutter.* Die letzten zwei Glieder *Nähkasten für seine Mutter* lassen sich von der Satzstruktur abspalten und in irgendeiner anderen Satzstruktur anbringen, z. B.: *Der Nähkasten für seine Mutter ist gekommen.* Dies kann mit dem Dativglied nicht geschehen. Andererseits haben auch die drei ersten Glieder der Struktur eine gewisse Selbständigkeit bei der Umschreibung. Es kann nämlich auch heißen: *Er baut für seine Mutter,* aber nicht: *Er baut seiner Mutter.* Die entsprechende Spaltung ist auch mit *von* in Satz 3 möglich. *Er nimmt Geld von seinem Bruder* zerfällt in zwei Bestandteile, so daß man sagen kann: *Das Geld von seinem Bruder liegt hier;* und: *Er nimmt von seinem Bruder.*

Nichts ist dann naheliegender, als anzunehmen, daß der Dativ zwischen diesen beiden liegt, daß er also die Folge einer Doppelrektion ist, indem er zur selben Zeit vom Verb *(bauen, nehmen)* und vom Substantiv *(Nähkasten, Geld)* regiert wird. Diese Doppelrektion läßt sich also in einigen Fällen durch andere Sprachmittel veranschaulichen, in anderen nicht;[11] aber man darf wohl sagen, die Dativ**form** bürge dafür, daß die Verhältnisse in diesen anderen Fällen entsprechend liegen. Per Analogie darf man wohl ebenfalls schließen, daß in den Fällen, wo kein Akkusativ vorliegt, also Satz 1 und 5, der Subjektsnominativ die Rolle als **mitregierendes Element** übernimmt. Im Diagramm läßt sich die Dativrektion so veranschaulichen:



[11] Der obige Satz mit *geben* kann auch so gehandhabt werden: *Er gibt an die Armen – Geld an die Armen.*

Die Verbindungslinien mit der Dativgröße sind sowohl durchgezogen als unterbrochen eingezeichnet, so daß eine durchgezogene Linie immer mit einer unterbrochenen verbunden ist und umgekehrt. Damit ist angedeutet, daß eine Dativgröße teils mehr verbal, teils mehr nominal regiert werden kann. Bei *bauen* müßte man eine überwiegend nominale, bei *schenken* eine überwiegend verbale Rektion annehmen.[12] Diese Grundfiguren lassen sich für besondere Verbtypen wie z. B. zusammengesetzte Verben und für Sonderfälle wie z. B. *das glaube ich dir* abwandeln. Letzteres ist im Diagramm II durch die punktierte Linie rechts angedeutet. – Außer Subjektsnominativ und AG können auch von Präpositionen regierte Größen in entsprechende Beziehung zur Dativgröße treten.

Auf diese Weise hoffe ich ein einigermaßen klares Bild von der Dativrektion entworfen zu haben. Gleichzeitig ist eine andere Einteilung des Dativs als die fragwürdige Spaltung in „notwendigen" und „freien" Dativ möglich geworden: Je nachdem ob sich das Rektionsverhältnis annähernd durch andere Sprachmittel als den Dativ ausdrücken läßt, erhalten wir einen ersetzbaren (Satz 4–7) bzw. einen unersetzbaren Dativ (Satz 1–3 und 8). Wie bei fast jeder sprachlichen Einteilung lassen sich allerdings auch hier Schwankungen feststellen, Beispiele, die auf der Grenze liegen.

Zu der Frage, wie die Dativrektion von der Inhaltsseite aussieht, muß ich mich sehr kurz fassen. Als Ausgangspunkt für die Beschreibung nimmt man am besten die Beispielsätze 2 und 4. *Schenken* (2) bezeichnet eine Annäherung der AG an die DG, *nehmen* (4) eine Entfernung. Es scheint also, daß der Begriff der Nähe – positiv und negativ – für die Dativrektion von Bedeutung ist. Dies läßt sich in der adnominalen Verwendung veranschaulichen: a) *es liegt mir nahe,* b) *es liegt mir fern,* wo wir es offenbar mit einer betonten Nähe und einer betonten Ferne zu tun haben. – Eine Annäherung liegt in 1, 6 und 7 vor, aber in 7 ist diese Annäherung zwischen *Nähkasten* und *Mutter* nicht so deutlich wie zwischen *Ball* und *Bruder* in 2; in 1 und 6

[12] Damit ist auch gesagt, daß je für sich die nominale und die verbale Komponente sich auf Null bewegen können. Beim Fehlen eines der beiden regierenden Glieder, wie in *dem Wagen wird geschadet* (vgl. die übliche Rektionsangabe *iemandem schaden*) bzw. in *jedem das Seine,* ist einmal die nominale, einmal die verbale Rektion gleich Null. Es ist wohl aber doch kein Zufall, daß dies keine besonders lebenskräftigen Typen sind. – Andererseits können in einem komplizierteren Satz mehr als zwei Elemente an der Rektion beteiligt sein; so sind die Partikeln der unfest zusammengesetzten Verben meist mitregierende Elemente. Eine lange geplante Analyse gerade dieser Fälle hoffe ich bald herausbringen zu können.

findet die Annäherung zwischen Nominativgröße und Dativgröße statt, und sie ist recht abstrakter Natur. Bei 3 ist umgekehrt eine Entfernung des Subjekts von der Dativgröße spürbar.
Bei 5 ist weder Annäherung noch Entfernung zu verzeichnen. Hier besteht aber bereits ein Näheverhältnis zwischen der AG, die von der Verbalhandlung betroffen ist, und der DG.
Die semantischen Voraussetzungen für die Dativrektion sind also eine Annäherung (bzw. ein als übertragene Annäherung auslegbarer Vorgang) oder eine Entfernung bzw. Berührung einer in der Nähe befindlichen Größe. Dieser „Berührung" kann nicht nur die AG, sondern auch das Subjekt oder eine von Präposition regierte Größe ausgesetzt werden, und sie kann so den Dativ bewirken, wenn sie sich in einer spürbaren Nähe der betreffenden Größe befindet.
Diese Deutung besagt nicht, daß der Dativ ein lokaler Kasus sein muß, die lokalen oder als räumlich empfundenen Beziehungen bilden nur die Bedingungen für die Verwendung des Dativs. Damit haben wir auch einen Maßstab für das oben besprochene Dativbedürfnis. Statt mit einem starren Gegensatz notwendig/frei zu operieren, können wir feststellen, daß das Bedürfnis nach einer Dativergänzung proportional ist dem Grad einer etablierten oder bestehenden Nähe. Daß es dabei nicht gleichgültig ist, ob die Inhaltsgröße, zu welcher das Näheverhältnis empfunden wird, eine Person oder eine Sache ist, liegt auf der Hand. Bei Sachgrößen sind die nur von einem Glied abhängigen Präpositionalgefüge geläufiger. Ich möchte es aber nicht so stark ausdrücken wie Hennig Brinkmann in seinem für die semantische Auslegung des Dativs bedeutenden Aufsatz: „Der Umkreis des persönlichen Lebens im deutschen Dativ" (Muttersprache 1953, S. 164): „So bringt der Dativ den Menschen als Person zur Geltung." Eher könnte man sagen, daß eine Sachgröße, wenn sie im Dativ steht, gewissermaßen den Status als Person erhält.
Die Beurteilung des Näheverhältnisses ist naturgemäß eine subjektive Angelegenheit, und daß dadurch nach Sprachstufe und persönlichem Stil Schwankungen im Dativgebrauch entstehen müssen, leuchtet unmittelbar ein. Ebenfalls beruht es auf subjektiver Entscheidung, ob im Falle 5 Dativ oder Genitiv gebraucht werden soll. (Mit Genitiv: *Du verdirbst die Hose deines Bruders.*) Auf diese Frage werde ich hier nicht eingehen, ich möchte aber unter Heranziehung des oben über die grammatische Dativrektion Gesagten darauf hinweisen, daß wir es offenbar hier mit der Wahl zu tun haben zwischen einer nur

nominalen Rektion – dem Genitiv – und einer auch verbalen Doppelrektion – dem Dativ.
Einen von den Dativsätzen habe ich bisher unterschlagen, und zwar 8. Hier scheint kein Näheverhältnis vorzuliegen, auch kann keines durch die Verbalhandlung etabliert worden sein, weil eigentlich von keiner Verbalhandlung die Rede ist. Dies scheint unser semantisches System in Gefahr zu bringen. Dieser auf das Pronomen der 1. und 2. Person beschränkte und recht entbehrliche Dativ ist aber gewissermaßen der Prüfstein für die Berechtigung des oben Angeführten. Denn dieser Dativ, der nicht als Folge eines erlebten Näheverhältnisses im vorliegenden Kontext entstanden ist, wird offenbar selbst als Mittel benutzt, um eine im Satz sonst nicht ausgedrückte Nähe zu bezeichnen. Wie auch sonst oft äußert sich dieses Näheerlebnis als persönliche Vertraulichkeit.
Ich nehme an, daß es dem deutschen Sprachempfinden entspricht, wenn ich z. B. den Bruder eines vertrauten Freundes halb tadelnd in folgender Wendung erwähne: *Dein Bruder aber, der ist mir ein sauberer Bursche!* Dagegen wäre es wohl nicht ganz so angebracht, vom deutschen Bundeskanzler zu sagen: *Der Bundeskanzler aber, der ist mir...* Dieser Dativ wird bekanntlich als Dativus ethicus bezeichnet, was einem etwas rätselhaft vorkommen muß, wenn man daran denkt, daß er oft in einer Aussage stehen kann wie etwa: *Du bist mir doch ein Trottel! Der ist mir doch ein Affe!* Ich möchte nicht auf die Frage der „Sprache des Unmenschen" zu sprechen kommen, aber ich erlaube mir doch vorsichtig zu fragen, ob für einen Dativ, der sich so leicht mit Schimpfwörtern verbindet, Dativus ethicus die richtige Bezeichnung ist. Wenn eine lateinische Bezeichnung für diese besondere Verwendung des Dativs notwendig ist, möchte ich aufgrund der obigen Analyse Dativus intimus vorschlagen.
Das Wesentlichste meiner Ausführungen fasse ich folgendermaßen zusammen:

1. Zum Akkusativ

Da der Gegensatz „Akkusativobjekt" und „adverbialer Akkusativ" in der Logik und nicht im sprachlichen System begründet zu sein scheint, möchte ich fragen, ob es nicht ratsam wäre, diesen Gegensatz fallenzulassen und statt dessen eine auf Grund sprachlicher Kriterien graduierte Bezeichnung „Akkusativgröße" (AG) einzuführen. Daneben müßte man adäquate Bezeichnungen der Inhalte dieser

Größen – ihrer „Beziehungsbedeutung" – suchen. Mein Vorschlag wäre: 1. erzeugte, 2. berührte, 3. gestreifte, 4. nichtberührte AG (die beiden ersten nach Behaghel).

2. Zum Dativ

Der Dativ stellte sich als das Ergebnis einer Doppelrektion durch Verb und Nominalgröße heraus.
Aus dem bei dieser Feststellung benutzten Ersatzverfahren ergab sich die Möglichkeit einer Einteilung des Dativs in ersetzbaren und unersetzbaren Dativ, die der bisherigen Einteilung in notwendigen und freien Dativ vorzuziehen sein muß.
Inhaltlich läßt sich die Dativrektion als die Folge einer Annäherung (oder betonten Nähe) bzw. einer Entfernung oder Berührung einer in der Nähe befindlichen Größe beschreiben.
Aus dem Grad dieser Nähe ergibt sich grundsätzlich das Bedürfnis nach einer Dativergänzung.
Dies bietet eine semantische Stütze für die obige Ablehnung der Bezeichnungen notwendig/frei. Es gibt nach dem, was ich meine erwiesen zu haben, nur eine Abstufung des Bedürfnisses nach dem jeweils erlebten Näheverhältnis.

Zur Erforschung des lexikalischen Feldes

Von Hansjakob Seiler

1. Einleitung

1.1 Ziel der Darlegungen

In diesem Beitrag zur Erforschung des lexikalischen Feldes, der eigentlich eine Art Arbeitsbericht ist, möchte ich zu folgenden Punkten etwas sagen:

1. möchte ich eine sehr kurze und allgemeine Charakterisierung der Forschungssituation geben, so wie sie sich heute stellt;

2. möchte ich die Schwierigkeiten, die sich der Wortfeldforschung entgegenstellen, deutlich machen;

3. möchte ich, indem ich mir als Fernziel eine umfassende Theorie der Wortfelder bzw. des Wortfeldes vor Augen halte, eine möglichst präzise Problemstellung für die weiteren Untersuchungen gewinnen. Ich möchte dies bewerkstelligen, indem ich

4. das Wortfeld als ein linguistisches Konstrukt mit anderen bereits besser bekannten und besser etablierten Konstrukten konfrontiere, wie etwa dem Paradigma der traditionellen Grammatik oder der Substitutionsklasse der deskriptiven Linguistik, und

5. sollen schließlich zwei konkrete Beispiele vorgeführt werden, in denen das zunächst theoretisch Vorgebrachte näher erläutert werden soll.

Ich kann diese Punkte nicht in einer gradlinigen Folge hintereinander abhandeln, sondern muß auf manche von ihnen mehrmals in meinen Ausführungen zurückkommen.

1.2 Forschungssituation

Ich gehe davon aus, daß in einer zunächst intuitiven Weise eine beeindruckende Zahl von Beobachtungen gemacht worden ist, die deutlich machen, daß wir es mit Sprachrealität zu tun haben. Diese Beobachtungen sind im Deutschen zusammengefaßt worden unter

dem Terminus „Wortfeld“ oder „Wortfelder“. Es seien stellvertretend genannt die Namen von Trier und Weisgerber. Von diesen Beobachtungen bin ich beeindruckt, und ich bin überzeugt, daß es sich dabei um etwas Sprachimmanentes handelt, dem wir nun im folgenden weiter nachgehen wollen.

Seit es eine Wortfeldforschung gibt, steht sie vor der Aufgabe, ihr eigenes Objekt zu definieren, die Voraussetzungen, von denen sie ausgeht, und die Prinzipien, nach denen sie verfährt, so explizit wie möglich zu machen, so daß sie von anderen Forschern nachvollzogen werden können. Das hat die Wortfeldforschung als ein Sondergebiet der Sprachwissenschaft mit dieser gemeinsam. Es scheint mir aber bei der Wortfeldforschung mehr als irgendwo sonst in der Sprachwissenschaft an einer umfassenden Theorie zu fehlen. Es scheint mir auch eine Methodologie im strengen Sinne nicht zur Verfügung zu stehen. So sind die Chancen, daß zwei Forscher unabhängig voneinander zu einer gleichen Zuweisung von lexikalischen Entitäten zu einem Feld gelangen in dem Sinne, wie das einmal von Günther Kandler in der Festschrift für Weisgerber gefordert wurde, äußerst gering. Wir wissen noch nicht mit Sicherheit, um es einmal bildlich auszudrücken, was für Sonden wir anlegen sollen bei der Untersuchung des Wortschatzes einer Sprache. Handelt es sich um andere Gebiete der Sprachstruktur, so stehen dem empirisch vorgehenden Forscher solche Sonden zur Verfügung, etwa die Substitutionsprobe bei der Explizitmachung der sprachlichen Einheiten; oder die Verstellprobe bei der Erforschung der syntaktischen Beziehungen.

Nehmen wir einmal als gesichert an, daß die Isolierung der lexikalischen Entitäten, genannt Wörter, erreicht ist, und gehen wir von einem Inventar solcher Entitäten, genannt Lexikon, aus. Welches sind nun die Möglichkeiten, in die Gesamtmasse dieser Entitäten eine Ordnung zu bringen?

Das sicherste und zugleich oberflächlichste Kriterium ist die alphabetische Anordnung; sie läßt keinerlei Aussagen über das Verhältnis der lexikalischen Entitäten hinsichtlich ihrer Bedeutung zueinander zu.

Eine linguistisch fundierte Klassifikation ist in vielen Grammatiken gegeben durch die Einteilung in Wortarten, in Wortklassen. Es scheint mir nun sicher, daß die Aufstellung der Wortklassen etwas zu tun hat mit der Aufstellung von Feldern, wenn wir einmal die Felder in Betracht ziehen, die bisher vorgebracht worden sind. Man spricht von den Verben des Sagens oder den Substantiven, die einen

Verstoß bezeichnen u. ä. Man muß aber auch in Betracht ziehen, daß die Wortklasseneinteilung allenfalls die Einteilung in Wortfelder durchkreuzen kann. Es wäre etwa zu überlegen, inwiefern die Zusammenordnung der Verben *kommen* und *gehen,* der Adverbien *her* und *hin,* der Pronomina *dieser* und *jener* zusammen ein Feld bilden, das dann eben die Wortklassen überschneidet.

Eine weitere Einteilung des Wortschatzes ist gegeben durch den Nachweis des Ableitungsstatus der Wörter, dort, wo ein solcher vorliegt. Es ist ebenfalls anzunehmen, daß etwa die Zusammengesetztheit von Wörtern bei ihrer Zuweisung zu einem Felde eine Rolle spielt. Das wären Klassifikationen, wie sie durch die Grammatik gesichert sind und die wahrscheinlich beachtet werden müssen bei der Aufstellung von Wortfeldern.

Nun gibt es aber über diese Klassifikationen hinaus die Intuition oder das Sprachgefühl, daß eine bestimmte Menge von Wörtern, abgesehen von ihrer Wortklassenzugehörigkeit und vom Ableitungsstatus enger zusammengehören. Es gibt für dieses Gefühl verschiedene Rationalisierungen. Eine davon lautet: Diese Wörter bedeuten ungefähr dasselbe. Das ist recht unpräzis und, abgesehen davon, wahrscheinlich auch mit der Sprachrealität nicht vereinbar. Wenn wir im späteren Ablauf unserer Ausführungen auf die sogenannten Verben des Sagens näher eingehen werden, werden wir sehen, daß dazu nicht nur solche Bedeutungsäquivalente wie die für *sprechen, reden, sagen* gerechnet werden können, sondern auch *fragen* und *antworten.* Nun ist *fragen* und *antworten* sicher nicht bedeutungsgleich, sicher nicht synonym. Eine andere Rationalisierung für Felder könnte etwa lauten, daß die Mitglieder eines Wortfeldes eine Komponente ihrer Bedeutung gemeinsam haben. Nun ist die Analyse der Bedeutungen in Komponenten eine der meistdiskutierten Aufgaben der modernen Semantik. Man spricht von componential analysis, und es wäre von dieser Forschung her einiges zu erwarten für die Frage der Zuweisung von Wörtern zu einem Feld. Leider sind diese Komponenten so, wie sie etwa im Rahmen der generativen Grammatik aufgestellt werden, in ihrem Status nicht geklärt; sie sind apriori-stisch gefaßt und formuliert, ein Korrektiv oder eine Kontrolle ergibt sich eigentlich erst aus der gesamten Ableitung im Rahmen der generativen Grammatik. Ich möchte mich jedenfalls nicht unbedingt auf die Komponentenanalyse in ihrer jetzt vorliegenden Form verlassen. Alles in allem wäre zur Forschungssituation zu sagen: Wir

wissen noch nicht, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit eine Menge von lexikalischen Entitäten aus der Gesamtmenge des Lexikons heraus als enger zusammengehörig erwiesen werden kann.

1.3 Substitutionsklasse, Wortfeld und Paradigma

Ich will nun versuchen, mich der Lösung eines solchen Problems zu nähern, indem ich folgende Frage stelle und zu beantworten suche: Nehmen wir irgendein von einem Sprachwissenschaftler aufgestelltes Wortfeld als gegeben: Welchen Status hat eine solche Aufstellung im Rahmen der Gesamtbeschreibung einer Sprache? Meine Antwort lautet, daß Wortfelder sprachwissenschaftliche Konstrukte sind. Als solche sind sie vergleichbar mit anderen sprachwissenschaftlichen Konstrukten, und zwar den schon genannten Paradigmen der traditionellen Grammatik und den Substitutionsklassen der deskriptiven Linguistik. Diese scheinen mir mit den Wortfeldern gemeinsam zu haben, daß sie Feldkonstrukte sind.

Der Ausdruck Feldkonstrukte bedarf der Erläuterung, zuerst das Vorderglied *Feld-:* Dieser Begriff umfaßt für uns zwei Aspekte: Erstens die von de Saussure so genannten „rapports associatifs", die den „rapports syntagmatiques" gegenübergestellt sind. Bei einem Feld handelt es sich um Entitäten, die in der Dimension der „rapports associatifs" zusammengehören. Ich sage ausdrücklich nicht „paradigmatische Dimension", weil ich meine, daß dieser Terminus zu vielen Mißverständnissen Anlaß gegeben hat; wir werden darauf zurückkommen. Der zweite Aspekt des Feldes besteht für uns darin, daß es sich um eine Menge von Entitäten handelt, deren Verhältnis zueinander im Rahmen des mathematisch-topologischen Konzeptes einer Matrize verdeutlicht werden kann. Wir werden auch darüber noch mehr zu sagen haben.

Der zweite Bestandteil unseres Ausdrucks, der Terminus *Konstrukt,* soll besagen, daß es sich um etwas Sprachimmanentes handelt und nicht um etwas von außen her an die Sprachrealität Herangetragenes. Das kann nur so verstanden werden, daß ein Konstrukt, wenn es für eine gegebene Sprache aufgestellt ist, den Status eines sprachlichen Zeichens hat, und das heißt: es hat eine signifiant-Seite und eine signifié-Seite. Es ist ein komplexes Zeichen und steht im Gegensatz zu einem einfachen Zeichen, d. h. einem Morphem oder einem Wort; es hat aber trotzdem den Status eines sprachlichen Zeichens. Sowohl die Substitutionsklasse als auch das Paradigma und das lexikalische

Feld haben den Status eines Zeichens. So wie man einfache Zeichen zueinander in Opposition stellt, möchte ich nun diese komplexen Zeichen miteinander vergleichen und in ihrer Opposition sehen.
Abschließend zum Terminologischen wäre noch zu sagen, daß ich statt von Wortfeldern von lexikalischen Feldern sprechen möchte. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, daß das lexikalische Feld nur eines aus der Klasse der Feldkonstrukte ist, als deren weitere Mitglieder wir die Substitutionsklassen und das Paradigma kennengelernt haben.
Die Substitutionsklasse in der deskriptiven Linguistik wird definiert als die Menge der Entitäten, die in einer gegebenen Äußerung an einer gegebenen Stelle füreinander substituiert werden können, so daß jedesmal eine neue Äußerung entsteht und die syntaktische Grundstruktur der neuen Äußerung, verglichen mit der Ausgangsäußerung, die gleiche geblieben ist. Das ist etwa das Konzept, wie es bei Pike, aber auch bei Bloomfield entwickelt ist. Wenn Sie also einen Satz haben: *Der Mann schläft,* und versuchen nun an dem Platz der Einheit *Mann* andere Entitäten zu substituieren, so bekommen Sie die Klasse aller Entitäten, die an dieser Stelle substituierbar sind und die die Bedingungen, die ich genannt habe, erfüllen. Oder Sie können den Platz *schläft* in Betracht ziehen und hier wieder die Klasse aller möglichen Substitute bilden. Es ruht diese Klasse auf einer Beschränkung der Substituierbarkeit. Ich habe gesagt, die syntaktische Relation muß die gleiche bleiben, d. h. unter anderem: es sind nur bestimmte Wortklassen an der bestimmten Stelle zugelassen, und innerhalb dieser Wortklassen gibt es allenfalls noch Restriktionen, Einschränkungen lexikalischer Art. Es wird etwa der Fall sein, daß das Verbum *schläft* mit Vorliebe zu solchen Nomina gestellt wird, von denen das Schlafen ausgesagt werden kann, also belebte Nomina. Im ganzen basiert die Substitutionsklasse auf der Gleichheit einer syntaktischen Relation; sie ist schwach strukturiert, wie ich das nennen würde; innerhalb dieser Klasse gibt es eine schwache Strukturierung, die auf Einschränkungen lexikalischer Natur beruht.
Das Paradigma, worunter ich z. B. das Kasusparadigma der altindogermanischen Sprachen verstehe oder das Paradigma der Verbalflexion, scheint mir in vielem der Substitutionsklasse entgegengesetzt. Dem Paradigma habe ich eine längere, in Lingua 18,2 (1967) erschienene Studie gewidmet. Zunächst einmal sind die Mitglieder eines Paradigmas im allgemeinen nicht füreinander substituierbar

im Rahmen einer und derselben Äußerung. Ich halte den Ausdruck „paradigmatische Dimension" für verfehlt; dann vor allem, wenn darunter „Substitutionsklasse" verstanden wird. Das ist etwa der Fall bei Hjelmslev, der überhaupt, wie ich glaube, den Terminus „paradigmatisch" aufgebracht und dort verwendet hat, wo Saussure ganz richtig den allgemeineren Terminus „rapports associatifs" verwendet hatte. Also die Mitglieder des Paradigmas, des Paradigmenfeldes sind nicht füreinander substituierbar. Etwa einen Genitiv kann man normalerweise nicht dort im Satz einsetzen, wo ein Nominativ steht; man bekommt entweder eine völlig neue Äußerung, die syntaktisch nicht der Ausgangsäußerung gleich ist, oder man bekommt überhaupt einen ungrammatischen Satz. Die Mitglieder eines Paradigmas, etwa des Flexionsparadigmas, stehen vielmehr in einer engen Beziehung zu ganz bestimmten syntaktischen Relationen. Zum Beispiel der Genitiv steht in einer engen Beziehung zur Signalisierung der Attributsrelation, der Akkusativ steht in einer engen Beziehung zur Signalisierung der Objektsrelation. Man kann verallgemeinernd sagen: Die Mitglieder eines Flexionsparadigmas stehen in Beziehung zu einem syntaktischen Paradigma, das also aus verschiedenen syntaktischen Konstruktionen besteht: der Attributskonstruktion, der Objektskonstruktion, der Subjektskonstruktion usw. Die Einschränkungen in der Kombinierbarkeit bei den Mitgliedern eines Paradigmas sind in erster Linie syntaktisch; das Paradigmenfeld ist stark syntaktisch strukturiert. Die Abgrenzung des Feldes nach außen wird für die Beispiele, die ich genannt habe, geliefert durch die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer bestimmten Wortklasse, also beim Paradigma der Nominalflexion handelt es sich eben um alle diejenigen Entitäten, die der Wortklasse Nomen angehören, beim Paradigma der Verbalflexion um alle Entitäten, die der Klasse Verben angehören.

Ich kann das bisher Gesagte wie folgt zusammenfassen und noch etwas erweitern:

1. Es handelt sich bei dem, was wir bis jetzt gesehen haben, um die Wechselbeziehung zwischen einem Syntagma und einer Einheit; etwas weniger technisch ausgedrückt, zwischen einer Beziehung von Wörtern im Satz und einem einzelnen Wort.

2. Es handelt sich um die Abgrenzung der Menge von Einheiten, also von Wörtern. Das ist das, was wir Konstrukt genannt haben. Ab-

grenzung nach außen, indem wir es mit anderen Konstrukten vergleichen; Abgrenzung der Entitäten innerhalb des Konstruktes, was wir Untergliederung nennen wollen.

3. Bei der Abgrenzung nach außen und bei der Untergliederung im Inneren spielt die Kombinierbarkeit der Entitäten, also die Syntagmatik eine entscheidende Rolle, ich will nicht sagen die einzige Rolle, aber eine entscheidende Rolle. Es handelt sich um die Einschränkung von Kombinierbarkeit; diesen Zustand wollen wir mit dem Terminus „selektive Restriktion" belegen. Wir wollen den Satz aufstellen: Feldstruktur entsteht durch selektive Restriktionen.

4. Restriktionen, haben wir gesehen, sind entweder lexikalischer Art, d. h., sie stehen im Zusammenhang mit einer einzelnen Einheit, mit einem Wort, oder sie sind syntaktischer Art, d. h., sie stehen im Zusammenhang mit einer Konstruktion, mit einem Syntagma.
Nun komme ich zum lexikalischen Feld, und ich komme zu einer Problemstellung, zu einer Aufgabenstellung für die weitere Erforschung von lexikalischen Feldern. Es muß bei dieser weiteren Erforschung gezeigt werden,

1. inwiefern bestimmte Wörter zu einem Konstrukt, zu einer Gesamtmenge, genannt „Feld", zugewiesen werden können und inwiefern dieses Konstrukt gegenüber anderen Konstrukten abgegrenzt werden kann.

2. Es muß der Nachweis geliefert werden, daß innerhalb des Konstruktes eine Strukturierung, eine Untergliederung besteht.

Diese beiden Bedingungen halte ich für notwendig und für hinreichend für die Behauptung, es bestehe ein lexikalisches Feld.
Wir haben nun gesehen, daß Strukturierung durch den Nachweis von Restriktionen sichtbar wird. Bei den lexikalischen Feldern handelt es sich um Restriktionen sowohl lexikalischer als auch syntaktischer Art. Man kann fast sagen, das Paradigma, das traditionelle Paradigma, ist ein Extremfall, nämlich es ist der Fall, bei dem die Strukturierung durch Restriktionen vorwiegend syntaktischer Art erreicht wird. Die Substitutionsklasse scheint ein anderer Extremfall zu sein. Es ist die Klasse der Elemente, die auf einer schwachen syntaktischen Strukturierung beruht, d. h. auf einer einzigen syntaktischen Relation. Das lexikalische Feld ist nun eine Mischung aus diesen beiden Extremen, und ich komme zur Beantwortung der

Frage, warum der Nachweis von Feldern so schwierig ist: Die Schwierigkeit besteht darin, das Mischungsverhältnis zwischen syntaktischen und lexikalischen Restriktionen zu erkennen. Der Zugang zu der Erkenntnis von sprachlichen Feldern ist dann am leichtesten, wenn die Strukturierung und die Restriktionen möglichst rein sind, d. h., wenn sie entweder möglichst rein syntaktisch sind oder wenn sie möglichst rein lexikalisch sind. Dies wiederum scheint mir Antwort zu geben auf die Frage, warum es immer wieder dieselben Begriffsbezirke sind, die in Betracht gezogen wurden. Die Verwandtschaftsterminologie scheint mir ein Fall von stark lexikalisch strukturiertem Feld zu sein; die Verben des Sagens, „verba dicendi", die seit dem Altertum als ein Feld aufgestellt worden sind, scheinen mir einen Fall von stark syntaktischer Strukturierung darzustellen. Das gilt natürlich nur mit gewissen Einschränkungen. Zum Beispiel scheint mir das Feld von Verwandtschaftswörtern nicht ausschließlich durch lexikalische Restriktionen bedingt zu sein. Es gibt Sprachen, in denen man etwa den Terminus *Großvater* nicht in jeder beliebigen Äußerung als solchen gebrauchen kann. In den mir vertrauten Uto-Aztekischen Sprachen Südkaliforniens etwa braucht man jeweils ein verschiedenes Verwandtschaftswort, wenn gesagt wird: *er ist mein Großvater, ich bin sein Großvater*. Das steht im Zusammenhang mit der Deixis der Pronomina, und diese wiederum ist, wie ich meinen möchte, eine syntaktische, nicht eine lexikalische Art von Restriktion.

Damit habe ich den theoretischen Teil zu einem gewissen Abschluß gebracht, und ich möchte nun, um das Gesagte noch zu verdeutlichen, zwei Beispiele diskutieren.

2. *Verben des Essens im Tzeltal*

Das erste betrifft eine Gruppe von Verben in einer Maya-Sprache, Tzeltal, gesprochen im zentralen Chiapas in Mexiko. Die Tabelle als solche habe ich übernommen von einem Aufsatz von Brent Berlin, „Categories of Eating in Tzeltal and Navaho", erschienen im Januarheft von IJAL, 1967.

Die Tabelle muß die Neugierde eines an Feldern Interessierten sofort reizen. Ich habe nachher die Sache zusammen mit einem Maya-Spezialisten, Herrn Kollegen G. Zimmermann, Hamburg, noch etwas weiter verfolgt. Wir haben älteres Maya untersucht, vor allem Hochlandmaya, und wir haben gesehen, daß die Verhältnisse ähn-

Fig. 1

NOUNS		VERBS					
		-tiʔ	*-loʔ*	*-k'uš*	*-e'uʔ*	*-weʔ*	*-bueʼ*
ʔič	chili pepper	×					
tiʔbal	meat	×					
čehčew	mushroom	×					
k'in	kidneys	×					
sehk'ub	liver	×					
pue	lungs	×					
ealub	chicken's comb	×					
čaʔ	gizzard	×					
eukum	stomach	×					
č'ič	blood	×	(×)				
činam	brains		×				
čin bak	marrow		×				
šepu	grease		×				
loʔbal	banana		×				
ʔalčaš	orange		×				
e'um	squash		×				
ʔon	avacado		×				
meloneš	cantalope		×				
c'usub	grape		×				
čiʔin	potato		×				
pahč'	pineapple		×				
čab	honey		×				
maneána	apple		×	(×)			
manko	mango		×	(×)			
bok	greens		×	(×)			
kuliš	cabbage		×	(×)			
waneš	raddish			×			
hi	young corn			×			
ʔahan	roasting ear			×			
čenek'	bean			×			
ʔaskal	brown sugar (in chunks)			×			
p'ol	popcorn			×			
k'ošoš	toasted tortilla			×			
nues	nut			×			
sakil	pumpkin seed			×			
tušʔak	onion			×			
waleʔ	sugar cane				×		
teʔel ʔišim	corn stalk				×		
wah	tortilla					×	
kašlan wah	bread					×	
paeʼ	tamale					×	
lulse	candy						×
tum čab	sugar cane residue						×

lich sind; sie sind allerdings noch viel komplexer, als es auf der Tabelle erscheint. Es kommen viele weitere Momente der Untergliederung dazu. Im ganzen aber ist das Prinzip das gleiche.
Aus der Tabelle ersieht man, daß es sich um sechs Verben handelt, und zwar, wie der Verfasser sagt, um Verben des Essens. Man kann fragen, ob nicht ein Proton Pseudos darin liegt, daß man in dieser Sprache diese und gerade diese Verben zusammenordnet. Das Faktum, daß man sie alle mit „essen" im Deutschen übersetzt, scheint mir noch kein hinreichender Grund, hier ein Feld zu postulieren. Es lassen sich zur Abgrenzung nach außen aber noch weitere Gründe aufführen, die sprachimmanent sind: Außer diesen sechs Verben gibt es nämlich noch ein siebtes. Der entsprechende Verbalstamm hat die Gestalt *tun-* und wird in Interrogativ-Konstruktionen gebraucht, also etwa, wenn man sagt *Was hast du gegessen?* oder *Ist das, was du da ißt, eßbar?* Nicht gesagt vom Autor wird, ob und inwiefern es auch für indefinite Fälle gebraucht wird, also für den Fall *Ich esse etwas* oder *Die Frucht dieses Baumes ist eßbar*. Das kann aber unterstellt werden, gerade auf Grund der Evidenz weiterer Maya-Sprachen. So kann man sagen, auf die Frage *Was ißt du da?* antworten die genannten sechs Verben, und nur diese. Und es ist obligatorisch in dieser Sprache, in der Affirmation zu unterscheiden, also eins dieser sechs auszuwählen je nach der Klassenzugehörigkeit des Objektes, das gegessen wird. Das wird in der Tabelle sichtbar gemacht. In den Zeileneingängen erscheint eine Menge von in grammatischer Objektsrelation vorkommenden Nomina. Das Verhältnis der Verben zu diesen Nomina im ganzen ist komplementär. Dadurch werden die Zeileneingänge, d. h. die Nomina, in Klassen unterteilt, für die meistens auch ein gemeinsamer Nenner der Bedeutung angegeben werden kann. Zum Beispiel die erste Klasse umfaßt Fleischarten, die zweite Material von breiiger Konsistenz, die dritte Körniges, das fest gekaut werden muß usw. Freilich figurieren in der Fleischklasse auch die Ausdrücke für „mushroom" und „chili pepper". Das bedarf einer Erklärung. Man kann es sich sicher nicht so leicht machen zu sagen, diese Tzeltalindianer faßten eben Pilze und Chili Pepper als Fleisch auf. Hingegen gibt es sprachliche Indizien, die mit dieser Zuweisung Hand in Hand gehen. Das ist an sich eine komplexe Angelegenheit. Ganz kurz gesagt geht es um folgendes: Es gibt in den Maya-Sprachen eine große Zahl von sogenannten Zahlklassifikatoren. Wenn man Gegenstände zählen will, so genügt es

nicht, das Zahlwort und das zu Zählende nebeneinanderzustellen, sondern es muß ein Denominator dazukommen, der je nach einer Klassenzugehörigkeit verschieden ist. Es gibt zwischen siebzig und neunzig solcher Klassifikatoren in einer Sprache. Diese Verhältnisse sind in den Grammatiken noch ganz unzureichend beschrieben, wie es überhaupt beschämend wenig brauchbare Grammatiken von Maya-Sprachen gibt. Aber sicher ist, daß die Klassifikatoren obligatorisch sind. In dem hier aufgeführten Bereich scheint es gerade so zu sein, daß die erste Gruppe mit einem bestimmten Klassifikator Hand in Hand geht, daß die Grenze zwischen der ersten und der zweiten Gruppe zusammenfällt mit der Abgrenzung zwischen zwei Klassifikatoren. Bei der zweiten Gruppe, die vor allem weiche, breiige Materialien umfaßt, ist ein anderer Klassifikator obligatorisch als bei der ersten, der Fleischgruppe. Das, würde ich meinen, ist ein starkes sprachliches Indiz dafür, daß die Menge dieser Entitäten strukturiert und untergliedert ist, in dem angegebenen Sinn. Trotz der allgemeinen Komplementarität gibt es in dem Schema allerdings auch einige Überlappungen, etwa bei Wörtern für „Apfel", „Mango", „Kohl" usw. Auch da gehen mit den Überlappungen Überlappungen der Klassifikatoren Hand in Hand. Es wird jeweils in Betracht gezogen entweder die breiige Konsistenz oder wie bei der nächstfolgenden Klasse die knusperige Konsistenz. Abschließend zu diesen Beispielen: Es handelt sich um eine nach außen abgegrenzte Menge, und zwar durch das syntaktische Kriterium interrogativ gegenüber affirmativ, und es handelt sich um eine untergliederte Menge in der Weise etwa, wie es hier angegeben ist. Das lexikalische Feld der Verben des Essens im Tzeltal beruht vorwiegend auf lexikalischen Einschränkungen, aber es ist auch eine gewisse syntaktische Restriktion im Spiele: man könnte etwa sagen, im Verhältnis 6 : 1. Im einen Fall, bei dem Kontrast allgemeines Verbum : spezielles Verbum, ist es die syntaktische Restriktion; in den anderen Fällen sind es die lexikalischen Restriktionen.

3. Verben des Sagens im Deutschen

Jetzt etwas ganz anderes, nämlich, wie ich es genannt habe, Verben des Sagens im Deutschen. Ich habe über diese Sache ausführlicher gehandelt in einem Aufsatz, der in der Festschrift für Jakobson erscheinen wird, und will hier nicht das ganze Material vorführen, sondern nur ganz kurz meine Verfahrensweise charakterisieren und

angeben, in welcher Richtung ich mir solche Forschungen weitergeführt denken möchte.

3.1 Voraussetzungen

Ich habe in Betracht gezogen die Verben *sprechen, reden, sagen, erzählen, bemerken, antworten, entgegnen* und *fragen*. Nun kann man wieder fragen: warum diese und nur diese? Folgende Überlegungen habe ich angestellt, um diese Frage zu beantworten. Ich habe 1. die Wortklassenzugehörigkeit in Betracht gezogen, habe also nur die Verben des Sagens berücksichtigt. 2. Ich habe aus der Gesamtmasse aller deutschen Verben eine Aussonderung zu erreichen versucht, indem ich gesagt habe: Es gibt bestimmte Verben, die auf die Rede in einer Rede Bezug nehmen, also etwa das, was man „reported speach" nennt, sei es direkte eingebettete oder indirekte eingebettete Rede. Dadurch bekomme ich eine Menge von Verben, einschließlich solcher wie etwa *meinen, vermuten, denken, protestieren,* und dann eben die genannten Verben des Sagens, also etwa einen Bereich, den man mit verba dicendi et sentiendi bezeichnen könnte. Das ist eine Aussonderung auf Grund syntaktischer Restriktionen. Eine weitere Aussonderung der Verben des Sagens wäre zu erreichen, indem man lexikalische Einschränkungen in Betracht zieht, also die Kombinierbarkeit mit Entitäten, die irgend etwas mit der vokalen Tätigkeit zu tun haben: also er *sagt,* er *spricht laut* oder *leise* usw. 3. Ich muß und möchte nun die Untergliederung und Strukturierung dieser Menge erweisen. Sie ist, wie ich meine, sehr stark syntaktisch, nicht lexikalisch. Sie nähert sich in der Tat dem Status eines Paradigmas. Wenn man sich einmal in anderen Sprachen umsieht, ist es tatsächlich so, daß gewisse Verben des Sagens im Verlauf der sprachlichen Entwicklung sich zu einem Paradigma zusammengeschlossen haben. Ihnen allen bekannt ist der Fall der griechischen Sprachentwicklung. Man weiß, daß bei Homer Formen wie λέγω oder εἶπον oder εἴρηκα, ἀγορεύω als selbständige Verben zu betrachten sind, allerdings als defektive Verben. Etwa zum Aorist εἶπον gibt es kein Präsens, zu ἀγορεύω gibt es im Prinzip keinen Aorist. Trotzdem sind sie als selbständig zu betrachten. Im Attischen und in der attischen Grammatik werden sie als ein und dasselbe Paradigma des Verbums *sagen* angesehen. Sie sehen also, wir haben es bei diesem Bedeutungsbereich vermutlich auch im Deutschen mit einem Grenzfall zu tun, einem Fall, der sich im Rahmen der verglichenen Konstrukte sehr stark

einem Paradigma nähert, den wir aber trotzdem noch ein Feld nennen wollen.

3.2 Charakterisierung der Untersuchung

Die Untergliederung der Gesamtmenge, wie bereits gesagt, kommt durch die Berücksichtigung von Einschränkungen der Kombinierbarkeit im Rahmen von syntaktischen Konstruktionen zustande. Aus der Gesamtmenge aller denkbaren syntaktischen Konstruktionen wurde ein Katalog zusammengestellt, der aus der Tabelle Fig. 3 zu entnehmen ist. Die in den Zeileneingängen genannten 16 syntaktischen Konstruktionen habe ich in 8 Paaren angeordnet, wobei ich der Meinung bin, daß die Mitglieder jedes Paares in ihrem signifiant und ihrem signifié etwas miteinander gemeinsam haben und sich in etwas unterscheiden: z. B. Satznegation und Teilnegation; relativ-interrogativ untergeordnet und relativ-interrogativ beigeordnet; Aussagesatz untergeordnet und Aussagesatz beigeordnet. Ich meine, daß es eine endliche Zahl von möglichen syntaktischen Konstruktionen gibt, daß es aber aus dieser Gesamtmenge wieder eine bestimmte Untermenge gibt, die für die zunächst auf Grund anderer Kriterien abgegrenzte Menge von Verben des Sagens und ihre Untergliederung relevant sind.

Fig. 2

(1.1) Zero	vs.	(1.2) Komplement
(1) *Er spricht.*		(9) *Er spricht wenig.*
(2) *Er redet.*		(10) *Er redet wenig.*
(3) **Er sagt.*		(11) *Er sagt wenig.*
(4) *Er erzählt.*		(12) *Er erzählt wenig.*
(5) **Er bemerkt.*		(13) *Er bemerkt wenig.*
(6) *Er antwortet.*		(14) *Er antwortet wenig.*
(7) **Er entgegnet.*		(15) *Er entgegnet wenig.*
(8) *Er fragt.*		(16) *Er fragt wenig.*

(2.1) Aussagesatz untergeordnet	vs.	(2.2) Aussagesatz nebengeordnet
(17) **Er spricht, (daß) ich komme.*		(23) *Er entgegnet, ich komme.*
(18) **Er redet, ich komme.*		(24) **Er fragt, ich komme.*
(19) *Er sagt, ich komme.*		(25) *Er spricht: ich komme.*
(20) *Er erzählt, ich sei gekommen.*		(26) **Er redet: ich komme.*
(21) *Er bemerkt, ich komme.*		(27) *Er sagt: ich komme.*
(22) *Er antwortet, ich komme.*		(28) *Er erzählt: ich bin gekommen.*

(29)	*Er bemerkt: ich komme.*	(31)	*Er entgegnet: ich komme.*
(30)	*Er antwortet: ich komme.*	(32)	**Er fragt: ich komme.*

(3.1)	Relativ-Interrogativ untergeordnet	vs.	(3.2) Relativ-Interrogativ beigeordnet

(33)	**Er spricht, was er weiß.*	(41)	**Er spricht: was weiß er?*
(34)	**Er redet, was er weiß*	(42)	**Er redet: was weiß er?*
(35)	*Er sagt, was er weiß.*	(43)	*Er sagt: was weiß er?*
(36)	*Er erzählt, was er weiß.*	(44)	**Er erzählt: was weiß er?*
(37)	**Er bemerkt, was er weiß.*	(45)	**Er bemerkt: was weiß er?*
(38)	*Er antwortet, was er weiß.*	(46)	*Er antwortet: was weiß er?*
(39)	**Er entgegnet, was er weiß.*	(47)	*Er entgegnet: was weiß er?*
(40)	*Er fragt, was er weiß.*	(48)	*Er fragt: was weiß er?*

In Fig. 2 habe ich die ersten drei Paare von syntagmatischen Konstruktionen mit je einem Beispiel für je eine lexikalische Entität vorgeführt, woraus man ersehen mag, wie die Untersuchung angelegt ist. Mit „Zero" ist gemeint, daß das Verbum zusammen mit dem Pronominalelement ohne weiteren Zusatz eine abgeschlossene Äußerung des Deutschen darstellen kann. Das ist bei *sagen, bemerken, entgegnen* nicht möglich. *Er sagt* oder *Er bemerkt* sind als abgeschlossene Äußerungen in dieser Form nicht möglich. Das ist ein Beispiel für eine Restriktion. Der Terminus Komplement soll bedeuten, daß außer dem Verbum noch wenigstens ein weiterer Zusatz in der Äußerung steht, entweder ein eingebetteter Satz von dem Typ *Er sagt, ich komme* oder ein Objektnomen vom Typ *Er spricht den Satz* oder eine präpositionale Wendung vom Typ *Er spricht mit X*. In der angegebenen Weise wird nun für alle acht Paare von syntagmatischen Konstruktionen festgestellt, ob das Einsetzen einer der acht betrachteten lexikalischen Entitäten in paarweise geordnete Konstruktionen zu einem grammatischen oder zu einem ungrammatischen Satz führt. Gibt man diese Möglichkeiten mit Plus (+) und Minus (—) an, so gelangt man letztlich zu der tabellarischen Darstellung, wie sie in Fig. 3 aufgeführt ist.

Ich muß darauf hinweisen, daß die acht Paare von syntaktischen Konstruktionen nicht voneinander unabhängig sind. So ist etwa der syntagmatische Gegensatz von Satznegation und Wortnegation partiell abhängig von dem unter 1.1 und 1.2 genannten Gegensatz; nämlich diejenigen Verben, die ohne Komplement nicht eine vollständige Äußerung bilden können, sind zugleich auch diejenigen, die nicht mit der Wortnegation ohne weiteren Zusatz vorkommen,

	spricht (1)	redet (2)	sagt (3)	erzählt (4)	bemerkt (5)	antwortet (6)	entgegnet (7)	fragt (8)
(1.1.) Zero	+	+	—	+	—	+	—	+
(1.2.) Komplement	+	+	+	+	+	+	+	+
(2.1.) Auss.satz unterg.	—	—	+	+	+	+	+	—
(2.2.) Auss.satz beig.	+	—	+	+	+	+	+	—
(3.1.) Rel.-Int. unterg.	—	—	+	+	—	+	—	+
(3.2.) Rel.-Int. beig.	—	—	+	—	—	+	+	+
(4.1.) Objekt	+	—	+	+	—	+	+	—
(4.2.) Adv. Best.	+	+	—	+	—	+	+	+
(5.1.) Satznegation	—	—	+	—	—	+	—	—
(5.2.) Teilnegation	+	+	—	+	—	+	—	+
(6.1.) Präp. Wd. comit.	+	+	+	+	+	+	+	+
(6.2.) Präp. Wd. rezipr.	+	+	—	—	—	—	—	—
(7.1.) Dir. Objekt	+	—	+	+	—	+	+	+
(7.2.) Indir. Objekt	—	—	+	+	—	+	+	—
(8.1.) Pers. dir. Obj.	+	—	—	—	—	—	—	+
(8.2.) Unpers. dir. Obj.	+	—	+	+	—	+	+	—

Fig. 3

also *sagen, bemerken* und *entgegnen*. Das muß man natürlich berücksichtigen. Mit anderen Worten: Man muß den Umstand berücksichtigen, daß bestimmte syntagmatische Konstruktionen in stärkerem Maße dazu angetan sind, Struktur in die Menge der betrachteten lexikalischen Entitäten zu bringen als bestimmte andere syntagmatische Konstruktionen. Wenn man einmal bei einer Darstellung wie der in Tabelle 3 gelandet ist, dann gibt es eine Reihe von Wegen, wie die Forschung weitergehen kann. Man kann einerseits die mathematischen Eigenschaften dieser Gesamtmatrix untersuchen. Wenn sich gewisse Gesetzmäßigkeiten feststellen lassen, so können diese in Zusammenhang gebracht werden einerseits mit der hier in Betracht gezogenen Menge von verba dicendi, andererseits mit der in Betracht gezogenen Menge von syntagmatischen Konstruktionen. An dieser Gesamtbetrachtung der Matrix wird z. Z. noch gearbeitet. Sie wird erschwert durch die schon erwähnte Tatsache, daß die einzelnen Zeilen mit ihrer Plus- und Minus-Verteilung in einem Abhängigkeitsverhältnis von gewissen anderen Zeilen stehen können.

3.3 Feldstrukturen

Eine andere Möglichkeit der Weiterführung der Untersuchung liegt darin, daß wir je zwei Verben in bezug auf je ein Paar miteinander kontrastierender syntagmatischer Konstruktionen in ihrer Plus- und Minus-Konfiguration darstellen. Ich habe dabei fünf Typen unterschieden, die in Fig. 4 dargestellt sind.

Fig. 4

A. $\begin{pmatrix} + & - \\ - & + \end{pmatrix}$ oder $\begin{pmatrix} - & + \\ + & - \end{pmatrix}$

B. $\begin{pmatrix} + & + \\ - & - \end{pmatrix}$ oder $\begin{pmatrix} - & - \\ + & + \end{pmatrix}$

C. $\begin{pmatrix} + & - \\ + & - \end{pmatrix}$ oder $\begin{pmatrix} - & + \\ - & + \end{pmatrix}$

D. $\begin{pmatrix} + & + \\ + & + \end{pmatrix}$ oder $\begin{pmatrix} - & - \\ - & - \end{pmatrix}$

E. $\begin{pmatrix} + & - \\ + & + \end{pmatrix}$ oder $\begin{pmatrix} + & + \\ + & - \end{pmatrix}$ oder ...

Den Typus A, einen Überkreuztypus, nenne ich komplementär. Man muß sich vorstellen, es handelt sich um zwei Zeilen, die zwei zusammengehörige syntagmatische Relationen beinhalten, und um zwei Spalten, die zwei Verben enthalten; etwa *sagen* und *fragen*. Gerade diese zwei Verben weisen in bezug auf zwei minimal differente syntaktische Konstruktionen eine vorwiegend komplementäre Struktur auf.
Die Feldstruktur B beinhaltet, daß zwei Verben in der einen von zwei verglichenen syntaktischen Konstruktionen beide vorkommen, in der anderen beide nicht vorkommen. Diesen Typus habe ich synonym genannt, als Arbeitsterminus.
Die dritte Feldstruktur C besagt, daß zwei verglichene Verben in zwei verglichenen syntaktischen Konstruktionen so vorkommen, daß das eine in beiden, das andere in keiner von beiden stehen kann.
Der Typus D besagt, daß beide Verben in zwei verglichenen Konstruktionen entweder durchweg oder überhaupt nicht vorkommen.
Der Typus E besagt, daß die beiden Verben in der einen von zwei verglichenen Konstruktionen vorkommen, in der anderen dagegen nur eines der beiden Verben möglich ist. Es gibt vier Möglichkeiten der Anordnung von drei Pluszeichen und einem Minuszeichen und vier Anordnungen von drei Minuszeichen und einem Pluszeichen.
Diese Typen sind von verschiedenem Interesse in bezug auf die Untergliederung des Feldes der Verben *sagen*. Auffällig ist sicher der Typus A, wo wir etwa so argumentieren: Wenn es stimmt, daß die Syntagmata in jedem Paar systematisch aufeinander bezogen sind, und wenn die verglichenen lexikalischen Entitäten diese Art von selektiver Restriktion im Hinblick auf zwei Syntagmata zeigen, also über Kreuz verteilt sind, dann schließen wir, daß die lexikalischen Entitäten miteinander in einer ausgesprochen systematischen Beziehung stehen müssen. Einen ähnlichen Schluß ziehen wir für B. Wenn zwei Verben in der einen von den verglichenen Relationen beide vorkommen, in der anderen beide nicht, so schließen wir daraus, daß diese Verben etwas miteinander gemeinsam haben müssen, eben dieses Restriktionsverhältnis in bezug auf zwei Konstruktionen. Ebenso für den Typus C. Dagegen gibt uns der Typus D nichts her; wenn die beiden Verben in den beiden Konstruktionen in gleicher Weise vorkommen oder nicht vorkommen, so können wir nichts für den Unterschied oder das Verhältnis der beiden Verben zueinander schließen. Auch der Typus E ist nicht interessant; wenn an einer Stelle die Einsetzung des Verbs nicht möglich ist, und zwar

immer wieder an einer anderen, so ist das eine Sache des Zufalls, nicht eine Sache von System.

In der Folge der Untersuchung kam nun etwa heraus, daß zwei solche Verben wie *antworten* und *entgegnen* durch ein Vorwiegen des Feldtypus B gekennzeichnet sind, den wir Synonymität genannt haben. Bei der Vergleichung von *fragen* und *sagen* ergibt sich ein Vorherrschen des komplementären Typus A. Wesentlich für die Kontrolle ist natürlich, daß die Resultate unter sich stimmig sind. Das scheint auch der Fall zu sein. Wenn *antworten* und *entgegnen* dem Typus B, Synonymität, zugewiesen werden, und ferner *sagen* und *antworten* eben diesem Typus, so muß auch *sagen* und *entgegnen* ein Vorherrschen des Typus B aufweisen, und das ist tatsächlich der Fall. Bezeichnenderweise weist das Verbum *sprechen* bei keiner Vergleichung mit einem anderen Verb irgendwelche vorherrschende Typen auf. Es zeigt die häufigsten E-Typen, d. h. Zufallsverteilung zwischen dreimal Plus und einem Minus und umgekehrt. Es ist von der Gesamtmenge der Verben der Terminus, der am ehesten und in den meisten Umgebungen für die anderen Termini substituierbar ist.

Ich komme zum Schluß. Ich habe versucht, das, was in der bisherigen Forschung als lexikalisches Feld oder Wortfeld bezeichnet worden ist, aus seiner Isolierung herauszuführen, es in Zusammenhang zu bringen mit grammatischen Konstrukten. Wir haben gesagt, es handele sich auch bei einem lexikalischen Feld um ein Konstrukt, und zwar um ein immanentes Konstrukt mit Zeichencharakter. Wir haben gesagt, dieses Konstrukt beruhe auf strukturierenden Prinzipien. Wir haben als solche erkannt Restriktionen in der Kombinierbarkeit, und zwar entweder lexikalische hinsichtlich einer bestimmten lexikalischen Entität oder syntaktische hinsichtlich einer Konstruktion. Wir haben gesagt, beim lexikalischen Feld handle es sich oft um eine Mischung aus diesen beiden Extremtypen, es sei also sowohl lexikalisch als auch syntaktisch strukturiert. Daraus ergab sich uns die Problemstellung, nämlich das Erkennen des Mischungsverhältnisses. Weiter ergaben sich als Bedingungen für die Zuweisung von Wörtern zu einem lexikalischen Feld

1. die Abgrenzung nach außen,
2. der Nachweis von strukturierender Untergliederung.

Das ist Evidenz, wie sie nicht durch die Grammatik im üblichen Sinne beschrieben wird. Die Grammatik hat es zu tun mit Substitutionsklassen und mit Paradigmen. Es ist auch Evidenz, die nicht

durch das Lexikon behandelt wird; das Lexikon gibt allerdings bei den einzelnen Entitäten an, wie sie gebraucht werden, also es sagt etwa: nur mit Akkusativ, nur mit Genitiv; es gibt Restriktionen an; aber es gibt nicht an, daß diese Restriktionen systematisch aufeinander bezogen sind, so wie wir das hier zu zeigen versuchten. Es handelt sich wirklich bei diesen Forschungen und bei dieser Art von sprachlicher Evidenz um etwas Eigenständiges, das verdient, als eine eigenständige Abteilung in der Grammatik oder in der Gesamtbeschreibung einer Sprache berücksichtigt zu werden. Um auf das Gesamtthema dieser Tagung, die Sprachnormung, zu kommen: In vielen Fällen von Verstößen gegen die Sprachnorm handelt es sich um Verstöße gegen Feldregeln. Ein Beispiel ist die gestern aufgeführte mißbräuchliche Verwendung des Kompositionsgliedes *-fähig*.[1] Das ist ein Verstoß gegen eine in einem bestimmten Sprachzustand gültige Feldregel: nur mit Ausdrücken für belebte Wesen kombinierbar.

Es ist nun natürlich so, daß diese Strukturierungen, wie wir sie etwa bei der deutschen Gruppe der Verben des Sagens aufgezeigt haben, zunächst hypothetisch bleiben, solange sie nicht wirklich an einem großen Material durchgeprüft sind. Es würde sich darum handeln, allgemeine Gesetzmäßigkeiten zu finden, indem man mehrere solche Felder betrachtet.

Ich erinnere daran, daß die transformationelle Grammatik seit 1965 sich bemüht, für die lexikalischen Entitäten Spezifikationen der syntaktischen Kombinierbarkeit zu geben, sogenannte „syntactic features". Und zwar wird es so gemacht, daß für jede lexikalische Entität die features von neuem spezifiziert werden. Wenn wir aber solche Untermengen in der Gesamtmenge der lexikalischen Entitäten betrachten und sehen, daß sie strukturiert sind, dann kann man ein abkürzendes Verfahren wählen, indem man die Spezifikation nicht für jedes Wort getrennt, sondern für eine Gruppe von Wörtern gesamthaft angibt. Das würde eine wesentliche Vereinfachung bedeuten, ein Befolgen des Prinzips der Einfachheit.

In Köln bin ich mit einer Gruppe von Mitarbeitern beschäftigt, die Stimmigkeit von Feldgesetzen an einem größeren Material zu prüfen. Dafür kommen die datenverarbeitenden Maschinen in Betracht. Doch das sind Dinge, über die ich irgendwo zu späterer Zeit noch einmal zu berichten hoffe.

[1] Siehe Vortrag W. E. Süskind, S. 191ff.